Belg.
282 gm

Wolffers, F. v.,

Flandrisches Album.

Stillleben, Genrebilder, Geschichte.

Nach dem Leben gezeichnet

von

F. v. Wolffers.

Leipzig,

Verlag von Gustav Mayer.

1849.

338. D

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort.

Ich führe dem Leser eine kleine Sammlung von Bildern vor, die der Faden meiner Lebensgeschichte an einander reiht. Ich habe gar Verschiedenes darin aufgehängt, und bleibt man bei dem einen nicht stehen, gehet man hoffentlich am anderen nicht vorüber. Fern sei es von mir zu wähnen, meine eigenen Erlebnisse könnten jemand anders als mich interessiren. Nur halte ich dafür, daß das Privatleben für Alle, und das öffentliche blos seinetwegen da sei. Ein König, der von der Huldigung zu Hause kommt, zieht gewiß eine halbe Stunde Familienglück einer ganzen Woche Kunst und Pomp und Eitelkeit vor, und so, vom König herab, durch die ganze Gesellschaft bis zum Nachtwächter, fängt für den Menschen das wahre Glück an der Thürschwelle an. Ich bin zu jung, um ein **laudator temporis acti** zu sein, allein das Familienleben stirbt täglich mehr ab. Wir leben vor lauter Schaffen und Treiben nur noch ausser uns selbst.

Daß unsere gesellschaftlichen Verhältnisse nur wenigen vom Schicksal begünstigten zusagen, davon zeugt das fast allgemeine Streben nach neuen Zuständen, diese Träume edler Gemüther,

diese Sehnsucht großer Seelen nach einem besseren Loose für die Menschheit!

Ich brauche aber weder Träume niederzuschreiben, noch Zustände zu erdichten, um die Möglichkeit des Glückes in der menschlichen Gesellschaft darzustellen. Mein eigenes Leben bot mir Belege dazu, und deßwegen habe ich daraus erzählt. Die Zustände Flanderns, wie ich sie durch Ueberlieferung oder aus eigener Erfahrung in meiner Jugend noch kennen lernte, sind gleichsam eine Oase in der Geschichte der menschlichen Leiden.

Wir wollen zuverlässig hoffen, daß das Gemüth, dieses schönste Band der großen Menschenfamilie, an den materiellen Bestrebungen der Mitwelt nicht zu Grunde gehen werde; daß diese Bestrebungen vielmehr nur Dienerinnen sein werden einer höheren Idee, eines höheren Bedürfnisses, welches uns einer schöneren Gestaltung der menschlichen Verhältnisse entgegenführt.

Ich möchte noch manches über den Zweck dieses Albums sagen, über meine Absicht, zum Beispiel, dem deutschen Leser zu einer besseren Einsicht in die bis jetzt so wenig gekannten und so schlecht beurtheilten belgischen Zustände zu verhelfen. Allein der Cicerone hat mich immer gelangweilt und ich werde mich hüten selber einen solchen in meiner Galerie abzugeben! Der Leser beliebe nachsichtig in dieselbe einzutreten.

Inhalt.

		Seite.
I.	Vor 1830.	1
II.	Die Revolution.	63
III.	Lehr= und Wanderjahre.	121
IV.	Belgien seit der Revolution.	213

Inhalt.

		Seite.
I.	Vor 1830.	1
II.	Die Revolution.	53
III.	Lehr- und Wanderjahre.	121
IV.	[illegible]	213

I.

Vor 1830.

I.

Die Eisenbahnen haben Belgien zu einer großen Transitstraße nach Paris, London und Newyork gemacht. Nur zuweilen noch besucht man dieses merkwürdige Land um Seiner selbst willen, und wer es thut, hält sich an die europäisch-berühmten Sehenswürdigkeiten der Hauptstädte; dazu lesen Politiker ein paar Zeitungen beider Parteien, wohnen einer Sitzung der Kammer bei, und leben forthin der Ueberzeugung, Belgien von Grund aus zu kennen. Wüßten sie, welche Goldgruben die uralten Thürme, woran sie vorübereilen, bezeichnen, könnten sie ahnen, wie viel Anziehendes und Denkwürdiges in diesen bescheidenen Landstädtchen verborgen liegt, manches fühlende Herz würde gewiß die dort aufbewahrten Schätze einer heiligen Vorzeit aufsuchen und ihnen eine Stunde der Andacht widmen.

Bauet Eisenbahnen um die Erde, verbrüdert die Völker, verbreitet allenthalben Gas und Licht, Bequemlichkeit, Langweile, Ueberdruß — ihr werdet die Menschheit nie über die Sehnsucht nach Familienglück hinausbringen, und lobt man

euren Fortschritt, so ist es, weil man am Ende desselben eine idyllisch-glückliche Gesellschaft ahnet, sonst würde man dagegen, und könnte man bloß seinen Namen schreiben, protestiren.

Unterdessen will ich von Familienglück im stillen Kreise reden, wie ich es ohne Eisenbahnen und Gasbeleuchtung genossen, und ich bin überzeugt, daß sich im bescheidenen Spiegel meines Hauses der Zustand Belgiens zu einer für Deutschland höchst merkwürdigen Zeit viel besser abmalen wird, als in allen gelehrten und ungelehrten Büchern, die darüber geschrieben. Ich werde eine von jenen Goldminen, die jeden Tag eine Ader mehr verlieren, oder ganz verschüttet werden, aufdecken und dabei Personen, Sachen und Situationen ans Tageslicht fördern, die nur auf einen Walter Scott warten, um weltberühmt zu werden. Denn wer dachte vor dem Erscheinen jenes großen Dichters an Schottland, und welche Herrlichkeiten wären in den Abgrund der Vergessenheit ohne diesen Vates sacer, der sie lacrimabiles machte, hinabgerollt?

Ich wurde am Abende jener bewegten Zeiten, die Republik und Kaiserreich in der Geschichte heißen, in einer flandrischen Stadt geboren. Meine Mutter erzählte mir oft, General von N..., aus der Schlacht von Waterloo kommend, habe mich als zweijähriges Kind manchmal auf dem Arme getragen. Meine Wiege umgaben früh Mährchen, um die Grimm meine Amme beneidet hätte. Dazu kam Dichtung und Wahrheit aus dem durch die Schicksale des Jahrhunderts tief bewegten Leben meiner Angehörigen. Meine Tanten waren in einem Ursulinerkloster zu Valenciennes erzogen worden, und

sie verwahrten als Reliquien die Briefe ihrer Lehrerinnen, welche auf dem Schafotte gestorben, aus dem Gefängnisse auf geheimen Wegen ihnen ein letztes Lebewohl mit ihrem Segen zuschickten. Meine Familie hatte 200 Jahre lang unter der Oesterreichischen Regierung die wichtigsten Aemter bekleidet und wurde während der brabanter Revolution das Ziel der leidenschaftlichsten Verfolgungen. Die Oesterreicher aber siegten. Aemter und Ehren belohnten reichlich meinen Großvater für seine Leiden. Man verlangte von ihm die Namen der Schuldigen. Der edle Mann hatte sie vergessen. Die Republik besiegte Oesterreich. Die von meinem Großvater Geschonten kamen wieder ans Ruder. Der greise Mann mußte nach Holland fliehen, und büßte den größten Theil seines ansehnlichen Vermögens ein. Die unverheiratheten Töchter folgten ihm und hatten aus jenen Zeiten sich eine Lebensgeschichte gesammelt, die sie nachher von der Wiege an unserer Neugierde Preis gaben, wodurch wir unsere Phantasie entwickelten, unsern Geist bildeten, aber auch diesen Familienhaß in uns aufnahmen, welcher in Belgien bis vor nicht langer Zeit so sehr herrschte, daß er an die Familienfehden der Republiken Italiens erinnerte. Die Oesterreicher und die Patrioten standen einander gegenüber wie im alten Florenz die Welfen und Ghibellinen. Meine ältere Tante, eine höchst geistreiche Frau, war lange bei Hofe gewesen und mit den Koryphäen der Zeit zusammen gekommen. Persönlich eine lebendige Denkschrift, bestand ihre Lectüre meistens in Memoiren, worunter, ich weiß nicht warum, die des Barons von Pöllnitz eine große Rolle spielten. Eine

zweite Tante liebte uns zärtlich, sie war unsere Zuflucht, wenn wir uns durch Fall, Stoß oder Stich verletzt hatten, und wußte geschickt vortreffliche Hausmittel anzuwenden. Die dritte schrieb eine schöne Hand und brachte uns früh Kadmos Erfindung bei; denn man wollte uns so spät wie möglich mit andern Kindern in Berührung bringen. Unsere erste Schule war die einer durch die Revolution aus ihrem Kloster vertriebenen Nonne. Der ganze Unterricht bestand darin, daß wir die von Hause mitgebrachten Leckerbissen, Obst rc. verzehrten, was ein Drittel der Zeit in Anspruch nahm; man spielte das zweite Drittel durch, und lernte dann ein paar Fragen und Antworten aus dem Katechismus. Die Eselskappe war des Faulenzers Strafe, ein Heiligenbildchen der Lohn des Fleißes. Unsere Mutter, eine fromme, biedere Frau, führte uns fleißig in die Kirche, und wir spielten Pastor, daß es eine Wonne war. Wir hatten oben auf einem Speicherstübchen Altäre eingerichtet, wo wir die Messe sangen, daß die Dachstube krachte. Nichts fehlte an unserer Einrichtung, denn die vielen geistlichen Herren, die beständig unser Haus besuchten, versorgten uns mit Allem reichlich bis aufs Meßbuch, woraus wir sangen, ehe wir Musa Musae buchstabiren konnten. Meiner Mutter sehnlichster Wunsch war, mich einmal wirklich am Altar zu sehen, und sie sprach oft bei unseren Spaziergängen, wenn wir in einem einsamen Dorfe an der niedlichen Pfarrei mit den schönen Obstbäumen und dem wohlbestellten Gemüsegarten vorübergingen, von dem glücklichen Leben des Dorfpfarrers.

Was aus dem Pastor Designatus geworden — davon vielleicht ein ander Mal.

Unser Haus trug noch immer das Gepräge seiner ehemaligen Größe. Ein Gemach in demselben aber hielt unsere Phantasie vor Allem gefesselt. Es war der Ahnensaal, wo nur ein Mal im Jahre an einem bestimmten Tage das Licht eindrang. Ein großes Kamin, von schwarzen Marmorsäulen getragen, schmückte denselben, und das mächtige Karnies, das ihn umgab, war mit den reichsten Porzellan-Vasen beladen. Die Tapete war von rothem Sammt mit Goldborten, worauf sich die stattlichen Bildnisse meines mütterlichen Großvaters, Mitgliedes des großen Rathes von Mecheln und seiner Frau, woran sich ein Bischof und mehrere Prälaten anschlossen, gar herrlich ausnahmen. Dem Kamine gegenüber prangte das Bildniß des Oesterreichischen Ministers Cobenzl, welches dieser Staatsmann meinem Großvater als Andenken ihrer mannigfachen amtlichen und freundschaftlichen Beziehungen verehrt hatte. Daß jährlich in diesem Saale ein großes Fest begangen wurde, wobei die Ausstiche des Kellers vorzüglich in Anspruch genommen wurden, mag wohl auch an unserem Respecte für denselben Schuld gewesen sein. Ein zweites wichtiges Gemach im Hause war die Raritäten-Kammer, wo neben einer hübschen Sammlung von guten Gemälden ausgestopfte Vögel in Glasschränken und ein Buffet mit kostbaren Conchylien aufbewahrt wurden. Meine Großmutter besaß früher im Cabinet die seltensten goldenen, griechischen und römischen Münzen, welches wir nur aus der Ueberlieferung

kennen lernten, da ihr die Sammlung von einer Magd, deren Vater sie vom Galgen gerettet, bei der Emigration gestohlen wurde. Es fehlte im Hause also nicht an mannigfachen Bildungsmitteln, allein sie wurden mehr von unserer Phantasie, denn von unserer Intelligenz ausgebeutet. Der Vater war früh in ausländischen Diensten gestorben. Unsere Erziehung fiel der Fürsorge unseres mütterlichen Oheims anheim. Dieser Mann hätte zum Jonathan Oldbuck des Antiquars sitzen können: er besaß seine Eigenschaften und Eigenheiten vollkommen. Er war ein Zögling der Löwener Universität, aus deren Geschichte er uns in späteren Jahren manches Interessante erzählte. Wie ich schon bemerkt, war unser Haus ein Brennpunkt von Traditionen, aus allen wichtigen Begebenheiten des Jahrhunderts zusammengeflossen. Die Gräuel der französischen Revolution, die Reminiscenzen aus der goldenen Zeit Maria Theresia's, wie aus den Regierungen Joseph's und Leopold's, die brabanter Unruhen mit ihren empörenden Drama's, endlich das gelehrte Leben Belgiens, repräsentirt durch einen Jünger der alten Löwener Universität. Selbst die Perrückenzeit hatte in unserer Familie am Großvater einen würdigen Vertreter; der gute Mann wollte wenigstens in seinem Zopfe, den er mit ins Grab nahm, das Andenken der gepriesenen und bedauerten alten Zeit ehren.

Wir waren im Jahre 1819. Ich hatte schon drei lateinische Classen durchgemacht, da führte mich der Oheim in einen Kreis, wo neben ihm die kostbarsten Originalien glänzten. Es waren Schulkameraden von ihm, welche die ver-

schiedensten Lebensbahnen eingeschlagen, die aber ein gemeinsames Band fest an einander hielt, und dieses Band war ihre Philosophie.

Ja, das waren Philosophen, und der Art, wie sie weder Tennemann noch irgend ein Historiker verzeichnet. Damals, und das giebt den Schlüssel zu manchen Zuständen, trieb man in Belgien Alles objectiv. Die Wolff'sche Philosophie wurde in Löwen, wie zu der Zeit überall, docirt. Jeder Student kaufte die auf Befehl des Staates gedruckten Compendia, woraus er genug auswendig lernte, um sein Examen bestehen zu können. Das nannte man Philosophie studiren. Die Rechte umfaßten das römische, worüber ein Paar indigeste Collegien ad digesta gehört wurden; ferner die Coutümes (das alte Landrecht) memorirt. Die Geschichte trieb man mit Hülfe des Danes, Temporum Notio. Im Griechischen ging es nicht über die Fabeln von Aesop hinaus, im Lateinischen übersetzte man Horaz, Ovid (die Metamorphosen), und Virgil. Für die unteren Classen war Cornelius Nepos der stehende Artikel, für die oberen Cicero.

Das System unserer Philosophen nun zu bestimmen, ist unmöglich; von Denken und Forschen ist dabei keine Rede. Aus ihrem beschränkten Studium der Alten sammelten sie sich sogenannte Machtsprüche, welche sie ihre Norma vivendi hießen, und ergänzten nun diesen Coder aus den flamändischen Werken des Altvaters Cats. Zwei Männer aber hatten es im Kreise, wo mich der Oheim einführte, weiter gebracht; auch blickten sie mit einem gewissen Vornehmthun auf ihre

alten Universitätsfreunde, diese aber auf jene nicht ohne Mißtrauen herab. Die beiden Männer besaßen nämlich in ihrer Bibliothek Voltaire und Rousseau, und was noch schlimmer war, sie lasen und — studirten sie. Auch hatten sie während der brabanter Revolution zu den Vonckisten gehört, und man behauptete sogar, einer von ihnen habe im Tempel der Göttin der Vernunft einer Predigt beigewohnt.

Da ich die Partei der Vonckisten erwähne, so will ich schnell im Vorbeigehen die brabanter Revolution abfertigen.

Belgien gegenüber stand Oesterreich wegen der großen Entfernung in demselben Verhältnisse, wie damals England zu seinen americanischen Besitzungen.

Oesterreich besaß Belgien nicht, es administrirte es bloß. In jedem Lande sind aber die Eigenthümer die wahren Herren; damals besaßen die Abteien und der Adel den belgischen Boden, und diese wahren Herren standen nun gegen den Reformator Joseph, der ihre Rechte schmälern wollte, auf. Daß die Revolution ein schmähliches Ende nehmen mußte, versteht sich von selbst. Ein besseres Element that sich aber doch in der brabanter Revolution kund, in einer intelligenten Minorität, die bald von der brutalen Majorität unterdrückt wurde. Es war die Partei der Vonckisten, die ihren Namen vom Advocaten Vonck hatte, einem durchaus edlen, aufgeklärten Manne, der für sein Vaterland eine selbstständige Unabhängigkeit (wie früher Jansenius) träumte und sowohl die Macht der Abteien und des Adels, als die der Oesterreicher brechen wollte. Die wenig bekannten Vonck'schen Schriften dürften unter de Foe's,

Junius Briefe, Paul Courrier's Aufsätzen einen ehrenvollen Rang behaupten.

Doch kehren wir zu unseren Philosophen zurück. Beide Parteien wollten sich des jungen Studenten gleich Anfangs bemächtigen, wobei mein Oheim mit vielem Verdruß bemerkte, daß ich auf der Seite der Vonckisten hielt, was ihn veranlaßte, mich spärlicher zu den gewöhnlichen Conventen zu führen; dagegen gingen wir häufig die Vertreter der „guten Presse" einzeln besuchen, und darunter einen alten Mann, der eine kostbare Bibliothek nebst Antiquitäten aller Art besaß. Auch physikalische Instrumente standen mit dickem Staub bedeckt auf den Schränken umher, und flößten mir eine gar große Ehrfurcht ein; denn eine dunkle Notion der Macht der Elektricität war doch zu mir gedrungen. Der gute Mann wohnte in einer niedlichen an der Stadt gelegenen Gartenwohnung und besorgte selbst (er war ein Sonderling) seine Wirthschaft. In der niederländischen Literatur sehr bewandert, las er außer der lateinischen keine andere Sprache, und war doch ein vortrefflicher Mensch und ein sehr genießbarer Gesellschafter. Wie oft sehne ich mich noch nach jenen stillen Abenden zurück! Eine für mich immer interessante Unterhaltung, das Nachblättern in schönen Kupferwerken, fesselte Stunden lang meine Aufmerksamkeit, bis das mit den lustigsten Anekdoten gewürzte Nachtessen den Tag beschloß.

Die Belgier Maria Theresia's waren ein gutmüthiges biederes Völkchen, das in seiner wohlhabenden Gleichgültigkeit gegen alles Höhere sich recht behaglich fühlte. Die Geist-

lichen waren ihm gute Herren, die seine Ignoranz und seinen Wohlstand theilten. Die Bettler wurden durch Klostersuppen und Almosen versorgt, und außer hier und da einer Gewaltthätigkeit, die auf dem Galgenfelde ihren Lohn fand, war das Land ruhig. Die gutmüthigen Leute trieben alles objectiv, Religion wie Wissenschaft und fiel hier und da ein Witz gegen die geistlichen Herren, so beleidigte er nicht einmal diejenigen, die er traf.

Ein schreckliches Ereigniß sollte plötzlich den klaren, stillen Strom meiner Jugend trüben, mich an dem Ernste des Lebens furchtbar warnend vorüber führen. Der alte Mann, den wir eben verließen, wohnte, wie bereits erwähnt, allein. An einem schönen Herbstabend, es dämmerte schon, gehe ich mit dem Oheim zu ihm. Wir schellen vergebens an seiner Thür. Daß er zu Hause, war gewiß, denn er hatte uns des Morgens selber eingeladen. Mein Oheim vermuthet gleich Unglück. Ein Schlagfluß wird den alten Mann getroffen haben — meinte er. Hurtig schafft er aus der Nachbarschaft Männer mit Leitern herbei, um die Gartenmauer zu ersteigen. Es geschieht. Kein Licht war im Hause zu sehen. Die Thür stand auf. Mein Oheim dringt in die wohlbekannte Küche, zündet Licht an, stürzt in das Speisezimmer nach dem Cabinet zu, sein Fuß gleitet aus — er watet im Blute seines Freundes! Der unglückliche Mann lag ermordet am Boden. Nie werde ich den Augenblick vergessen. Meines Oheims Klage war herzzerreißend. Mich mußte man besinnungslos hinaus tragen. Weder mit Dolch noch Pistole war die gräß-

liche That verübt worden. Der Mörder hatte seinem Opfer mit einem Hammer den Kopf zerschmettert! Das erste Gefühl meines Oheims, als er sich faßte, war für Rache; er bringt die Nachbarschaft auf die Beine, und siehe da, ein Kind von fünf Jahren hatte eben seinen Eltern erzählt, es habe, in der Nähe des Gartenhauses am Abend spielend, einen Mann, den es nannte, die Mauer ersteigen sehen. Es war ein sehr übelberüchtigter Mensch. Mein Oheim eilt, ehe sich das Gerücht in der Stadt verbreitet, zur Polizei, und läßt den Beschuldigten, der eben die Flucht ergreifen wollte, verhaften. Vor dem Richter wurde er, unter zwanzig anderen Verbrechern vorgeführt, vom Kinde gleich erkannt. Er gestand die That und erklärte, er habe den alten Mann, den er reich geglaubt, berauben wollen, allein gar keine Baarschaft vorgefunden. Er starb auf dem Schafotte und seine sehr schöne Wittwe verheirathete sich wieder ein Jahr darauf.

II.

Daß die Frau eines auf dem Schafotte gestorbenen Verbrechers sich wieder verheirathete und zwar mit einem ordentlichen Bürger, hatte für unsere Stadt eine ganz andere Bedeutung, als man es beim nackten Erwähnen der Thatsache denken könnte; denn es erschütterte das ganze Gebäude ehrwürdiger Vorurtheile der alten Zeit. Man höre, wie weit sich diese Vorurtheile erstreckten. Es lebte in unserer Stadt ein junger, talentvoller Arzt, den seine Stellung und Erziehung

zum Eintritte in die ersten Kreise berechtigte. Die Aufnahme darein geschah wie folgt. Die vornehmsten Familien der Stadt hielten nach der Reihe den ganzen Winter hindurch des Montags Abends sogenannte Assemblée's, wo Whist gespielt, Thee getrunken und Erfrischungen aller Art gereicht wurden. Wer in diese Kreise zugelassen ward, hatte die Feuerprobe bestanden, sein Diplom als Gentleman war besiegelt und anerkannt. Die Aufnahme oder Zurückweisung bestimmte die Frau vom Hause bei der Ertheilung der Fische an die verschiedenen Partner. Ging der neue Candidat ohne Fische aus, so war das Urtheil über ihn gesprochen, er wurde ein Paria für die höhere Gesellschaft. Dieses Loos aber traf den armen jungen Arzt; und warum? weil vor hundert Jahren sein Urgroßvater in Verdacht gekommen war, einen Mitwisser an seinen amtlichen Unterschleifen ermordet zu haben! Ist nicht auch dem armen Werther, weil er bürgerlich war, so etwas passirt?

Merkwürdig aber, daß wir auf dem Umwege der Wissenschaft zu denselben Schlüssen gelangen, welche bei unseren Vorfahren ehrwürdige Vorurtheile hießen. Wissen wir nicht, daß die moralischen Anomalien des Menschen sich eben so wie die körperlichen fortpflanzen und vererben? Unsere Vorfahren ahnten es. Sie ahnten so Manches unsere Vorfahren!

Religiöse Abneigungen drückten sich auch sehr schroff aus. An gemischte Ehen denkt man bis auf den heutigen Tag in Flandern nicht.

Die allergrößte Schmach, die eine Familie treffen konnte, war ein Bankerot oder Fallisement. Die ehrenfesten Männer,

welche Belgien so mächtig in der Handelswelt gemacht, hatten in diesem Ländchen unerschütterliche Grundsätze der Redlichkeit allenthalben ins Volk gebracht. Mein Großvater pflegte zu sagen, daß früher ein Versprechen mit Handschlag mehr band, als ein geschriebener Contract seit der französischen Revolution.

Wie man denken kann, war das unglückliche Ende des alten Freundes meines Oheims lange Zeit hindurch der Gegenstand des Gespräches in der Versammlung unserer Philosophen. Man konnte nicht satt werden, die kleinsten Umstände davon hundert Mal wieder erzählen zu hören; die Klagen nahmen kein Ende, und die Betrachtungen über die Vanitas vitae et fuga seculi wollten nicht aufhören, bis sich die Sache nach und nach doch verlor und nur noch von Zeit zu Zeit wie ein vorübergegangenes Gewitter in der Ferne sich hören ließ. Bei der Hinrichtung des Mörders waren natürlicher Weise die alten Ceremonien bei Hinrichtungen zur Sprache gekommen, ferner die Tortur, das Rädern und Aufknüpfen, und wie man dabei summarisch verfuhr.

Der Vater meines Großvaters hatte während seiner Magistratur einen jungen Mann in der Thür seines eigenen Hauses aufknüpfen lassen — weil er seinen Vater gemißhandelt, und nichts vermochte den sonst gutmüthigen Mann, nur einen Schritt zu thun, um den Unglücklichen zu retten. „Ehret Vater und Mutter“ war ein Gebot, dessen Uebertretung vor Allem den Menschen unwürdig machte, länger die Erde zu betreten.

Mit jedem Tage, wie wir im Lateinischen voranschritten, nahm unsere Wißbegierde zu. Recht bald hatten wir in unser glückliches Gedächtniß die Formologie eingeprägt, wir haschten nach Neuem, und die trägen Marschübungen, die wir durch den langweiligen Cornelius Nepos machen mußten, wollten uns keineswegs zusagen. In der Schule blätterte ich immer, während die Andern den Miltiades durchkauten, im Pomponius Atticus herum, was mich oft, wenn der Lehrer zu wissen verlangte, was er gesagt, in Verlegenheit setzte.

Ein glücklicher Zufall sollte den Kreis meines Wissens mannigfach erweitern. Neben dem Ahnensaale befand sich ein geräumiges, mit Teppichen behängtes Zimmer, wo sich die für die damalige Zeit bedeutende Bibliothek meines Oheims befand. Eines Tages machte er die traurige Entdeckung, daß sich eine ganze Colonie Ratten und Mäuse hinter den Teppichen angesiedelt und von dort aus Streifzüge in die Bibliothek gemacht, wo sie unbarmherzig gehaus't und ohne Unterschied von Stand und Rang die Weisheit der Welt in Papier verzehrt hatten. Außer einigen Lieblingsschriftstellern gebrauchte der Oheim seine Bücher wenig — die Folianten, welche die ebene Erde einnahmen, einmal gar nicht, und gerade an diesen hatte das Ungeziefer sich am ungestörtesten und am furchtbarsten vergriffen. Mehrere Bände von Ducange's Infima Latinitas, ein Corpus juris und leider! das schöne Werk von Montfaucon waren nebst manchen andern unbrauchbar geworden. Die ehrwürdigen Teppiche mußten abgerissen und die Bibliothek nach einem Zimmer im ersten Stocke verlegt

werden. Und gerade dieses Zimmer sollte kein anderes sein, als ein an mein Schlafgemach anstoßendes, sogar damit durch eine Thür verbundenes. Wie das Provisorische in der Welt oft in ein fait accompli übergeht, so war es auch hier: Die Bibliothek war und blieb von nun an im ersten Stocke. Mit welcher Freude half ich die kostbarsten Bücher hinaufschaffen, um mich dann rasch hinzusetzen und Titel und Inder zu verschlingen, bis die gebietende Stimme meines Oheims mich herunter rief, wobei nie ein Verweis fehlte; denn seine Bibliothek war uns immer ein untersagtes Sanctum Sanctorum gewesen, sowohl weil er meinte, viele Bücher wären in unreifen Jahren ein Gift, als auch, weil er in seiner Bibliothek eine beispiellose Ordnung verlangte. Seine Bücher standen darin in Reihe und Glied aufmarschirt, so daß sie die besten Grenadiere des großen Kurfürsten beschämt hätten, und er konnte über das Heraustreten oder Zurückstehen eines Buches außer sich gerathen. Ja, der Sinn für Ordnung und Zucht war groß in unseren Vorfahren und hatte bei vielen guten Seiten auch seine lächerliche.

In einem Alter noch, wo die Abstraction mir wenig zusagte, griff ich gewöhnlich zu solchen Büchern, die mir den concreten Anhaltspunkt der Kupfer darboten, worunter die Emblemata Horatiana von Otto Venius meine Lieblinge waren — wiewohl dieselben mir durch unrichtiges Auffassen des Alterthums manchen falschen Begriff beibrachten. Der Schatz, den ich so nahe hatte, nahm mich jedoch dermaßen in Anspruch, daß meine Gesundheit darunter litt und der Arzt

befahl, ich sollte einen Monat lang jede Arbeit einstellen. Diese Zeit wurde zu Spaziergängen in die Gegend benutzt, vorzüglich nach der berühmten Abtei von Afflighem. Eine Stunde von der Stadt lag die brabantische Gränze am Fuße der Hügel, welche dieser schönen Provinz einen besonderen malerischen Reiz gewähren. Die Abtei von Affligbem war innerhalb des brabanter Gebietes auf einer Anhöhe gelegen, von wo aus man die herrlichste Aussicht auf die reizendsten Fluren des reichen Flanderns und des gesegneten Brabants genoß. Der Weg nach der Abtei führte durch unzählige Gemüse- und Obstgärten bis zu einem Walde, dessen uralte Eichen sich um den Sitz der reichen Prälaten als treue Wächter im Halbkreise gelagert zu haben schienen, um denselben vor dem Nordwinde zu schützen. Als wir zum ersten Male dahin spazierten, begleitete uns der Oheim, und als wir, aus dem Walde tretend, das herrliche Gebäude in seiner stillen Majestät vor uns sahen, füllten Thränen der Erinnerung an die schönen Tage, die er dort verlebt, die Augen des alten Mannes. Indem wir die Anhöhe erstiegen, erzählte er uns von dem Reichthume und der Pracht des ehemaligen Klosters, dessen Praelatus natus der Erzbischof von Mecheln gewesen, der jährlich aus dieser Abtei ungeheure Einkünfte bezog. Auch von der Gastfreiheit sprach er, die er während der Universitätsferien dort genossen, und wie man ihn aufgemuntert, sich dem geistlichen Stande und später dem Klosterleben zu widmen.

Die Zeit vom Jahre 1700 bis zur französischen Revolution

war für die belgischen Abteien eine eigenthümliche. Von Reichthum strotzend, bauten sämmtliche Prälaten neue Paläste für ihre Mönche; die Revolution unterbrach diesen Aufschwung, und nun stehen diese herrlichen neuen Gebäude überall neben den baufälligen alten unvollendet. Auch für diese Abtei war es der Fall. Der neue Klostersitz prangte noch in seiner ganzen Herrlichkeit und Pracht; daneben aber lag das Mittelalter in Trümmern; die Kirche, einst berühmt durch ihre Schönheit, war verschüttet und diente als Steinbruch für die Spekulanten, die damals schon anfingen, für die Proletarier in den Vorstädten unseres Wohnortes Casernen zu bauen. Mein Oheim suchte so viel wie möglich die alte Abtei aus ihren Ruinen hervorzurufen. Er führte uns vor ein wunderschönes Thor, von wo aus eine Allee von Pappeln nach der Brüsseler Chaussee führte. Hier, sagte er, war der Eingang, wodurch der Erzbischof von Mecheln seinen Einzug hielt, wenn er die Abtei besuchte, wobei er dann durch eine Allee von 1500 aufgestellten Orangenbäumen fuhr, den schönsten, die damals bekannt waren. Wie oft, fuhr er fort, habe ich mit den Abteiherren unter jenen Aepfelbäumen die Abendkühle genossen! Dies sagend, streckte er die Hand nach den unabsehbaren Obstgärten aus, welche sich auf der Südseite der Anhöhe sonnten, in solcher Ausdehnung, daß die ungeheuren Mauern, die sie umgaben, sich in den Linien der Landschaft verloren.

Das Epheu, dieser treue Freund so vieler gefallenen Größen, quoll aus allen Fenstern herunter, schoß an allen

Säulen empor. Ich kann nicht sagen, daß ich das Alles so genoß, wie ich es jetzt genießen könnte; allein das Schauspiel erfüllte meine Seele mit einer behaglichen Wehmuth; ich hätte weinen mögen oder — Einsiedler werden.

Es durstete uns nach dem langen Wege. In der Nähe war eine Schenke, allein um keinen Preis hätte mein Oheim uns erlaubt, selbst unter seiner Begleitung, hinein zu treten. Die Schenken waren uns als Pesthäuser beschrieben, und man entwarf uns davon ein so scheußliches Bild, daß wir kaum im Vorbeigehen hinein zu blicken wagten. Zart erzogen, suchte man uns vorzüglich dadurch abzuschrecken, daß man uns vorhielt, man trinke dort aus unreinen, von allem Ausbund gebrauchten Gläsern. Unsere streng religiöse Erziehung hatte uns überhaupt den Mund als ein Heiligthum dargestellt, welches man so rein als das Herz halten sollte, da dieses Organ durch das Abendmahl geheiligt zu werden bestimmt sei und dasselbe nie mit Lügen, noch Lästern, noch unkeuschen Worten besudelt werden sollte, sogar das Küssen auf die Lippen war uns streng verboten. Wie oft und wie gern sollte ich später das letzte Gebot übertreten!

Da die Schenke uns versagt war, so mußten wir zu dem Pächter unsere Zuflucht nehmen, der in der Meierei der Abtei wohnte. Wir irrten lange in dem weitläufigen Gebäude umher, ohne eine menschliche Gestalt anzutreffen; endlich kommen wir in einen Viehstall, worin eine Thür offen steht, die in die Wohnstube des Pachters führt; doch was erblicken wir? Eine Sammlung von Zwergen und Mißgeburten aller Art; die

Kinder, die an der Erde sitzen, mit Aussatz und Schwüren bedeckt, das kläglichste Bild des Elends. Und dort sollte ich meinen Durst stillen! Der Oheim entschuldigte unser Erscheinen unter dem Vorwande einer Erkundigung und gab das Zeichen zum Rückzuge; allein der Mann vom Hause folgte uns und fragte den Oheim, ob er nicht neugierig wäre, die inneren Räume der Abtei zu besuchen. Mit sichtbarem Widerwillen nahm der Oheim das Anerbieten des Zwerges an. Wir durchkreuzten die jetzt als Vorrathskammern von allen Pächtern der Umgegend benutzten öden Räume, bis der Zwerg mit mysteriöser Miene meinen Oheim fragte, ob er nicht einige aus der Bibliothek der Abtei g e r e t t e t e Bücher besichtigen wollte. Das Wort wirkte elektrisch auf meinen Oheim. Der Zwerg wurde ihm zum Menschen, er wuchs auf einmal drei Fuß. So steigt eine häßliche Jungfer im Ansehen, wenn sie eine Erbschaft macht. Wir wurden durch eine kleine Thür in das Asyl der geretteten Bücher eingeführt; es mochten dort ein paar tausend Bände aufgestapelt liegen. Mein Oheim fuhr mit zitternder Hand hinein. Lauter prachtvolle Werke, aber hier fehlt der erste, dort der letzte Band! Ja, sehen Sie, sagte der Zwerg mit einem vertraulichen, lächelnden Wispern, man verschmäht in seinen alten Tagen das Gläschen nicht, und wenn ich nach der Stadt gehe und mir so ein paar Folianten zum Gewürzkrämer mitnehme, kann ich mir dafür etwas zu Gute thun, so daß ich des Abends ganz selig heimkehre. Entsetzlich! lautete es in den Zügen des Oheims. Unsere Büchermusterung war in der That eine

Tantalus-Qual. Hier auch neckten die schönen Aepfel die Lippen, ohne sich genießen zu lassen. Ich hatte von meiner Seite in dem Haufen gekramt und fuhr auf einmal entzückt in die Höhe; ich war auf einen prachtvollen Montfaucon gestoßen. Mein Oheim tritt staunend herzu; sein geliebter Montfaucon, den ihm Ratten und Mäuse geschunden, da lag er unter vielen Kameraden im reichsten Ornate. Nun ging es an ein Suchen und ein Wühlen, als wäre dort ein Mensch verschüttet, um das Werk zusammen zu suchen. Minen und Contreminen werden eröffnet, der Zwerg, durch das Versprechen einer guten Belohnung ermuntert, wird in seinem Eifer zwei Mal unter den Büchern begraben — eine gerechte Strafe für die verübten Frevel! Das Werk ist bis auf drei Bände entdeckt. Meinem Oheim trieft der Schweiß von der Stirn. Ich entdecke noch einen Band. Man sucht, man kramt; die Angst, die Erwartung ist aufs höchste gestiegen; auf einmal ruft der Zwerg: Gefunden! und schleppt die zwei letzten Bände zur Entrüstung meines Oheims, der den Verehrtesten so behandeln sieht, aus einem Winkel herbei. Nun hat der Jubel meines Oheims kein Ende; er hätte dem Zwerge fast die Hand gedrückt. Er nimmt aber zu diesem herzlichen Abfinden seine Zuflucht nicht, sondern beglückt sie mit einem schweren Geschenke. In seiner Freude will er sich gleich an das Collationiren der Pagination machen. Ich aber, durstig und müde, flehe um Gnade; der Oheim, der mich sehr liebt, gibt nach; man einigt sich über den Preis. Der Zwerg hatte 25 Gulden verlangt — für den ganzen Montfaucon, der

meinem Oheim früher 700 gekostet. Der Zwerg will den andern Tag die Bücher bringen; um Gotteswillen nicht! fällt der Oheim ein, das überlasse ich Niemandem auf Erden, ich hole sie selber morgen in aller Frühe mit einem Wagen ab.

Wir kehrten nach der Stadt zurück, ich völlig erschöpft. Den andern Tag holte mein Oheim richtig die Bücher, und nun ging es an ein Ausstauben und Ausklopfen und ein Lüften, das eine ganze Woche dauerte. Dann wurde der Montfaucon stattlich in der Bibliothek beigesetzt. Mein guter seliger Oheim hatte aber für das Werk eine solche Verehrung, daß er es sein Lebenlang nicht anrührte. Er stand zu seinen Büchern in dem Verhältnisse, wie ein Geizhals zu seinem Schatze. Und hinter seinem Rücken naschte sein Erbe davon.

III.

Am Abend desselben Tages, an welchem mein Oheim die Bücher aus der Abtei abgeholt, war große Versammlung der Philosophen, und wie sich denken läßt, wurde der kostbare Fund feierlich angekündigt, der Spaziergang nach Afflighem vielfach besprochen. Das Colloquium aber sollte diesmal doch eine mehr philosophische Richtung nehmen. Mein Oheim, wie er die verkrüppelte Zwergen-Familie erwähnte, erklärte, vom Lehnstuhle auffahrend, es laste ein Fluch auf allen, welche die Hand an die Güter der Kirche gelegt. Was hat die französische Revolution aus unserm Lande gemacht, fuhr er fort, hat sie nicht die Würde der Aemter herunter gesetzt, indem sie

dieselben in die Hände der Gottlosen gelegt? Früher sagte man in den Beamten-Familien zu den Kindern: Blicket auf zu den Tugenden eurer Väter und strebet ihnen nach; wo kann aber von Vorfahren die Rede sein bei diesen aus der Hefe des Volkes emporgekommenen Günstlingen einer verdammlichen Revolution des Antichrist? Erst kamen Vonck und van der Noot: was waren sie? Herrschsüchtige Glückssucher, die sich die Taschen füllen wollten, (hier legten die Voncisten durch eine ungeduldige Bewegung Protest ein.) Was ist aus den Millionen geworden, welche die Brabanter Revolution gekostet? Und die Franzosen, was haben sie uns zurückgelassen für das, was sie uns genommen? Früher waren die Processe selten und wurden fast immer von der umsichtigen Magistratur beigelegt, die Franzosen haben über unsere Bauern die Plage der Processe, wie eine Plage von Aegypten gebracht. Was ist aus der Tugend der Weiber geworden; hat sie nicht überall dem Leichtsinn weichen müssen? Was haben wir dabei gewonnen, daß man die Klöster zu Grunde richtete? Anstatt guter Herren, wie die Prälaten waren, haben es unsere Bauern jetzt mit unbarmherzigen Tyrannen zu thun. So ungefähr, wiewohl breiter, sprach mein Oheim. Einer der Voncisten aber stand auf, ihm zu erwiedern: van der Noot gebe er gern als einen fanatischen Dummkopf preis, sagte er, allein Vonck hätte es nicht blos mit dem Volke gut gemeint, sondern auch die Hände immer rein gehabt und nie im trüben Wasser gefischt. Die französische Revolution habe ihre Wehen und Nachwehen gehabt, aber auch ihre gute

Seite. Sie hätte in manchen Stücken die Willkür großer Herren gebrochen. Ward die Zahl der Processe vermehrt, so gingen dieselben jetzt doch schneller von statten, und man brauchte keine hundert Jahre, wie es früher der Fall war, um einen Familienstreit zu schlichten. Der Verkauf der Klostergüter habe die Ländereien zum Gemeingut gemacht (der Redner besaß deren durch seine Frau eine beträchtliche Quantität), welche früher ein Privilegium in den Händen Weniger gewesen u. s. w. Der Vonckiste sprach lebhaft, ich hätte es dem Männchen gar nicht zugetraut, denn er war mir mit seinen hohen Stiefeln, gelben Hosen, grauem Rock und einer Cravatte, die seine Ohren gegen Kälte zu schützen schien, immer etwas lächerlich vorgekommen. Wie bei solchen Fällen immer, nahmen unsere Philosophen — dieser für, jener gegen die Sprecher — Partei, je auffahrend, wie sie sich in das Gespräch mischten, so daß endlich alle aufrecht standen, die Hände auf den Tisch gestützt, sich vorn überlehnend, was bei mancher langen Nase (das Kennzeichen derartiger Philosophen) und komischem Gesichte einen höchst possierlichen Anblick gewährte. Wie das Interesse am Gespräch nachließ, setzten sich unsere Philosophen nieder. Mein Oheim hatte ziemlich Recht behalten, weil die Mehrzahl der Anwesenden sich spottschlecht bei der Revolution gestanden. Der Abend verging im Auffrischen von Erinnerungen an die gute alte Zeit. Beim Scheiden mußten die Philosophen meinem Oheim versprechen, recht bald den erbeuteten Montfaucon mustern zu kommen. Alle versprachen es, der Vonckiste mit der beißenden Bemer-

kung: dies wäre wenigstens eine gute Folge der französischen Revolution gewesen.

Der Winter kam heran, und mit ihm die langen schönen Abende. Sobald ich meine Schularbeiten fertig hatte, durfte ich zu meinen Tanten hinaufgehen, deren Erzählungen ich noch immer gern hörte. Hatten sie uns als Kinder mit den Geschichten vom Däumling, vom Aschenbrödel, von Eselshaut u. s. w. entzückt, so fesselten sie jetzt die ernsteren Knaben mit manchen interessanten Anekdoten aus ihrem schicksalvollen Leben. Am liebsten aber hörten wir Gespenstergeschichten, welchen mein Oheim die Autorität unerschütterlichen Glaubens beilegte, so daß wir gar nicht daran zu zweifeln gewagt hätten. Diese Geschichten spielten sämmtlich im Lande Waes, wo wir eine weitläufige Verwandtschaft hatten, und wo die Einfalt noch größer war, als in Flandern. Die Vorfälle hatten sich sogar meistentheils in unserer Familie ereignet. Es lebten nämlich zwei Großtanten auf einem uralten Schlosse in der Gegend von St. Nicolas, zwei gute harmlose alte Jungfern, deren höchster Kummer im Leben wohl im Anbrennen eines Küchengerichts oder im Unwohlsein einer Katze bestehen mochte, und diese eben sollten von Gespenstern und bösen Geistern geplagt werden. Jede Nacht hörte man Jemanden die Treppe des Thurmes herunter kommen, und im Hause sich alles bewegen und versetzen. Nur die Zimmer der Tanten blieben verschont, so wie jene, wo der Boden mit Marmorsteinen belegt war. Der Gespensterbesuch schien den guten Frauen, so wie der Dienerschaft zur Gewohnheit geworden

zu sein. In einer Nacht aber drang das Gepolter in die Stube der ältesten Großtante. Ihre Schwester hört es, der Schrecken lähmt sie, so daß sie weder die Zunge zum Hülfegeschrei bewegen, noch die Hand rühren kann, um den Bedienten zu schellen. Wie lange der Spectakel gedauert, weiß Niemand, die Bedienten erklärten, nichts gehört zu haben. Das Resultat aber war, daß die Tante des andern Morgens im Zimmer todt gefunden wurde. Sie befand sich auf dem Bette in sitzender Stellung und wie man sie auskleidete, fand man am Herzen einen ganz kleinen Stich, woran ein Tropfen geronnenes Blut klebte. Niemand kam auf den Gedankeu eines Verbrechens. Der Tod der guten Alten wurde auf die Rechnung des Gespenstes gelegt. Die jüngere Großtante zog in die Stadt, und die Burg blieb ein Schreckensort für die ganze Gegend, verlassen, bis man sie nach der französischen Revolution niederriß, wobei man — einen schönen Unterhaltungsstoff für die alten Mütterchen des Landes — in dem Burgverließ mehrere Gerippe ausgrub.

Doch eine viel merkwürdigere Geschichte hatte mein Urgroßvater durch seinen Sohn auf meine Tanten vererbt. Es war ein, zu meiner Zeit sogar noch nicht verschwundenes Vorurtheil, daß man vom Bösen verführt, beim Spazierengehen zuweilen auf einmal seinen Weg in der bekanntesten Gegend nicht wiederfände und stundenlang herumirrte, bis man endlich ermattet und erschöpft auf einmal vor seiner Thür stehe. Etwas ähnliches nun, und sogar schlimmeres war meinem Urgroßvater widerfahren in einer Nacht, wo er heim=

gehen wollte. Es war in demselben Lande Waes, wohin er in amtlichen Angelegenheiten gereist. In der Gegend der Stadt St. Nicolas wohnte als Dorfpfarrer ein alter Universitätsfreund von ihm, der eine sehr gute Pfründe besaß. Mein Ahn fährt eines Mittags hin und ertheilt dem Bedienten Befehle, ihn gegen Abend abzuholen. Die beiden Freunde sind guter Dinge. Der Abend bricht herein, kein Wagen, kein Bedienter erscheint, die Nacht kommt. Der Pfarrer bietet seinem Freunde Logis an, vergebens, er lehnt es ab und will den Weg nach der Stadt zu Fuß zurücklegen, seine Verwandten würden unruhig sein, er aber sei um Wagen und Bedienten besorgt; die Gegend wäre ihnen fremd und es könnte ihnen ein Unglück geschehen sein. Der gute Pfarrer sucht seinen Freund durch immer bessern Wein zurück zu halten. Es schlägt Eilf. Mein Ahn will unwiderruflich fort. Der Pfarrer schlägt vor, ein paar Bauern zur Begleitung mitzugeben. Sein Freund lehnt es mit einem höhnischen Lächeln ab. Der Mond scheint, die Gegend ist sicher. Mein Ahn tritt, auf das mächtige, mit einem goldenen Knopfe gekrönte Rohr gestützt, den Weg an. Im Anfange sieht er in der Ferne die Stadt vor sich liegen, bald scheint sie ihn aber zu fliehen. Unabsehbare Felder dehnen sich vor ihm aus, er findet die bekannten Häuser am Wege nicht wieder, plötzlich führt ihn der Weg durch einen Wald. Links und rechts blickt ihm das Gebüsch düster an, der Weg liegt aber silberhell in der Mitte. Auf einmal kommt einige Schritte vor ihm eine mächtige Gestalt aus dem Walde, und schreitet schnellen Schrittes, ihm den Rücken drehend vor-

wärts. Mein Ahn verdoppelt den Schritt, den Mann einzuholen — der muß ja den Weg wissen; wie er ihm näher rückt, glaubt er nicht anders, als daß sein alter Freund, der Amtmann von N.... vor ihm geht, es ist seine Gestalt, sein Gang; kein Zweifel, er ist es! Mein Ahn ruft ihn an — keine Antwort, er ruft abermals, die Gestalt schweigt, mein Ahn verdoppelt seine Anstrengung — er erwischt den vermeinten Freund, faßt ihm beim Arm, will Athem holen zum Sprechen — was sieht er? großer Gott! ein leichenblasses Antlitz, woraus ein Höllenblick hervorflammt! ja, es war der Amtmann von N., der meinen Ahnen mit einer eiskalten Hand anfaßt, ihm in einen unaussprechlichen Tone zurufend: Freund, Freund, wandle immer den Weg des Gerechten, nnd bete für meine arme Seele! Ehe mein Ahn sich gefaßt, ist die Gestalt verschwunden, und er steht vor dem Thore der Stadt, sich jetzt erst besinnend, daß ihm das Gedächtniß auf diesem Irrwege ausgegangen und er vergessen, daß der Amtmann lange Jahre schon hingeschieden war. Es schlug drei, als der Großvater nach Hause kam, pflegte die Tante zu erzählen. Wagen und Bediente waren seit sechs Uhr den Abend zuvor hinausgefahren ihn zu holen, und man hatte geglaubt, wie er am Abende nicht wiedergekehrt, er wolle dort übernachten. Groß war die Bestürzung als der Großvater nun Morgens allein hereintrat. Man schafft gleich Policei-Beamte herbei und schickt sie auf Kundschaft aus. Gegen sechs Uhr Morgens kommt ein Bote aus dem benachbarten Dorfe und bringt die Nachricht, man habe eben den Wagen des Großvaters

an einem einsamen Orte aus dem Wasser gezogen, Kutscher und Bedienter wären ertrunken, wie sie hineingekommen, wußte kein Mensch, denn das Wasser lag wenigstens eine Viertelstunde aus ihrem Wege. Kein Zweifel, daß die bösen Geister auch hier Hand im Spiel gehabt und die armen Leute von ihrem Wege abgebracht. Es entschlüpfte aber meinem Oheim eines Tages, daß sein Großvater ein sehr heiterer Gesellschafter war, der in Symposiis dem guten Weine lieber fröhnte als dem schlechten. Vergessen wir nun nicht, daß er den Abend dieses merkwürdigen Tages über einem guten Keller zugebracht, so wird uns das Räthsel dieser Geschichte ziemlich klar.

Auf die Abendunterhaltung mit den Tanten folgte das Nachtessen, wobei fast immer Gäste erschienen, und mein Oheim, den ein gutes Glas sehr heiter zu stimmen vermochte, war dann unerschöpflich in lustigen Anekdoten. Jugendgeschichten und Universitäts-Annalen waren dabei die stehenden Artikel. Die meisten illustrirte die goldene Einfalt jener guten Zeit; man erlaube uns ein paar Beispiele mitzutheilen: das ehemalige Capuciner-Kloster lag unserem Hause gegenüber und hatte lange Zeit mit demselben in Verbindung gestanden. Selten ging beim Großvater ein Nachmittag ohne einen Besuch der frommen Väter vorüber. Erwähnte mein Oheim solches in der Gegenwart der Vonckisten, so verfehlten diese Gottlosen nie auf den Sansculottismus der frommen Väter, oder den üblen Geruch, den sie verbreiteten, anzuspielen. „Es hatte sich“ erzählte mein Oheim „unter andern

eines Kindertages begeben, daß ich mit meiner Schwester, (wir gingen täglich im Kloster aus und ein) mich zu einem herzensguten Pater mit Namen Polycarpus, begab: ich hatte den dreieckigen Hut meines Vaters auf, seinen großen Rock, der mir von hinten majestätisch nachschleppte und seinen Hirschfänger angelegt; meine Schwester trug Kleidungsstücke der Mutter. Ich hatte oft des Paters Messe gedient, und er ersuchte mich, nachdem er uns sehr belobt und bewundert, ihm auch heute diesen Dienst zu leisten. Ich begab mich also in die Sakristei, gefolgt von der Schwester, die mich zum Altar begleitete, ohne daß der gute Pater etwas dagegen einzuwenden gefunden. Nun war aber die Kirche der Kapuziner jeden Morgen der Versammlungsort der vornehmen Welt. Man denkt sich leicht das allgemeine Gelächter, wie wir dem Pater vorausschreitend an's Altar treten. Wir ganz unbefangen, der Pater ebenfalls. Meine Mutter aber war außer sich vor Zorn, sie war eine äußerst würdige Frau, sie gab der ganzen Stadt den Ton an, und sah nun ihre Kinder vor ihren Augen der Schadenfrohheit der andern Damen, (es mochte um ihren Rang sie beneidende darunter sein,) Preis gegeben! Wie die Messe zu Ende war, führte uns Pater Polycarpus auf seine Zelle, und beschenkte uns reichlich mit allerlei getrockneten Früchten, mit Bilderchen und sonstigen Kleinigkeiten. Zu Hause aber erwartete uns die Kehrseite des Spaßes. Der Vater und die Mutter eines Tages wurden ihrer Herrlichkeiten entblößt und auf ihr Zimmer verwiesen. Der Pater kam mit einem derben Verweis der Mutter davon".

Dieses Familienleben, dieser vertraute Umgang, der zwischen den Klösterlingen und der höhern Welt bestand, gab oft Veranlassung zu den sonderbarsten Auftritten. So zum Beispiel gab der eben erwähnte Pater, von der Kanzel herab, einer vornehme Dame unserer Stadt einen Verweis, weil sie seiner Predigt nicht die gebührliche Andacht zu schenken schien, und da entspinnt sich stante pede in der Kirche der originellste Streit zwischen dem Prediger und der Dame, diese letztere ihn ersuchend, sie nie mehr mit seinem Besuche zu belästigen, sie habe so schon für ihren Keller Liebhaber genug. Kurzum eine Scene zum Todtlachen, und deren gab es in's Unendliche.

Aus dem Capuciner-Leben wußte mein Oheim überhaupt viel Interessantes; so erzählte er z. B. Folgendes: Ein Pater war, nach der damaligen Sitte, auf einem Dorfe zum Predigen eingeladen worden, und begab sich in der Begleitung eines Kloster-Bruders an einem Sonntagmorgen dahin. Unterwegs dürstet ihn, und er labt sich bei einem Bauer an einem Glase Buttermilch. Es war heiß, und der arme Mann erkältet sich die Eingeweide beim Trinken. Wie er ankommt, befindet er sich außer Stande, die Kanzel zu betreten. Gehet, Bruder, sprach er zu seinem Begleiter, und erzählet der Versammlung, wie es mir gegangen und wie ich bedauere, sie nicht zum Guten ermahnen zu können; sie möchte aber erwägen, daß es heute das Erinnerungsfest wäre an den Tag, an welchem Christus das große Wunder gewirkt, daß er mit fünf Broden und fünf Fischen fünftausend Menschen gespeist. Der Bruder geht, richtet die Botschaft gut aus, endigt aber damit

daß er fünf Menschen mit fünftausend Broden und fünftausend Fischen speisen läßt, wobei die Versammlung in ein allgemeines Gelächter ausbrach. Der Bruder kehrt ganz glücklich über die Zufriedenheit seines Auditoriums zum Pater zurück, dem er über den guten Erfolg berichtet. Unglücklicher! schnaubt ihn der Pater an, du hättest das Gegentheil sagen sollen; gehe und mache vor der Versammlung deine Dummheit gut. — Daß mir nicht einfiele, Herr Pater! antwortete der Bruder. Wollte ich den Leuten so etwas weis machen, dann lachten sie mich vollends aus. Solches und Aehnliches erzählte aber mein frommer, seliger Oheim, wenn er guter Dinge war.

IV.

Doch setzte ich Alles, Spaziergänge, Abendunterhaltungen, Versammlungen der Philosophen, ja, sogar die gemüthlichen Nachtessen hinter die stillen Stunden, die ich heimlich in der Bibliothek des Oheims zubrachte, weit zurück. Meine Bücher waren meine Freunde, und wären nicht Verhältnisse eingetreten, die meinen Geist in eine andere Richtung lenkten, ich wäre darüber ein Bücherwurm geworden. Nicht daß ich je die Bücher der Ausgabe oder der Jahreszahl oder des Einbandes wegen geschätzt hätte, nicht daß ich mit dem Maasstabe der Elzevirs in der Tasche herumgelaufen wäre, nein ich hätte aber mein Leben inmitten dieser Träume, die man Bücher nennt, inmitten dieser gedruckten Zauberspiegel vergangener Zeiten zugebracht. Ich wäre der Mitwelt über der Vor-

welt fremd geblieben, und wer rettete mich davor? Soll ich es sagen, soll ich auch dieses schönste Geheimniß meines Herzens ausplaudern? Doch nein es ist kein Geheimniß mehr, seitdem es aufgehört, das zu sein, was mir damals alles galt: meine erste Liebe.

Es war an einem schönen Frühlingsabend, ich zählte siebenzehn Jahre, und fühlte in mir, ich weiß nicht, welche selige Befangenheit, die man nur, wenn der Zauber verschwunden, aussprechen, zergliedern, definiren kann. Um die ganze Stadt liefen Spaziergänge, die selten besucht waren, obschon mit den schönsten Kastanienbäumen bepflanzt. An diese Spaziergänge gränzten die Gärten der Häuser in der Vorstadt, wovon die steinere Umzäunung gleichsam eine Ringmauer um die Stadt bildete, von kleinen Hinterthüren durchbrochen. Wie ich einsam dahergehe, klirrte eines dieser Thürchen, ich blickte auf .... doch wozu beschreiben! genug, ich hatte zum ersten Male geliebt. Ob ich erröthete oder erblaßte, weiß ich nicht, aber ich kam den nächsten Abend wieder an der Gartenthür, und zwar vergebens vorbei. Das dauerte vierzehn Tage. Wir sahen uns endlich wieder, und seitdem fast jeden Abend ein halbes Jahr hindurch, und doch wagte ich es nicht, sie anzureden; ich habe nie, so lange sie Mädchen war, mit ihr gesprochen, erst nach langen Jahren sah ich sie im tiefsten Unglücke wieder.

Dieses erste Gefühl änderte mein ganzes Wesen. Ich hatte früher nie mit Absicht in einen Spiegel geblickt, jetzt wurde ich eitel, nicht für mich, sondern für sie. Ich plagte

die Mutter um schönere Kleider; meine wiederholten Spaziergänge fielen auf, man paßte mir auf; kurz die Sache wurde bekannt und ich von der Mutter gehörig katechesirt. Der Verweis aber, den ich vom Oheim bekam, war komisch schrecklich. Nachdem er über das Unzeitige dieses ersten Liebesausbruches seinen lateinischen Vorrath von moralischen Sprüchen erschöpft, endigte er mit der Frage: Wußten Sie, mein junger Herr, wie sehr Sie Ihren Stand vergessen haben? Eine Fuhrmannstochter war der Gegenstand Ihrer unreifen Verehrung! Ich hatte nie daran gedacht, wessen Vaters Kind meine Schöne sein mochte, und es kümmerte mich damals wenig; erst später leuchtete es mir ein, daß die schönen Mädchen wohl vor der Liebe, aber nicht vor dem Oheim gleich sein. Da ich mich bewacht fühlte, so stellte ich aus Stolz meine Spaziergänge ein. Auch habe ich wohl niemals fleißiger die Bibliothek des Oheims besucht.

Ich hatte oft in der Versammlung der Philosophen von der Bekämpfung der Triebe und Leidenschaften durch das Lesen von moralischen Werken gehört. Mein Oheim, als Hagestolz, war bei diesen Veranlassungen immer sehr vorlaut, nun wollte auch ich in den sogenannten philosophischen Büchern der Niederländer Trost suchen. Ich las den ganzen Cats, und konnte doch meine Spaziergänge nach der kleinen Gartenthür nicht vergessen. Eines Tages, der alten langweiligen Moralisten überdrüssig, suche ich mich mit Bildern zu zerstreuen und nehme dabei die niederländische Geschichte von Hooft zur Hand, die mit den herrlichen Radirungen von De Hooghe ge-

schmückt war. Bei dem Blatte angekommen, welches das Zersprengen der Brücke Parma's vor Antwerpen durch den Gianibelli vorstellte, halte ich ein, um die Erzählung dieses berühmten Ereignisses zu lesen. Ich lese, ich lese, und meine Begeisterung steigt bei jedem Satze. Der Abend überfiel mich, und ich dachte an kein Aufbrechen. Die Mutter kommt und mahnt mich, der Oheim wäre eben nach Hause gekommen. Ich kann nicht schlafen, so lebhaft hat mich die Lecture Hooft's ergriffen. Drei Monate lang vertiefte ich mich in diese herrlichen Annalen unserer größten Zeit, wo ruhmvolle Thaten und große Charaktere mit einander so mannigfach abwechselten. Ich vergaß darüber das Gartenthürchen, bis mich ein anderes Werk von Hooft dahin zurückführte. Es war sein Buch über die Schicksale, welche die Erhebung des Hauses Medici bezeichneten, und worin die Erzählung der unglücklichen Liebe Zanobio's und Eleonora's mir manche Thräne entlockte. Wie gern würde ich hier dieselbe nach unserem unsterblichen Geschichtschreiber wiedergeben! allein es würde mich zu weit vom Ziele führen. Man erlaube mir aber, aus Hooft's niederländischer Geschichte einen kleinen Passus als Muster seiner Schreibart und meisterhaften Darstellung anzuführen. In seiner Beschreibung des Ueberfalles von Antwerpen durch die Spanier, faßt er die furchtbarsten Episoden dieses gräuelvollen Ereignisses, welches in folgender Begebenheit seinen höchsten Punkt erreicht, zusammen. Wir lassen dem Geschichtschreiber das Wort:

„Ein junges Paar Nachbarn, an diesem Tage verheirathet,

wollte denselben Abend das Brautfest feiern. Mit einigen Freunden versammelt, in Erwartung des Bevorstehenden, den Tod und Schlimmeres vor Augen, kommt das Unheil heran, viel trauriger, als es erwartet war. Ein gefährlicher Lärm, furchtbares Klopfen an die Thür, Vorboten des letzten Uebels jagen die Todesangst in die von Bangigkeit schon bebenden Herzen. Die Hände fahren in das sich emporsträubende Haar. Man läßt die Wüthriche herein und öffnet ihnen ohne Widerstand Zimmer, Kisten, Schränke, um Habe und Gut ihrer Gier Preis zu geben. Doch vergebens; sie stoßen unter andern den Bräutigam vor den Augen seiner Braut nieder. Diese, Witwe schon ehe sie Frau war, hebt ein jämmerliches Geschrei an, läuft verzweifelt herum und wirft sich in den Schoos ihrer Mutter, der selbst die Seele auf den Lippen schwebt. Man reißt sie aber auf Befehl eines spanischen Hauptmanns fort nach dem Schlosse. Der Vater, der allein von den fünf anwesenden Männern übrig blieb, ist, seine Tochter in dem Zustande erblickend, dem Wahnsinne nahe. Die Wuth giebt ihm Hände und Waffen. Er stürzt auf einen der Henker los und trifft ihn so, daß er nie mehr aufstand. Doch gleich fallen die anderen über den alten Mann her, und zwanzig Degen bringen ihm den Tod. Die Soldaten, welche die Tochter nach dem Schlosse gebracht, schließen dieselbe ein und kehren nach der Stadt zurück, um ihre Aernte nicht zu versäumen. Die Einsamkeit des Ortes, das Bejammern ihres Leides bringen die Unglückliche zur äußersten Verzweiflung. Ihr Brautschmuck, die Augen des Geliebten zu entzücken be-

stimmt, schien ihr, da er ihm diesen Dienst schuldig blieb, zum Nächsten verpflichtet und ein passendes Werkzeug, um ihr den Weg zu ihm zu bahnen. Sie befestigt ihre goldene Kette in der Höhe und will sich eben die Schlinge um den Hals winden, als der Hauptmann herein tritt. Er findet sie verzweifelt, die Augen durch Weinen entstellt. Nichts aber kann ihn rühren weder Mitleid mit dem Unglücke, das er verursacht, noch des Mädchens reizende Schönheit, die durch ihren Schmerz und den Nebel ihrer Thränen hindurch glänzte; anstatt so viel Jammer mit dem mindesten Worte des Trostes zu versüßen, beraubt er sie ihrer Kette, ihrer Juwelen, ihrer Kleider und martert den reinen Leib von oben bis unten mit Ruthenschlägen. Und selbst hier kennt die unmenschliche Grausamkeit kein Ziel. Mit dem frischen Schmerze jagt er sie nakkend und vom Blute triefend, das aus unzähligen Wunden floß, nach der in Flammen lohenden Stadt. Nach allem, was sie überstanden, hielt sie sich noch glücklich, mit der Ehre davon gekommen zu sein, und es erwachten in ihr Gedanken der Rettung. Ein anderer Unmensch aber entdeckte sie, wie sie sich zu verbergen suchte, und krönt die schnöde That, indem er den Rest ihres Blutes vergießt und die Leiche auf die Straße wirft."

Hooft hatte vierzig Mal den Tacitus gelesen, ihn sogar übersetzt, und das Wesen dieses großen Geschichtschreibers war ganz in den Niederländer übergegangen; oft so sehr, daß man die Uebersetzung ohne das Original daneben kaum verstehen konnte. Bei seinen eigenthümlichen Werken aber hatte

die Schule des Tacitus Hooft's Auffassung und Darstellung eine Kraft und Würde beigelegt, die man bei allen späteren niederländischen Schriftstellern vermißt, und oft habe ich mich darüber geärgert, daß Hooft in einer so Wenigen zugänglichen Sprache geschrieben.

Der Kampf der Niederländer gegen Spanien ist gewiß eben so groß wie der Kampf Griechenlands gegen die Perser. Beide Epochen nehmen in der Weltgeschichte eine gleichbedeutende Stellung ein. Hooft ist aber dem niederländischen Kampfe, was Thucydides dem griechischen war, Hooft stand, wie Thucydides, diesen großen Ereignisse so nahe, daß ihm seine Eltern davon erzählen konnten, und die Holländer seiner Zeit waren noch von diesem Geiste, durch den sie den Aufstand gegen Spanien gewagt, beseelt; sie waren über ihre Geldsäcke und ihre Krämer-Interessen noch nicht die Chinesen Europa's geworden. Doch ich fühle mich tragisch werden. Ich vergesse, daß der Kothurn wenig zu der bescheidenen malerischen Fußreise, die ich durch Flandern unternommen, paßt. Ich wollte bloß noch bemerken, daß wer Hooft nicht gelesen, von der merkwürdigsten Epoche der europäischen Geschichte nicht mit reden darf; er hat sie nicht einmal geahnt, viel weniger begriffen. Und nun, lieber Leser, verzeihe mir den Abstecher und folge mir. Ich merkte bald an meinen Tanten, daß sie um mein kleines Liebesvergehen wußten. Es war mir nie eingefallen, zu denken, daß die so frommen, strengen Seelen in ihrem Leben Frauenzimmer gewesen, denn es waren in Beziehung auf Galanterie Stereotypen von Strenge und

Ernst. Man kann denken, wie mir zu Muthe war bei dem Zunehmen eben dieses Ernstes, dieser Strenge. Ging ich spazieren, so wagte ich es nicht mehr, aufzublicken. Und fast jeden Tag mußte ich harte Anspielungen auf mein verunglücktes erstes Liebesabentheuer hören.

Ich sollte bald aus dem Regen in die Traufe kommen. Mein Oheim besaß in den Polders von Terneuzen der Insel Walcheren gegenüber, eine Meierei, wo er einmal im Jahre um die Zeit, wenn die Rechnungen abgeschlossen wurden, hinreiste. Es waren gerade die Ferien, und da ich mein Examen gut bestanden, auch mehrere Preise davon getragen, so wurde mir als Belohnung die Reise nach den Polders zugedacht. Zwei der Philosophen waren schon mit meinem Oheim früher hingereist, so daß in den Abendversammlungen vielfach von diesem interessanten Lande, welches man als ein Paradies patriarchalischer Sitten schilderte, die Rede gewesen war. Auch hatte ich das Fest, welches die Gutsbesitzer jährlich ihren Pächtern gaben, oft rühmen hören, und somit war ich auf diese Reise im höchsten Grade gespannt. Der Tag kommt an, wir fahren bis an ein Gränzstädtchen des eigentlichen holländischen Gebietes, wo der Wagen des Pächters, mit zwei prachtvollen Hengsten bespannt und vom Sohne geführt, unsrer harrte; denn ordinäre Wagen konnten nicht ins Land hinein, wo weder gepflasterte, noch macadamisirte Straßen existiren und jedes andere Fuhrwerk, als die inländischen, darauf besonders eingerichteten, die Wegprobe kaum fünf Minuten bestanden hätte. Eben diese schlechten Wege haben aus

dem Lande eine Insel gemacht; sie sind die Brustwehr seiner Eigenthümlichkeit. Fremdes Fuhrwerk kann nicht hinein und das inländische nicht hinaus, da kein Pferd im Lande Hufeisen trägt. Kaum waren wir eine Stunde gefahren, als wir uns in eine andere Welt versetzt sahen. Das Land war zum paradiesischen Garten umgewandelt, links und rechts mit den schönsten Lusthäusern geschmückt, deren Reinlichkeit ins Fabelhafte ging. Diese Lusthäuser waren — Bauernhöfe. Und nun die Trachten! Cromwell's Puritaner von den Todten aufgestanden; und daneben die Weiber bunt angezogen wie die buntesten Schweizerinnen. Ich stellte meinem Oheim die naive Frage, ob es hier Kirmes wäre. Das ist hier alle Tage so, war die Antwort. Essen die Leute, wie sie aussehen, sprach ich zu mir selbst, so ist hier gewiß das Schlaraffenland des Mährchens. Meine Bewunderung stieg mit jedem Schritt und kannte, wie wir in Axel ankamen, keine Gränzen mehr. Denke dir, lieber Leser, ein Städtchen zum küssen niedlich, zum einstecken klein, die Straßen so eng, daß unser Wagen sich drücken mußte. Weiß Gott, dachte ich, wie man sich hier ausweicht. Und doch war Platz für zugestutzte Lindenbäume da, hinter welchen allerliebste Häuschen von zwei Stock uns freundlich anblickten. Wie wir vorüberfuhren, flogen alle Nachtigallen der Stadt ans Fenster, lauter Engelsgesichter; viele lachten, andere nickten meinem Oheim Willkommen. Ich war roth über und über. Wir hielten aber nicht an, sondern fuhren nach Terneuzen auf einer wunderschönen, zwei Stunden langen Chaussee, womit wahrhaft paradiesische Landsitze rei-

cher Herren, durch Alleen der schönsten Bäume in Verbindung standen. Es war Abend, wie wir in Terneuzen ankamen, eine ziemlich düstere Festung, von wo aus ich zum ersten Male das eintönige majestätische Toben des Meeres wahrnahm. Auch hier hielten wir blos ein Paar Minuten vor dem Hause des Rendanten meines Oheims an, worauf die muthigen Pferde, kaum der überstandenen Strapazen bewußt, in vollem Trabe auf wohlbekanntem Wege dem willkommenen Stalle entgegen eilten. Wir hielten vor einem allerliebsten Hause an. Der Pachter erschien an der Thür, ein prächtiger, gutmüthiger Mann, den Hut mit der mächtigen Krampe in der Hand, die kurze Hose mit desserttellergroßen silbernen Knöpfen über den Hüften geschnallt, über der Weste von schwarzem Tuch eine schwarze Jacke, das sauber gefaltete Hemd um den Hals mit zwei Goldknöpfen befestigt, und damit die Wohlhabenheit überall hindurchblickte, an Schuhen und Hosenbändern schwere Silberschnallen. Neben ihm seine Frau, das Haupt mit einer am Kopfe anschließenden Haube von den schönsten und echtesten Spitzen bedeckt, woran von beiden Seiten der Schläfe Goldzierath angebracht war, auch das schneeweiße Hemd, wie bei dem Manne, mit Goldschmuck am Halse zusammen gehalten; eine dunkelfarbige Tuchjacke nebst buntem Rocke und Schuhe mit silbernen Schnallen ergänzten den Anzug. Sie hielt das Licht hoch empor, damit der Herr bequem aus dem hohen Wagen steige. Im Hintergrunde erblickte ich ein scheu zurückstehendes Weiberpersonal. Mit tausend Willkommen führt man uns ins Gemach herein. Es ist nicht möglich,

dachte ich, das ist der Herr vom Dorfe, das kann kein Bauer sein. Ein Gemach, wo Alles glänzt, wo Alles lacht. Auf dem Boden weiche Matten, an den Wänden Glasschränke, mit dem niedlichsten Porcellan angefüllt, und o Wonne! in der Mitte ein Tisch, worauf vier Lichter ihre heiteren Strahlen ausgießen und welcher, der Ankunft des Herrn gewärtig, sich gleich unseren hungrigen Wünschen fügen wird. Man richtet an, ein guter Wein perlt im Glase, vortreffliche Gerichte, vom Hunger gewürzt, machen uns überselig. Die Speisen wurden von zwei Mägden aufgetragen, über deren auffallend hübsche Gesichter ich ihren malerischen Anzug vergesse. Kaum ist das Dessert aufgetischt, so wird die Thür leise, wie nur von Mädchenhand möglich, aufgemacht, und es treten drei Gestalten herein, wie ich sie nie im Traume während meiner Liebe zum Mädchen der Gartenthür gesehen. Eine schüchterne Grazie, ein bescheidener Anstand, wie man sie nur bei bevorzugten Naturkindern antrifft. Es waren die drei Töchter des Pächters, die dem Herrn ihr Compliment abzulegen kamen, bevor er zu Bette ging. Ich hätte mir ein dutzend Augen gewünscht, denn ich konnte mich an den holden Kindern nicht satt sehen. Sie verschwanden, wie sie kamen, einem Traume gleich. Es wurde uns ein Schlafzimmer mit zwei Betten angewiesen, welches das Speisezimmer an Luxus übertraf. Mit einem herzlichen „gute Nacht" verließ uns der herrliche Wirth mit dem breitkrampigen Hute und den silbernen Knöpfen und Schnallen, uns die vorangetragenen Leuchter im Zimmer zurücklassend.

V.

Ich sollte also die Nacht in demselben Zimmer mit meinem Oheim zubringen. Es war mir als hätte er, was in meinem tiefsten Herzen vorging, ergründen können; ich fühlte mich ganz unheimlich; so sehr ich das Bedürfniß empfand, über die verschiedenen Eindrücke des schönen Tages meinem Herzen Luft zu machen, schwieg ich still, gewiß ich hätte mich verrathen. Vierzehn Tage eines vielversprechenden Aufenthaltes lagen vor mir, und doch begab ich mich schwermüthig zur Ruhe. Wäre ich Dichter, so sagte ich, daß ich am andern Tage mit der Lerche erwachte, oder „um's Morgenroth aus schweren Träumen emporfuhr;" allein das bin ich weder von Profession, noch von Natur. Also es schlug eben Fünf als ich erwachte. Ich stand leise auf, zog mich rasch an, und da ich im Hause Leben vernahm, trat ich in den Gang, um die Thür in's Freie zu suchen. Die Töchter fand ich im Garten, oder besser, ich gewahrte sie, denn ich wagte nicht hinzuzutreten. Sie nickten mir verlegen guten Morgen; ich ging im Garten, sie vermeidend, auf und ab, bis ich endlich, ich weiß nicht, wie, mich bei dem Blumenbeete fand, an dem die Aelteste beschäftigt war. Es lag mir bleischwer auf dem Herzen, ich konnte kaum athmen; das liebe Kind neigte sich über die Blumen, daß ich kein Mieder mehr sah, ich glaubte zu vergehen. Die Natur weiß und lehrt Alles; das Schönste aber, was sie uns gibt, sind diese unaussprechlichen Ahnungen, die eine junge, der Liebe sich unbewußt entgegensehnende Brust bewegen. Haben Sie wohl geruht, mein Herr? fragte das

Mädchen erröthend, ich weiß nicht was ich sagte, wir unterhielten uns aber noch zusammen, als mein Oheim zwei Stunden später in den Garten trat, und wir hatten miteinander Blumen gewechselt; war es, daß ich mich dem holden Engel als der schönsten genähert hatte, oder daß die edlere Beschäftigung bei den Blumen mehr meinem Gefühle entsprach, genug — meine Wahl war entschieden, die Blumenbeete hatten über den Gemüsegarten gesiegt. Zu meinem größten Bedauern erschien keine der Töchter beim Frühstück. Mein Oheim fuhr nach der Stadt, ich durfte zurückbleiben. Ich suchte meine Bekanntschaft des Morgens im Garten auf und fand sie. Das dauerte acht volle Tage, und es war mir, als sollte es nie enden.

Am neunten sollte das Fest, welches jährlich die Pächter mit ihren Herren an Einem Tische versammelt, stattfinden. Die schönsten Hengste wurden mit Bändern geschmückt, vor den Staatswagen gespannt. Wir fuhren nach Terneuzen. In dem geräumigen Saale eines Gasthofes, vor dessen Fenstern man das Meer, die Stadt und die Umgegend überschaute, war ein auf 100 Couverts berechneter Tisch aufgestellt. Nach Verlesung und Schließung der Rechnungen bedeckte sich derselbe mit einer Unzahl Schüsseln, welche dreimal erneuert wurden und dreimal verschwanden. Man hätte die Gabeln der Anwesenden für Zauberruthen halten mögen. Die Götter Homer's haben gewiß nie so gut und so viel gegessen. Einen ganz eigenen Anblick gewährten aber die Costume der Anwesenden. Man denke sich an die neunzig vierschrötige

Kerle in der oben beschriebenen Tracht unseres Wirthes, alle nach Landessitte das Haupt mit den mächtigen Puritanerhüten bedeckt, wir anderen dazwischen mit unserer modernen Kleidung; und dann diese originellen Gesichter, dieses Phlegma, diese karge Rede, welche die Eßlust noch abkürzte, und man wird ungefähr ein Bild des Festes haben, welches jährlich Herren und Bauern in den Polders zusammenbringt. Mit dem Weine ging es am Anfange mäßig zu, sobald aber das Dessert aufgetragen war, erschien nach uralter Sitte ein mächtiger Pokal, den jeder Anwesende in einem Zuge leeren sollte. Mein Oheim entschuldigte mich meiner Jugend wegen; da ergriff ein munter gewordener Bauer das Glas, füllte es bis an den Rand und sprach: da der junge Herr unsere Gesundheit nicht trinken darf, so wollen wir die seine trinken. Es lebe unser Herr . . . nebst seiner lieben Braut, es lebe das schöne Kätchen S.! Ich war wie vom Donner gerührt; mein Oheim wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte, und fand wahrscheinlich in seiner ganzen Philosophie kein einziges Recept zu dem in diesem kritischen Augenblicke zu schneidenden Gesichte. Winke und Lippenbeißen prallte gegen die dicke Haut des Bauers, deßen Worten die andern beistimmten, ab; ich hätte vergehen mögen, mein Geheimniß war verrathen, und das in der Gegenwart meines Oheims! Wie man darauf gekommen, konnte ich mir nicht erklären; ich wagte es nicht mehr, aufzublicken, und nun wurde meine Verlegenheit das Ziel der albernsten Sticheleien; ich war überglücklich, als die Herren, da ihre Bauern sich zu vergessen

anfingen, das Zeichen zum Aufbruch gaben. Das Dessert war theils in die Magen, theils in die Taschen verschwunden, und sobald wir zu Hause ankamen, wurde das Mitgebrachte durch den guten Pachter unter Weib und Töchter ausgetheilt. Meine Verlegenheit beim Hereintreten der jungen Mädchen läßt sich nicht beschreiben. Mein Oheim machte es kurz und ging zu Bette; ich mußte folgen und that es mit demselben Gefühle als wäre ich zum Tode gegangen. Mein Oheim sagte nichts; er war wohl niemals ein größerer Philosoph gewesen. Am andern Tage zeigte sich der Staatsmann, diesmal war er vor mir aufgestanden. Was er mit dem Pachter sprach, habe ich nie erfahren, aber um neun Uhr schlugen die Hengste mit dem Staatswagen den Weg nach Terneuzen ein. Die Mutter war am Schlage erschienen, um eine gute Reise zu wünschen. Vergebens klopfte mir das Herz, vergebens glühten mir die Wangen, ich sollte sie nie mehr wiedersehen; ich suchte Mitleid für mein Loos bei Allen, die an dem Wagen vorüber kamen. Die Bauern gingen aufs Feld und starrten uns gleichgültig an, die Mägde blickten uns neugierig auf der Hausschwelle nach. Ich saß da, verlassen in meiner stummen Trauer, mit dem unbarmherzigen Gesichte des Oheims neben mir. Wir kamen denselben Abend zu Hause an; als ich aber allein war, forderte die Natur ihre Rechte, ich warf mich aufs Bett und weinte mich wieder glücklich. Das war der zweite schöne Traum meines Lebens, aus dem ich mühsam erwachen sollte; wie viele habe ich seitdem geträumt, aus wie vielen bin ich mühsamer und schmerzlicher erwacht!

Selbst die Bibliothek meines Oheims konnte mir diesmal nicht helfen. Hahnemann existirte damals noch nicht, als Berühmtheit heißt das, und doch hielte ich mich nach seinem später gefeierten Systeme. Die Liebe sollte überhaupt homöopathisch behandelt werden. Hier oder nie hat das Similia Similibus seine Geltung: bist du vor Liebeskummer krank, verliebe dich wieder und du bist gesund. Doch brauchte ich die Cur nicht gleich, im Gegentheil, die Krankheit sollte erst recht bösartig werden, bis ich instinktmäßig zu dem geeigneten Mittel griff.

Die Ferien waren lange Trauertage für mich geworden, der Staub bedeckte fingerdick meine Bücher, die Bibliothek des Oheims blieb mit meinem Besuche verschont. Da mein Oheim in seiner Jugend hübsch Flöte geblasen, sollte ich Violine lernen, aber nicht bei einem Musiklehrer, nein, die Musiklehrer damaliger Zeit waren wegen ihrer Rohheit und bösen Sitten in dem strengen Kreise, worin ich lebte, verpönt, ein Freund des Oheims, was sage ich, der Philosophen einer, der auf dem Instrumente Dilettant gewesen und noch immer invita Minerva dilettirte, sollte mich unterrichten, das heißt: zur Verzweiflung bringen. Nun war ich von jeher naseweis gewesen und stellte meinem Lehrer die verfänglichsten Fragen, die er, obschon Philosoph, des blos formellen Unterrichtes wegen, den er genossen, nicht zu beantworten vermochte, was meine Achtung für ihn gewaltig herabstimmte. Ueber die Tonarten zum Beispiel stellte ich ihm Fragen, daß er hätte ein Rousseau sein müssen, um sie zu be-

antworten. Ich holte manchmal Abends die Schwester ab in einem Hause, wo die Tochter Guitarre studirte; auch sang sie, wie ich damals glaubte, sehr schön, und das gefiel mir. Das Piano war in der Zeit, zumal in Flandern, ein sehr seltenes Instrument, so daß die Guitarre, welche eine aus der Emigration herstammende Französin in unserer Stadt lehrte, das non plus ultra war. Der Violine überdrüssig, verlangte ich Guitarre zu studiren; da sich aber kein passender Lehrer vorfand, und es meinem Oheim nie eingefallen wäre, mich in die Schule zu einem weiblichen Wesen zu schicken, so hatte ich mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Endlich obsiegte meine Beharrlichkeit; ich borgte von der Freundin meiner Schwester das Instrument und die Methode von Carulli, und studirte nun mit unsäglicher Mühe, bis ich mich eines Abends zum großen Erstaunen meines Oheims mit Variationen über den Carnaval de Venise producirte. Ich war am Ziele; Guitarre und Methode wurden angeschafft. Ich hatte eine ziemlich gute Stimme und brachte es endlich zum Romanzenvortrag. Wie ich nun aber sang, erwachte in mir das Bedürfniß vor Jemandem zu singen. Da lag die Veranlassung nahe: aus Erkenntlichkeit sang ich vor der Freundin meiner Schwester, und leider nach und nach, wie ich es zur Serenade gebracht, vor vielen vielen Anderen! Erst in späteren Jahren erfuhr ich, Mozart habe über derartigen Leichtsinn eine gar schöne Oper geschrieben. Ich war aber lange ehe ich das seinige einübte, mit meinem Garten-Duet fertig, und das La ci dare la mano hatte ich, bevor es nach

ihm zu singen, tausend Mal aus eigener Composition declamirt, was sage ich? gesungen, denn was ist Gesang anders als eine erhöhte Declamation, und ich hielt die meine sehr hoch. Meine Tanten lüfteten endlich doch bei Gelegenheit meiner musikalischen Production den Schleier ihrer mysteriösen Jugend. Die älteste holte aus dem ehrwürdigsten Winkel ihres ehrwürdigen Schrankes ein Paket Musicalien hervor, welche alle mit gar sehr verwelkten blauen- oder Rosa-Bändern geheftet waren und worunter ich neben charmante Gabriele viele Aminthas-Klagen fand. Die Musik aber klang ungeachtet meines Schülerstandpunctes, abscheulich, und doch mußte ich sie singen, was bei der Freundin meiner Schwester oft ein schalkhaftes Lächeln erregte.

Die Ferien waren vorüber, und ich sollte in eine höhere lateinische Classe treten. Man erlaube mir, mit ein paar Worten gewisse Eigenthümlichkeiten des damaligen mittleren Unterrichts hervorzuheben. Die Gymnasien waren zu der Zeit in ganz Belgien unter dem Namen „kleine Seminare“ in den Händen des Clerus; auch in unserer Stadt war dies der Fall. Da die Bevölkerung Belgiens aber in Hinsicht der Sprache eine gemischte war, so mußte dies auch auf den Unterricht einwirken, und es gab auf den Gymnasien lateinisch-französische und lateinisch-flamändische Classen. In den Classen der Poetik aber und der Rhetorik, wie man sie nannte, wurde der Unterricht ausschließlich auf Französisch ertheilt. Zufälligerweise waren die Docenten der Lateinisch-flamändischen Classen Busenfreunde meines Oheims, weßwegen ich

in ihre Lehre kam. Ich sollte nun also in die Syntaxis treten, wo ein ehemaliger Mönch docirte, in jeder Beziehung ein herrlicher Mann. Die jungen Theologen, welche sich in den anderen Classen auf Französisch vernehmen ließen, blickten mit einer gewissen anmaßenden Ironie auf den schlichten alten Mann herab, allein ich bin es eben dem wackeren Lehrer schuldig, daß ich nicht einer richtigen Auffassung der Alten unfähig gemacht wurde durch den erbärmlichen Unsinn schlechter französischer Commentatoren, die alleinige Quelle, welche die andern Lehrer behufs ihres Unterrichts benutzten. Der alte Mönch aber hatte im Kloster seine Zeit in fleißigen Studien verlebt: er war ein Mann von klarem Verstande, und wenn er die Classiker vielleicht nicht so richtig wie die modernen Kritiker aufgefaßt, so hatte er sie wenigstens durch die Brille der großen niederländischen Commentatoren betrachtet; er las fleißig die Schriften eines Lipsius und Perizonius, und das war damals gewiß sehr viel.

Auch besaß der Mann eine Würde in Dociren und eine Anmuth im Vortrage, wie ich sie nie auf dem Katheder wieder fand. Ich habe nur einen Menschen in meinem Leben classisch Flamändisch sprechen hören, und das war dieser. Die widerlich süße Intonation der Holländer würdigt die schöne niederländische Sprache herab, die männliche Intonation des Flamänders aber verleiht ihr erst ihren wahren Werth. Unser alter Lehrer war das Ideal eines flamändischen Redners. Und noch jetzt, wenn in der Erinnerung mir sein Wort

am Ohr erklingt, bin ich stolz auf meine flamändische Sprache und auf mein flamändisches Vaterland.

VI.

In kurzer Zeit hatten Lehrer und Schüler sich lieb gewonnen, das Haus und die Bibliothek des alten Mönchs standen mir offen, und eine schöne Sammlung römischer und griechischer Münzen, die er besaß, brachten mir das Alterthum von einer höchst interessanten Seite anschaulich näher. Auch wurde ich oft neben dem Oheim zu ihm zu Tische gebeten, wo er dann immer merkwürdige Bruchstücke aus seinem Klosterleben erzählte, zum Beispiel wie der Pförtner seiner Abtei auf die sonderbare Idee gekommen, das ganze flamändisch-lateinische Lexicon von Pomey auswendig zu lernen, und sich nun einbildend die lateinische Sprache zu besitzen, ein Buch geschrieben, woraus der gute Mönch dann Stellen vorzutragen pflegte, die uns in Form und Inhalt sehr ergötzten. Die goldene Ignoranz ehemaliger Zeiten wußte mein Lehrer durch manche Anecdote über Kameraden, die mit ihm dem Priesterstand entgegen studirt hatten zu illustriren; so zum Beispiel erzählte er, wie ein Freund von ihm, der später als Barbier starb, zum Prior seines Klosters gekommen und ihm auf lateinisch sein Begehren ein Klösterling zu werden in folgenden Worten gemeldet: Reverendus Domine Prior, ego volo facere Augustinianum, worauf dieser rasch erwiederte: Amice, non tibi feci injuriam, tolle quod tuum et vade. An Realschulen war in jener Zeit, von der ich rede, nicht zu denken. Wem in den un-

tern Classen blinde Eltern Fähigkeiten andichteten, oder wer sie hatte, der mußte durch die enge Pforte der lateinischen Schule in die Welt treten, und dort stand dem geringeren Bürger nur ein Weg offen: der Priesterstand. Wer nicht über die Pforte hinauskam, wurde ins praktische Leben zurückgedrängt. Eben diesem so wenig beachteten Umstande sind wir so manche Originalien der alten Zeit schuldig. Ein Barbier, der Latein studirt hatte, war kein gewöhnlicher Barbier mehr, und ein gelehrter Krämer rettete ihm per Pfund verkaufte Classiker vor dem Verderben und bildete sich daran zum Originale. Unsere Stadt besaß eine große Menge solcher verunglückter Studenten, die, weil sie mit den Söhnen der höheren Stände auf den Bänken der Schule Kameradschaft gepflegt, zu denselben immer in freundschaftlicher Beziehung standen. Da man aber diese Leute nicht in seinem Hause conviviliter empfangen konnte, so pflegt man mit ihnen Zusammenkünfte auf dem neutralen Boden der Estaminets oder vornehmen Bierschenken. Die Estaminets trugen durch ganz Flandern einen stehenden Charakter. In einer kleinen finstern Stube standen ein paar Dutzend lederne Stühle um einen großen Tisch von Eichenholz. An ein Buffet war nicht zu denken. Die Wirthin setzte sich zu den Gästen und fand immer, wenn sie hübsch war, gutes Unterkommen, denn unsere Väter liebten eine anständige Fröhlichkeit.

Die Estaminets waren meist das Eigenthum vornehmer alter Herren und einiger privilegirter Bürger. Jedermann konnte hinein kommen; damals aber wagte sich niemand über

seinen Stand hinaus. Ein einziges solches Haus in der Stadt hatte den Stürmen der französischen Revolution, die so Manches umgestalten sollte, widerstanden, und ich erinnere mich noch, wie mein alter Großvater des Winters um sechs Uhr Abends, auf den mächtigen Stock gestützt, die Laterne in der Hand und sorgfältig in seinen weiten Roquelaure gehüllt, sich zum Estaminet begab, um dann Punkt acht Uhr zum Nachtessen wiederzukehren. Eines Abends kam der Mann ganz verdrießlich nach Hause. Das Nachtessen wollte ihm nicht schmecken, er stieß tiefe, bedeutungsvolle Seufzer aus. Als mein Oheim in ihn drang, antwortete der Greis mit bewegter Stimme: „Ich habe mich überlebt, mein Sohn, die Zeiten sind anders geworden, und ich passe nicht mehr hinein. Ich habe heute zum letzten Male das Estaminet besucht. Dieser Ort selbst ist den Menschen der neuen Zeit nicht mehr heilig. Wer erdreistete sich heute Abends in unsern Kreis zu dringen? Die L. L., mein Sohn, Leute, die durch Plünderungen von Klöstern und Kirchen reich geworden, denen unsere harmlosen Alltagsgewohnheiten zum Spott, der unbefleckte Name unserer Väter zum Aerger gereicht. Mein Sohn, ich fühle es, die Heimat jenseits erwartet mich, und ich will mich auf die baldige Reise vorbereiten.“ So sprach der alte Großvater, und ich war ungeachtet meiner Jugend so gerührt, daß ich in Thränen ausbrach. Seit dem Tage nahmen die Kräfte des guten Mannes ab, und er starb in der That nicht lange darauf.

Der wackre Greis hatte seine Estaminetsfreunde nach und

nach verschwinden sehen, fast jedes Jahr wurde durch einen leeren Platz mehr am Tische bezeichnet, und jedes Mal, wo das eintraf, kam der Großvater mißmuthig nach Hause, das Herz voll stiller Trauer, den Mund voll ernster Reden.

Es lebt jetzt kein einziger Stammgast aus dem Estaminet des Großvaters mehr. Sie liegen alle auf dem Kirchhofe meiner Vaterstadt begraben, und Gott weiß, wenn in kalten Winterabenden das Glöcklein zwölf schlägt, wie es den todten Freunden in der einsamen Gruft zu Muthe sein mag. —

Ich glaube übrigens fest, daß die würdevolle Gleichheit, welche in Flandern früher herrschte, von diesen Estaminet-Sitten herrührte.

VII.

Bedeutende Ereignisse für unsere Jugend waren die Dorfkirmessen, eine wichtige Seite des flamändischen Lebens, deren Verherrlichung ein Teniers, ein Jan Steen, ein Rubens sogar in ihren unsterblichen Schöpfungen nicht verschmäht haben!

Zu meiner Zeit jedoch hatten die flamändischen Kirmessen schon lange ihre triviale Poesie eingebüßt.

Mein Oheim als Mitglied der Stände war immer bei allen Bürgermeistern der Umgegend zur Kirchweihe gebeten, und konnte selten die Einladungen beseitigen. War der für uns Kinder glückliche Tag gekommen, so fuhr man früh hinaus, um bei Tische zu erscheinen, wo allerlei geputzte

Originalien in zwei Stunden so viel genossen, daß man ein ganzes Dorf damit gespeist hätte. War die Ceres abgefertigt, so kam der Bacchus, die Unterhaltung zu beleben, und bei dieser Gelegenheit besprachen die Honorationen des Bauernstandes Landbau und Viehzucht, Straßenbau und Gemeindemittel, Armenwesen und Abgaben mit so viel gesundem Verstand, daß man darüber erstaunen mußte. Kam darauf die heitere Stimmung, so hörte man Anecdoten aus den verschiedensten Verhältnissen, denn unter der französischen Herrschaft hatte die ländliche Bevölkerung Flanderns, sowohl im Kriege als im Frieden, Interessantes erlebt und mitgemacht. Ich erinnere mich, daß eines Tages an einem solchen Kirmeßtische der stattliche Bürgermeister von O.... aus seinem Leben folgende Geschichte vortrug: „Eines Tages," so fing das ehrenwerthe Haupt der Gemeinde an, „sollte Napoleon auf seinem Wege von Gent nach Brüssel durch mein Dorf passiren. Als ich die Nachricht bekommen, lasse ich, was nur von Musik und Musikanten in der Gegend ist, auftreiben. Was Pferde hat, muß sie hergeben und obendrein seine Person zur Bildung einer Ehrengarde stellen. Ich mustere Kleider und Haltung, lasse mir in Brüssel von einem Advokaten eine schöne Anrede verfertigen, die mir, beiläufig gesagt, zwei Kronenthaler gekostet; Triumphbogen wurden gebaut, daß ich in meinem Garten keine Blumen, auf meinen Bäumen kein Laub mehr habe. Der selige Tag rückt heran, ich stehe um drei Uhr auf, der Kaiser soll erst um eilf Uhr eintreffen, um sechs Uhr schon ist Alles parat; ich laufe hin und her, vergesse meine Anrede,

denke weder an Essen noch Trinken, nenne Hinz Kunz und umgekehrt. Eine mächtige Fahne wehet vom Thurme, Kanoniere stehen mit brennender Lunte vor den Böllern; so warten wir und warten; endlich entdeckt der Küster vom Thurme eine Staubwolke, die Glocke gibt nebst einem Böllerschusse das Signal; Jeder stürzt an seinen Posten, aufs höchste gespannt — ich athemlos, erschöpft. Plötzlich braus't es wie ein Ungewitter über uns her. Ein Piquet Dragoner fliegt vorbei, daß uns Hören und Sehen vergeht. Das Gedränge wird immer größer; wie die Sonne durch den Nebel glänzen die goldgestickten Uniformen durch den Staub. Auf einmal kommt ein sechsspänniger Wagen herangestürmt, vor dem Menschen und Thiere wie besessen herrennen, als ob er sie alle in einem Strudel mit sich fortgerissen. Es rollen Wagen hinterdrein, die verschwinden, ehe man sie gesehen, und plötzlich, wie ein Traum, ist die Erscheinung verschwunden, und in der Ferne erblickt man nur noch eine riesenhafte Staubwolke, die sich den Abhang der Heerstraße hinabwälzt."

„Das war der Kaiser gewesen, der mich Bürgermeister mit solcher unerklärlichen Geringschätzung behandelte. Da stand ich mit den Insignien meiner Würde, die Anrede in der Tasche, die Zunge gelähmt. Kein Böller hatte geschossen, die Musik war verstummt. Meine Ehrengardisten saßen wie Klötze auf den Pferden, als ob sie ihn noch immer erwarteten! Wir erwachten endlich zur Wirklichkeit. Alles Dichten und Trachten war vergebens gewesen. Was werden meine Collegen sagen! Ich war um Ehre, Blumen, Laub und meine zwei Kronenthaler. Nun erst sah ich ein, was es heißt, mit großen Herren

Kirschen essen. Seit dem Tage hatte ich den Staatsdienst satt und war froh, als wir auf dem Kalender 1815 zählten."

Ich habe noch oft an die Geschichte des guten Bürgermeisters gedacht. Sie enthält goldene Lehren! Der Wagen des Kaisers — das ist die Gunst der Großen, das ist das Lächeln der Glücksgöttin, das sind die Träume der Jugend! Und der arme geprellte Bürgermeister, wenn er hätte denken können, daß Napoleon einmal mit ihm die Rollen wechseln müsse, und bei Waterloo die Glücksgöttin an ihm vorüberrasen werde, wie damals er am schlichten Bauer — es würde diesen vielleicht mit Cäsars Erben ausgesöhnt haben.

Es war kaum ein Dorf in Flandern, mit dessen Kirchweihe nicht irgend ein eigenthümlicher Gebrauch aus den ältesten Zeiten verbunden war. Hier ein kleines Beispiel. In der 3000 Seelen starken Gemeinde Haeltert wurde das Andenken eines Heiligen dadurch gefeiert, daß man an einem Tage der Kirmeß sein Martyrerthum lebendig darstellte. Der Heilige nämlich war in einem Brunnen ertränkt worden. Nun suchte man für Geld irgend einen armen Teufel aufzutreiben, der es sich gefallen ließ, mit einem Seil am Halse zu einem Brunnen geschleppt zu werden, worin man ihn nun so lange untertauchen ließ, bis er ganz besinnungslos war; dann zog man ihn heraus und legte ihn unter eine Pumpe, um mittels eines Gußbades ihn wieder zu sich zu bringen. Man erzählte uns, daß diese Operation den Leutchen durchschnittlich so gut bekam, daß sie kurz darauf starben. Erst seit ein paar Jahren, Dank den Bemühungen des Dorfpfarrers und der Polizei, ist die Sache außer Mode gekommen.

Nicht selten wurden wir auch zu Dorfpfarrern zur Kirchweihe eingeladen, und diese Feste gefielen mir besser, wahrscheinlich weil sie meinem Gemüthe mehr zusagten.

War man vor dem niedlichen Pfarrhause abgestiegen, dann trat man, sobald die alte Köchin oder der brummige, aber treue Diener die Thür hinter den Gärten zugemacht, in eine Welt voll Frieden und Gemüthlichkeit. Vor dem Hause ein Miniatur-Garten mit allerlei Blumen, an der Façade Spaliere mit wohlgepflegten Obstbäumen, auf der Thürschwelle der ehrwürdige greise Wirth, der mit lateinischem Gruße den alten Freund bewillkommte, und den jungen Begleiter auch durch irgend ein gelehrtes Wort, das er zu verstehen stolz war, beglückte. Die Gemächer waren einfach möblirt, aber von der äußersten Reinlichkeit. Ihre einzige Zierde bestand in einigen guten oder schlechten Kupfern, bei reichen Pfarrern in Oelgemälden der älteren niederländischen Schule. Die Naivetät dieser Meister kann, wer Flandern nicht en détail besucht hat, kaum kennen. Als in der niederländischen Schule der Uebergang von der religiösen Malerei zum Genre und zur Landschaft Statt fand, pflegten die Maler aus beiden Gebieten die Staffage zu ihren Bildern zu wählen. So zum Beispiele sah ich mehrere Winterlandschaften von Breughel, worin die Flucht nach Aegypten (Joseph mit einer großen Säge auf der Schulter) neben Jägern figurirte, die, was es Zeug hielt, mit großen Büchsen feuerten. In keiner Pfarrei aber vermißte man im Hausgange Landschaften von Momper, einem wirklich großen Maler, der die Kunst aber so en gros behandelte, daß es nicht übertrieben sein möchte,

die Zahl seiner Bilder auf 10,000 bis 15,000 anzuschlagen. Fast sämmtliche dieser Classe nun sind in Belgien bis auf den heutigen Tag allenthalben zerstreut geblieben.

Der Tisch des Pfarrers war immer gut besetzt, die Speisen vortrefflich, ohne kostbar oder ausgesucht zu sein. Der Wein von der allerbesten Sorte wurde nie weiter, als das vinum laetificat cor hominis reicht, genossen. Die Politik hatte damals die Ruhe der friedlichen Pfarrhäuser noch nicht gestört. Der Unterhaltung gewährten die Gärten der Anwesenden, die materiellen Angelegenheiten ihrer Kirche, als Ausbauten, Restaurationen, Ankäufe, Geschenke, oder ihre Bibliotheken, jedoch seltener theologische Fragen einen reichhaltigen Stoff, und belebten dieselben bis zur Stunde des Abschieds.

An die stillen Freuden eines solchen Pfarrhaus-Besuches läßt sich am besten das Bild der glücklichen Stunden anknüpfen, die wir in anderen, noch stilleren Sphären verlebten. Des Sonntags gingen wir oft zur Beguinen-Kirche in die Vesper und nachher zum Thee bei einer der ehrwürdigen Klosterfrauen. Nichts ist eigenthümlicher als ein solcher Beguinen-Hof, wie man es nennt. Um einen großen, freien Platz ein paar hundert niedliche Häuschen, und in der Mitte oder an einem Ende derselben die Kirche, auf deren Reinlichkeit, Schmuck, Unterhaltung die geschäftige, liebreiche Fürsorge von ein paar hundert weiblichen Wesen Jahr ein Jahr aus verwendet wird. Diese Klöster sind ein wahres Asyl der Ruhe und Einsamkeit. Die einzige Bewegung, die man auf dem freien Platze wahrnimmt, ist das zur Kirche Gehen der in große weiße Schleier gehüllten Nonnen, was einen höchst originellen Anblick ge-

währt. Kehrt man aber in die niedlichen Häuschen ein, so entdeckt man dort eine neue Welt. Vorne und hinten ein kleiner Garten, zur Freude der Kinder mit Kirschbäumen bepflanzt. Die Gartenmauer mit Karniesen, die Fenster mit Kränzen von Reben geschmückt. Die Stübchen im Hause selbst, Bilder von de Hooghe, aus den Rahmen ins Leben tretend. Die Stühle, Schränke und Tische von Eichenholz, durch die Schnitzarbeit kaum vor Plumpheit gerettet. Der Boden mit rothen Steinchen belegt, die Wände weiß getüncht und mit Heiligenbildern oder Stickereien verziert. Und in dies aus lauter kalten, dem Leben der Nonnen entsprechenden Tönen zusammengestellte Gemälde dringt durch Rebenlaub und zum Theil gemalte Glasscheiben der warme Strahl der Nachmittagssonne herein, gar spärlich, denn das Fenster ist klein, hoch und vergittert. Es stammt aus einer Zeit, wo die Klöster Burgen waren, und sogar an Haus- und Hofthür sind noch die Gitterschieber zu sehen, wodurch man den anklopfenden oder schellenden Gast controlirte.

Unserem Besuche im Kloster wollen wir die ernst-stillen Tage zugesellen, welche die großen religiösen Feierlichkeiten der Kirche uns brachten, als Palmsonntag, Ostern, Frohnleichnamsfest u. s. w. Bei solchen Gelegenheiten herrschte im Hause eine feierlich Ruhe. Der Morgen wurde in der Kirche, der Nachmittag zu Hause in Andachten zugebracht; des Abends wurde nicht einmal Karte gespielt. Der feierlichste Tag aber unter allen, ein Tag, dessen bloße Erinnerung noch heute aus meiner frühesten Jugend gleichsam einen mit Thränen benetzten Flor über mein Gemüth entfaltet, war das Allerseelenfest.

Am Vorabende schon verkündete das Todtengeläute aller Glocken die morgende Feier. Am Tage selbst wiederholte sich das Geläute in jeder halben Stunde. Den Vormittag brachte man in der Kirche zu; Nachmittags aber trat die Familie im engsten Kreise die Feier des Andenkens ihrer Todten an. Wenn Alle, selbst die Dienerschaft, im Saale versammelt, las die älteste Tante mit würdiger Stimme die schönen Gebete vor, womit die katholische Kirche der Verewigten gedenkt. Nach dem Tode meines Großvaters nahm diese Familienscene einen so ernsten Charakter an, daß die Gebete mehrmals durch die Thränen der Anwesenden unterbrochen wurden. Der Abend war den Annalen der Familie gewidmet. Der Verewigten Tugenden und gute Eigenschaften wurden gelobt. Den Abend beschloß ein Abendmahl, wobei die Speisen immer unangerührt den Tisch verließen. Ich erwähnte eben die Anwesenheit der Dienerschaft im engen Familienkreise bei religiösen Veranlassungen. Eine schöne Seite des ehemaligen flandrischen Familienlebens, wo die Behandlung der Dienerschaft überhaupt eine nie genug anzupreisende war! Das Haus des Herrn war den Dienern eine Schule, wo sie in wenigen Jahren zu braven und ordentlichen Bürgern herangezogen wurden. Sie wurden nicht verbraucht, nicht ausgebeutet, nein, sie wurden mit Liebe und Nachsicht behandelt; man nahm sich ihrer an, als ob sie Mitglieder der Familie gewesen. Sollte ich nun aus jener Zeit das Benehmen der höheren Classen in Flandern gegen die Proletarier schildern, so hätte ich im Allgemeinen nur dieselben Worte zu wiederholen.

II.

Die Revolution.

II.

Die Revolution.

I.

Es gibt einen Scheideweg im menschlichen Leben, wo der Jüngling die Pfade der Knabenzeit verläßt. Eine kurze Periode, ein Augenblick vielleicht — und die engen Bahnen des Lebensfrühlings liegen hinter ihm und sein Blick schweift plötzlich in weitere Kreise von Betrachtungen und Erfahrungen hinüber. Oft ist es der erste tiefere Gedanke, oder die erste große Sorge, oder — noch öfters — die erste Liebe, die diesen Wendepunkt bezeichnet. Für mich bildete ihn eine Revolution.

Es war im Jahre 1824, als die holländische Regierung — gleichviel mit welchen Absichten — die Rechte des Staates, wie man das nennt, auf den öffentlichen Unterricht geltend machen wollte. Die bisher geduldeten kleinen Seminarien wurden durch das neue Unterrichts-Gesetz aufgehoben, — ein Loos, das auch die Anstalt meiner Vaterstadt traf. Dieses Gymnasium war ziemlich besucht und veranlaßte von Seiten seiner zahlreichen Lieferanten viele, aber vergebliche Protestationen. Ich entsinne mich noch deutlich des Tages, an dem

mein Oheim aus der Sitzung des Stadtrathes nach Hause kam, in welcher die Organisation eines städtischen Gymnasiums mit weltlichen Lehrern beschlossen worden war. Als er meiner Mutter seinen Entschluß mittheilte, uns der neuen Anstalt anzuvertrauen, da brach die gute Frau in Thränen aus. — Die Ursache dieser Thränen war eine der wichtigsten der belgischen Revolution.

Kühn und siegreich hatte einst der belgische Clerus Joseph's reformatorische Waffen zurückgeschlagen. Unter der Republik war er Märtyrer gewesen; unter dem Kaiserreiche hatte er geschwiegen. Kaum aber war der holländische Wilhelm König der Niederlande geworden, da entbrannte von Neuem der alte Kampf, nebenbei noch durch allerlei National-Beschwerden verjüngt und angefacht, um mit dem Sturze der nassauischen Dynastie in Belgien zu enden.

Es konnte wohl nicht anders sein. Ungestört war der Clerus so ziemlich seit 250 Jahren zugleich Staat und Kirche in Belgien gewesen, und die holländische Regierung besaß keine jener Eigenschaften, welche ihr die Macht hätte verleihen können, um die Rechte des Staates mit den Ansprüchen des Clerus allmählich zu versöhnen. Der Kampf des holländischen Wilhelm gegen die belgische Geistlichkeit und ihren alten Verbündeten, den Adel, war eine Reihe von Mißgriffen und Fehlern. Eine einzige, mit Consequenz durchgesetzte Maßregel hätte Wilhelm's Regierung den Sieg in die Hand gegeben, wenn sie sich nur sonst beliebt zu machen gewußt hätte. Allein die Mahl- und Schlachtsteuer mit ihren empörenden

Eingriffen in das Privatleben, die Brutalität der holländischen Beamten gegenüber dem gemüthlichen Flamänder, dem rüstigen Brabanter, dem intelligenten Wallonen, das Aufdringen der damals fremden, seitdem zu Ehren gekommenen flamändischen Schriftsprache, im Interesse der heiligen Allianz, das Alles hatte die holländische Regierung verhaßt gemacht, ehe es auf der Uhr der Zeit 1824 schlug.

So hatte Holland nach einander die Nationalität, den Clerus, das öffentliche Leben beleidigt und verletzt; durch die Aufhebung der kleinen Seminarien versetzte es nun auch die Familie unter die feindlichen Gewalten, und die Familie war den Einflüssen des Clerus unterthan. Kein Wunder also, daß von nun an der Kampf an Bitterkeit zunahm. Sechs Jahre lang standen Volk und Regierung sich in zwei Lagern feindlich gegenüber; durch die Presse wurden Schlachten geschlagen, und in Verschwörungen gährte der Haß in der Tiefe fort. Immer grollender häuften sich die Antipathieen, wie ein gefahrvolles Material, das nur des zündenden Funkens harrte. Da — plötzlich — brachten ihn die Julitage, und der Thron stürzte in Trümmer.

Fern sei es von mir, die Wiedergestaltung des öffentlichen Unterrichts durch die Fürsorge der holländischen Regierung zu tadeln. Es hieße das sich gegen die größte Wohlthat undankbar zeigen, welche Belgien erwiesen werden konnte. Wohl hat es manches Gute, dessen es sich gegenwärtig erfreut, von der holländischen Regierung überkommen; allein diese hätte dem neuen Unterrichte eine bessere Aufnahme im Volke bereiten sollen.

Wir sahen mit der größten Spannung der Eröffnung des neuen Gymnasiums entgegen. Vergebens hatte meine Mutter gebeten, uns — wie es damals hunderte von Familien thaten — nach Amiens oder Freiburg zu schicken; mein Oheim trat auf die Seite des Staates in dieser wichtigen Angelegenheit; und wir gehörten zu der sehr kleinen Anzahl von Schülern, welche die städtische Anstalt meines Geburtsortes besuchten. Unsere Lehrer waren sämmtlich auf den vortrefflichen Staats-Universitäten gebildet worden, an die man große Namen aus Deutschland, Holland und Frankreich berufen hatte. Es waren meistens Luxemburger, die uns denn bald für die Sprache, die Literatur, die Philosophie ihres Vaterlandes anzuwerben suchten. So geschah es, daß mir plötzlich eine Gedanken-Sphäre nahe rückte, die von der bisherigen wie etwa der Himmel von der Erde entfernt lag.

Wie lebendig schwebt mir noch heute jener Abend in der Erinnerung vor, an dem ich beim Schein der Lampe in Schiller's „dreißigjährigem Kriege" zum ersten Male die steifen, eckigen Buchstaben erblickte, die ich später so lieb gewinnen sollte. Ich ahnte es wenig, daß dieselben mir einst der Schlüssel sein würden zu unermeßlichen Schätzen, die Vorhalle zu jenem „Werther", der mich in meinen Jugendjahren zu einem platonischen Schwärmer machte, zu den „römischen Elegieen", welche mich von jener Krankheit heilen sollten. Gewiß, ich träumte es mir damals nicht, daß das „Lied von der Glocke" und „Wallenstein" und „Don Carlos" in diesen Zeichen ruhe, daß Schlosser mir darin seinen Pessimismus,

von Raumer sein Umherschwanken zwischen streitenden Ansichten, Varnhagen von Ense seine vergoldeten Thon- und Standbilder, tausend Andere ihre Träume vorführen würden. Nur dem Kanzleistyle hatte ich die gothischen Buchstaben zugedacht. Der Rothstift des Censors aber sollte mich erst vollkommen lehren, was alles mit der deutschen Sprache anzufangen sei, wie sie sich schmiege und bücke, und krümme, als hätten deutsche Buchstaben gar keine Ecken. — Kurzum ich hatte an einem Winterabend beim Lampenlichte das erste deutsche Buch vor mir liegen. Es war für mich der Vorabend eines neuen Lebens. An die Stelle meiner bisherigen Umgebung traten bald Werther und Lotte und Ottilie über die ich Lotte, — Philine, über die ich armer Sünder beide vergaß. Von 1824 bis 1829 verstrich die herrlichste Zeit meiner Jugend. Unvergessliche Jahre, die ich allein der deutschen Literatur verdanke, und von deren glückseligen Erinnerung ich mich noch immer nicht losreißen kann. So lebendig lebt sie in mir fort, daß selbst die reifere Anschauung späterer Zeiten sie nicht zu verdrängen vermochte. Wilhelm Meister, die Wahlverwandtschaften, Werther, lese ich noch immer mit dem Gefühle des achtzehnjährigen Knaben; es fällt mir nicht ein, den Maßstab der Kritik an dieselben zu legen, und ästhetische Kommentare über jene Lieblinge meiner Jugend sind mir verhaßt wie die Verläumdung eines Busenfreundes.

Ich habe von jeher eine besondere Vorliebe für Goethe gehabt. Bei Schiller war es mir zu Muthe als ob ich ins Hochamt ginge, und trotzdem daß ich als Knabe sehr fromm

war, zog es mich immer wieder nach dem behaglichen weltlichen Treiben der Goetheschen Personnagen hin, unterdessen hielt mein Lehrer mich immer zum Studiren der Grammatik an. Ich hatte mir die Mozinsche angeschafft. Ein wahrer Schlagbaum gegen die Propaganda deutscher Literatur. Wie ich eines Tages das Buch unter langem Gähnen durchblätterte, stieß ich auf einen poetischen Anhang, der unter Andern Hölty's Elegie enthielt:

„Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute
„Vom bemoosten Kirchenthurm herab u. s. w."

Es gelang mir auch ohne Mozin den Sinn dieses reizenden Gedichtes herauszubringen. Ich nahm oft das Buch zur Hand, um jenes Gedicht zu lesen, so oft, daß ich es endlich auswendig konnte — das Gedicht heißt das, die Grammatik aber studirte ich in den Schriftstellern, und befand mich doppelt wohl dabei. Ich ersparte mir Langeweile und vermehrte die Summe meiner angenehmen Stunden. Wiewohl Goethe entschieden mein Liebling war, verweilte ich mit unbeschreiblichem Interesse bei Schillers Gedichten. Die Ballade des „Grafen von Habsburg" konnte ich nicht satt werden, und „die Kraniche des Ibycus" erfüllten mich mit einem heiligen Schauer. Am mächtigsten aber ergriff mich „das Lied von der Glocke." Was ich beim Lesen des letzteren Gedichtes empfand, kann ich weder wiedergeben, noch begreiflich machen, nur weiß ich noch, daß an dem Tage, wo ich es zum ersten Male las, man mich zu Tisch rief, wie ich es eben beendigt hatte. Die

Stirn glühte mir, mein ganzes Wesen durchwehte ein heiliger Ernst, ich fühlte mich gehoben, geläutert, wie nach einer guten That; ich trat zerstreut in den Kreis der Meinigen: stillschweigend setzte ich mich nieder um die Umgebung unbekümmert. Ein derber Verweis meines Oheims über irgend eine Unaufmerksamkeit rief mich von meinen Höhen in die Alltagswelt zurück. Ich fühlte zwischen meinen jetzigen Anschauungen und meinem früheren Leben eine Kluft, welche nur die zarte Liebe der Mutter auszufüllen vermochte.

Von jetzt an war meine einsame Stube meine wahre Welt, aus der ich so wenig wie möglich heraustrat. Leider konnte ich mancher unangenehmen Störung nicht ausweichen, so zum Beispiel mußte ich an den Winterabenden, nachdem ich mich Stunden lang in die deutschen Klassiker vertieft, meine Mutter oder meine Tanten aus dem Kränzchen abholen, wo nebst Whist, Boston und Piquet, auch das geistreiche Lottospiel von den älteren Damen gespielt wurde, bei einer Conversation, die jener interessanten Beschäftigung nichts nachgab. Außer den sonstigen Qualen, die ich dabei erdulden mußte, erinnere ich mich eines Peinigers meiner Jugend, eines gewissen Abbé's, der überall zu finden war, und wo er mich auch traf, aus Groll, weil ich ein Zögling des städtischen Gymnasiums war, mich immer mit sinnlosen, auf Latein gestellten Fragen in Verlegenheit zu bringen suchte. Ich mochte antworten wie ich wollte, der Mensch zeihte mich der Unwissenheit, lachte mich aus, und that dann vor den alten Weibern mit seinem sogenannten Sieg über mich armen Jungen groß. Der

Abbé hatte mir zu der Reputation eines dummen Kopfes verholfen. Das verdroß mich endlich, und eines Tages, wo er mich bis auf's Aeußerste gereizt, sagte ich zu ihm „wissen Sie was, Herr Abbé, verschonen Sie mich mit Ihrem schlechten Latein und Ihren Prahlereien, im Gymnasium, wohin ich gehe, könnten Sie noch manches lernen. Sie schimpfen auf meine Lehrer, allein ehe diese hierher kamen, wußten wir alle nichts, und von Ihren Herrn Collegen hätten wir gewiß nichts gelernt, denn die konnten weder Griechisch, noch Latein, noch Geschichte, noch Mathematik. Sie mißhandelten uns von Morgens bis Abends, daß wir darüber ganz dumm wurden und blieben, jetzt lernen wir etwas, und wissen etwas, und für unsern Lehrer ließen wir unser Leben." Ich hätte fast vor Zorn geweint. Das ganze Zimmer gerieth in Revolution. Der Abbé schimpfte, die Mutter und die Tanten drohten mir mit der strengsten Bestrafung, und es wäre mir übel gegangen, wenn der Herr vom Hause sich nicht meiner erbarmt hätte. „Komm, mein Sohn" sagte er „ich will dich zum Oheim bringen und alles wieder gut machen." Er ging mit mir nach Hause, und blieb wohl eine Stunde mit dem Oheim eingeschlossen. Ich wurde nicht bestraft, im Gegentheil, man behandelte mich seitdem mit mehr Nachsicht als je.

Mehrere Jahre nachher erfuhr ich von jenem Hausherrn selber, er habe meinem Oheim vorgestellt, wie der Abbé sich wirklich ein Vergnügen daraus gemacht, mich zu peinigen, was mein Fleiß und meine Ausdauer gewiß nicht verdiente. Von jenem Tage an ließ mich der Herr Abbé in Ruhe, nur

durfte ich, wenn er bei uns Besuch machte, nicht im Zimmer erscheinen, — was mir ziemlich gleichgültig war.

Ich lebte überhaupt nur noch meinen neuen Gästen. Ich hatte es eines Tages bis zum „Faust" gebracht. Beim Vorspiele ging es mir ganz wild durch den Kopf. Als ich aber in das Drama hineingerieth, kannte mein Entzücken keine Grenzen. Der Tag wurde mir zu kurz, ich durchwachte die Nacht am Pult. Als ich aufstand, um einige Augenblicke Ruhe zu suchen, graute der Morgen. Meine Phantasie war aufs Aeußerste gespannt. In der einsamen Stube, die Seele von den Scenen, die ich so lebhaft empfunden, erfüllt, hatte es mich mehreremale eiskalt überlaufen. Wie ich mich legte, zitterte ich an allen Gliedern. Ich gestehe es gerne: mir graute; Feenmärchen hatten meine Wiege umgaukelt. An Gespenstergeschichten war, wie man weiß, das Repertorium der Familientraditionen reich; ich hätte Faust im Mittelalter gelesen, so daß ich ihn nicht mehr au pied de la lettre genommen hätte. Den andern Tag hatte ich das Fieber und hütete eine ganze Woche das Bett.

Wie ich hergestellt war, begab ich mich schnurgerade zu meinem Lehrer. Er hatte mir früher gesagt: kannst du Deutsch, so bist du zweimal Mensch; und ich hatte gewiß keine Mühe gespart, um das neuen Bürgerthum zu erwerben. Jetzt wollte ich den Kreis meines Wissens weiter ausdehnen, ich ging also meinen Lehrer an. „Es rede mein Oheim mit seinen Freunden so oft von Philosophie, auch im Faust sei davon gleich anfangs die Rede, ob er mir nicht genau definiren könne

was darunter gemeint sei.“ Da antwortete der wackere Mann: „Die Philosophie sei die Lehre von dem Wesen der Dinge, von Allem, was ich bis jetzt wisse, habe ich die letzten Gründe noch nicht erforscht, die Philosophie würde mir aber den Prüfstein meiner Gedanken in die Hände legen, durch welchen ich erfahren könne, ob das, was ich denke und sage, folgerecht oder abgeschmackt sei. Sie würde mir über mein eigenes Wesen, so weit die menschliche Erkenntniß reiche, Auskunft geben.“ Diese Definition schien mir nun zwar wenig mit der Philosophie des Oheims und seiner Freunde gemein zu haben, jedoch merkte ich mir sie und kaufte Hegel's Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften. Der Himmel weiß, wie viel philosophischen Katzenjammer ich zu erdulden hatte, bevor ich die Speise verdauen lernte! Zwar hatte mein Lehrer mich beim Vorzeigen des Buches ausgelacht, er hatte mir gesagt, ich komme ihm vor wie ein Bauer, der ohne lesen zu können sich den Newton angeschafft habe; allein ich bestand darauf, in dem Hegel herum zu blättern, daß mir Hören und Sehen verging.

Während ich mich so mit der Philosophie herumschlug, erging es manchem Andern, und zwar in höheren Regionen, nicht viel besser. Ob sie den Hegel studirten, weiß ich gerade nicht; allein sie schienen es nicht zu merken, daß Belgien mit raschen Schritten einer Revolution entgegeneilte. Die Opposition wurde gewaltig im ganzen Lande. Jeden Tag brachte man Leichen von erschlagenen Mahl- und Schlachtsteuer-Beamten nach Brüssel, Gent, Antwerpen und Lüttich; man

schien aber da oben nicht zu merken, daß es im Lande nicht mit rechten Dingen zuging.

Der Monat Juli des Jahres 1830 kam heran; es wurde sehr warm. Die Hitze stieg bis zum 28. Juli, und am 1. August druckte, sonderbar genug, das verrufene ministerielle Blatt „Le National" die ersten Nachrichten über die Begebenheiten der Pariser Julitage ab. Ich hatte mich bis dahin noch wenig mit Politik beschäftigt, auch wenig davon gehört. Mein Oheim hielt als Staatsbeamter die sehr gut redigirte halbofficielle, „Gazette de Pays-Bas," worin ich wohl dann und wann die literarischen Artikel las. Ich hatte noch nicht gelernt, mich für Politik zu interessiren. Unser Lehrer schärfte uns ein, wir wären dem Könige unseren vortrefflichen Unterricht schuldig, was übrigens auf der Hand lag. König Wilhelm hatte ferner unsere Anstalt besucht und bei dieser Gelegenheit unsere Fortschritte gelobt, so daß unsere Dankbarkeit unseren Patriotismus bildete und wir alle oranisch gesinnt waren.

Meine Mutter verdroß das sehr; ihre Bekannten gehörten, wie auch sie, sämmtlich zur Opposition, und ich mußte oft in den Gesellschaften, wohin ich sie begleitete, unsere Lehrer gegen die Angriffe der anderen Partei vertheidigen. An eben dem Nachmittage, wo der „National" mit den Pariser Nachrichten anlangte, befanden wir uns in einem Hause, welches, um so zu sagen, der Sammelplatz der Opposition für die Stadt war. Der Sohn war mit den kurz vorher verbannten Häuptern der antioranischen Verschwörung nahe befreundet.

Mit lauter, begeisterter Stimme las der junge Mann die Bulletins der Pariser Ereignisse vor und sagte am Schlusse in einem Tone, der mich unwillkürlich zittern machte: „Die Stunde hat endlich geschlagen!“ Von dem Tage an begriff ich, daß es mehr Dinge auf Erden gebe, als ich mir bis dahin in meiner Philosophie hatte träumen lassen. Ich gab Bücher und Schriften dem Staube und den Würmern anheim und begann begierig alle Zeitungen zu lesen, die ich nur irgend auftreiben konnte.

II.

Man erlaube mir, einen letzten Scheideblick auf jenes ruhige Leben zu werfen, das mit 1830 auf ewig für uns verloren ging. Bis dahin hatte sich noch Manches aus der guten alten Zeit in Flandern erhalten. Die Revolution gestaltete Belgien zu einer Brandstätte um. Wohl hatte ich seither durch das Studium deutscher Literatur und deutscher Wissenschaft manche zeitgemäße Ideen in mir aufgenommen, allein keine derselben hatte aus meinem kindlichen Gemüthe die unbefangene Anhänglichkeit an frühere, ich möchte sagen, patriarchalische Zustände verdrängt. Das that die Revolution, das that die Wiedergeburt des politischen Lebens in unserem Vaterlande. Sie riß uns aus idyllischen Zuständen heraus, um uns an den Ernst des Zeitalters zu mahnen, um uns vor dem Zauberkreise zu warnen, in dem wir die heiligsten Pflichten der Menschheit, den Fortschritt hätten vergessen können;

um uns zu mahnen, daß das Leben unserer Generation ein Leben der kummervollen Thätigkeit sein sollte, damit ein kommendes Geschlecht in Wahrheit jenes Glück genießen könne, das uns in der Jugend wie ein schöner Traum umgaukelt hatte. Unsere Stadt hatte bis 1826 wahrhaft einem Kloster geglichen. Es war daselbst keine einzige Fabrik: Jedermann trieb sein Gewerbe zu Hause. Die Umgegend gehörte zu den fruchtbarsten in Europa. Militär war uns nur aus Traditionen bekannt. Die ganze Garnison bestand aus sechs Gensd'armen, lauter braven, harmlosen Familienvätern, und aus vier städtischen Polizei-Beamten, und das bei einer Bevölkerung von 14,000 Seelen! Man wollte die Stadt für die Aufhebung ihres blühenden Gymnasiums entschädigen, welches früher 500 Studirende zählte, während kaum 50 Schüler das neu errichtete besuchten. Die Regierung beschloß deshalb, uns mit einer Garnison und einer Caserne zu beschenken. Man hatte dazu ein altes Kloster bestimmt, welches am Ende der Straße lag; in welcher wir wohnten. Es war ein Kloster, von dem mein Oheim allerlei Interessantes zu erzählen wußte, so daß er über die Profanation desselben, wie er es nannte, höchlich entrüstet war. Wir nahmen keinen Anstand, in diesen Unwillen von Herzen einzustimmen.

Eines Abends zogen die neuen Gäste mit klingendem Spiele in die Stadt ein. Ich stand am Fenster, und vor mir breitete sich der öde Platz aus, wo das ehemalige Kapuciner-Kloster gestanden, dessen Trümmer noch hier und da bemoost aus der Erde hervorlugten. Es war der Tummelplatz meiner

jugendlichen Spiele gewesen. Als der Trupp vorüber zog, fielen einige Brutalitäten zwischen den vorangehenden Sapeurs und ein paar muthwilligen Menschen vor, welche sich zu nahe heran gewagt hatten. Es ergriff mich eine dunkle, trübe Ahnung, und die zum ersten Male durch den Laut der Trommel gestörte Ruhe dieser friedlichen Straßen, die frechen Mienen der Einziehenden, ihr ruchloses Wesen — das alles erfüllte mich mit solcher Wehmuth, daß ich weinend zu meiner Mutter stürzte.

Meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht. Seit diesem Tage war der Friede meiner Vaterstadt dahin. Gleich nach ihrer Ankunft hatten die Soldaten bereits blutige Händel mit den Bürgern gehabt. Sie nahmen bald von dem Platze vor unserem Hause Besitz, und von dem ersten Augenblicke an verbot uns der Oheim streng, während des Exercirens am Fenster zu erscheinen. In der That, man hörte den ganzen Tag nichts als die furchtbarsten Flüche und Gotteslästerungen ertönen. Die holländische Armee, Jahrhunderte lang aus Söldnern zusammengeworben, trug alle Merkmale eines solchen Ursprunges an sich. Die brutalsten Traditionen hatten sich in ihr erhalten und sich später auf die Miliz verpflanzt. Die Stockprügel waren noch immer stehende Artikel des Militär-Strafgesetzes, und die conscribirte Mannschaft, anstatt eine Reaction gegen die schlechten Traditionen einer früheren Zeit hervorzurufen, war von denselben leider nur allzu sehr angesteckt worden. Es konnte kaum anders in einer Armee geschehen, in der die Belgier unter den Holländern wie die

Besiegten unter den Siegern standen und in der folglich kein nationales Gefühl erwachen konnte. Wie eine drückende Last, wie ein Fluch wurde die Militärpflicht betrachtet, und dazu brachte das Stellvertreter-System allerlei Gesindel unter die Fahne, — zwei Umstände, die das Räthsel der schmählichen Auflösung der Armee im Jahre 1830 hinlänglich erklären.

Es genügte nicht, daß wir durch die Anwesenheit der rohen Gäste fortwährend zu Hause Beschränkungen erlitten; auch des Sonntags mußten wir dafür büßen. Man konnte sich nirgend mehr hinwagen, ohne auf betrunkene Soldaten zu stoßen, und als wir gar eines Nachmittags bei einem Spaziergange vor unseren Augen einen Trupp Soldaten ruhige Bürger mit blankem Säbel verfolgen sahen, wobei die Mutter für uns Todesangst ausstand, da wurde uns für die Sonntage das Spazierengehen förmlich untersagt. In der Woche aber mußten wir ununterbrochen den Studien obliegen. Ich gestehe es offen: oranisch gesinnt, wie ich war, hörte ich doch mit Freude die Niederlage der königlichen Truppen. Der Haß gegen ihre Brutalität vertrat in meiner jugendlichen Seele die Stelle des Patriotismus.

Es läßt sich leicht denken, daß der Einzug der königlichen Truppen allerlei ernste Erörterungen im Schooße der Familien veranlaßte. Erst wurde berathen, ob man die Officiere zu den Assembleen zulassen sollte; die jungen Mädchen stimmten sämmtlich dafür und beriefen sich auf die Traditionen aus der österreichischen Zeit, wo die Officiere überall zu den ersten Gesellschaften gezogen worden waren. Die Mütter dagegen

zogen eine Parallele zwischen den Tugenden jener und der Verderbtheit dieser Zeit, wobei denn die österreichischen Officiere sehr gut davon kamen, während an den niederländischen nicht ein gutes Haar übrig blieb. Und in der That, die alten Matronen hatten die schlagendsten Thatsachen auf ihrer Seite. Hatte doch ein österreichischer Obrist ein junges, reiches Mädchen aus der Stadt geheirathet und ging jetzt noch täglich, ein lebendiges Muster ehelicher Treue und Ergebenheit, neben dem sechszigjährigen häßlichen Gegenstande seiner Liebe (die Frau galt für einen Hausdrachen) spazieren, fügte sich ihren Launen ohne Murren und war überhaupt einer jener Ehemänner, welche heut zu Tage bereits nur noch in dem Reiche der Fossilien, wo nicht der Mythe anzutreffen sind.

Und doch war diese Treue noch überboten worden. Das Paar, welches uns eben beschäftigte, war mit einander grau geworden; es hatte Zeit gehabt, sich an gegenseitige Enttäuschung zu gewöhnen. Das Verdienst, sich in das Schicksal zu ergeben, ist eigentlich ein untergeordnetes. Es muß aber alles, was von Treue und Glauben in den Annalen der Romantik und Poesie jemals niedergeschrieben sein mag, in den Schatten treten vor der Beständigkeit eines österreichischen Officiers, der im Jahre der Gnade 1770 in unserem Städtchen als armer Lieutenant in Garnison lag. Derselbe hatte sich in ein sehr schönes — zufälliger Weise aber auch sehr vermögendes — Mädchen verliebt, und die Eltern, echte Rechenmeister, hatten den Einfall, dem armen Teufel des Mädchens Hand abzuschlagen. Der Lieutenant war in Verzweiflung und

das Mädchen achtzehn Jahr alt — was beides sehr viel sagen will. Sie schworen sich also, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, unsterbliche Liebe. Der Lieutenant ging mit dem Kriege in alle Welt und traf wohlbehalten mit einigen Narben in Oesterreich ein, wo er nach Landesgebrauch nur langsam vorwärts kam. Es verstrichen nicht weniger als fünfzig Jahre, ehe der Lieutenant bis zum General avancirte. Eines Tages kam ein großer Brief mit gewaltigem Siegel an das Fräulein so und so, das Niemand kannte, bis man sich endlich auf die Frau von G., ehemaliges Fräulein von L. besann. Wirklich war der Brief für sie bestimmt. Es war eine Bewerbung von Seiten des alten österreichischen Haudegens um ihre fünfundsechszigjährige Hand. Die Antwort des ehemaligen Fräuleins enthielt als Bekenntniß einer schönen Seele das Geständniß: sie sei längst verheirathet und zähle bereits einen Hauptmann unter ihren Söhnen bei der Armee.

Ob der österreichische Officier beim Empfange der Antwort das „souvent femme varie" des ritterlichen Franz I. gebrummt, weiß ich nicht; allein trotz dem, daß die ehrwürdigen Matronen ihre Töchter täglich mit den Worten warnten: ils changent de maîtresse comme de garnison, machten die Officiere ein ungeheures Glück, denn sie hatten, nebst noch vielem Anderen, den mächtigen Reiz der Neuheit für sich. Niemals aber hat die Anzeige einer Soldatisch-Bürgerlichen Verbindung die Listen des Civilstandes vergrößert.

Die Garnison wechselte bis zur Revolution zweimal in unserer Stadt. Ihre Gegenwart hatte in der untern Bürger-

klasse und dem niederen Stande das furchtbarste Sittenverderbniß für das andere Geschlecht, eine große Verwilderung für die Männer zur Folge gehabt. Spielen, Fluchen, Trinken, Faulenzen, die gewöhnlichen Sitten aller geworbenen Armeen, kamen bei unserer Jugend reißend schnell in Aufnahme und verursachten in den Familien unsägliches Unglück. Die Revolution sollte auch ihnen Kehraus machen und unserem Lande eine seiner würdige Armee wiedergeben. Von dem Tage an, da die Nachricht von der Juli-Revolution sich in Belgien verbreitet hatte, ergriff Alle die dumpfe Ahnung, daß auch hier ein Sturm losbrechen würde. Man sprach laut davon, die Einen mit Furcht, die Anderen mit Hoffnung. Die Regierung allein schien nichts von der aufsteigenden Wetterwolke zu gewahren und lebte in der unerklärlichsten Sorglosigkeit dahin.

Es liegt nicht in meinem Plane, hier eine Geschichte der Revolution zu schreiben. Im Gegentheile; ich will den höheren Standpunct der Geschichte verlassen, auf welchem man sich an die größeren und allgemeineren Resultate hält, und mich allein darauf beschränken, die Folgen jenes Ereignisses für ein friedliches kleines Städtchen zu schildern, welches außer dem Bereiche politischer Umgestaltungen lag und von denselben nichts als den schwachen Nachhall empfand. Eine Aufgabe, die, was Belgien betrifft, trotz ihres Interesses noch nicht gelöst worden ist.

Die Kundschaft von der am 28. August im Brüsseler Theater während der Vorstellung der Stummen von Portici stattgehab-

ten Auftritte, die Zerstörung des Hauses, worin der verhaßte Libry Bagnano, der Herausgeber des ministeriellen „National,“ wohnte, des Hotels des Ministers van Maanen und des Policei-Directors Knyff brachte uns ein Bekannter, der zufälligerweise in Brüssel gewesen war und sich in Angst und Schrecken eiligst davongemacht hatte. Den Tag darauf war unser Städtchen wie umgeschaffen. Hunderte von Müßiggängern aus dem Pöbel standen auf dem Markte und unterhielten sich lebhaft über die Brüsseler Ereignisse. An den öffentlichen Orten riß man sich um die Zeitungen, das Militär schnitt bedenkliche Gesichter, und alle Arbeiten stockten. Am folgenden Tage hieß es: das Hotel des Ministers van Maanen sei nach völliger Ausplünderung vom Volke den Flammen übergeben worden; es sei zwischen den Truppen und den Bürgern zu Gewaltthätigkeiten gekommen, und mehrere der letztern seien gefallen; man habe ihre Leichen durch die Stadt getragen, und die Entrüstung und Aufregung habe den höchsten Gipfel erreicht. Noch am selben Abend verspürte man unter den niedern Classen in unserem Orte eine ungewöhnliche Gährung. Das Militär wurde in seinen Casernen consignirt, der Stadtrath trat eilig zusammen, und die alten Herren, welche sämmtlich die französische und die brabanter Revolution erlebt hatten-zogen ihr Gedächtniß über die damals ergriffenen Maßregeln zu Rathe. Da Couriere auf Couriere mit immer bedenklicheren Nachrichten folgten, auch der Privat-Eilwagen, der in jenen gesegneten Zeiten noch drei bis vier Stunden für die zwei bis drei Meilen von Brüssel nach unserem Städtchen brauchte,

voll von Flüchtlingen aus den hohen Familien anlangte, so beschlossen die Stadträthe, vorerst permanent zu sitzen und sich der Reihe nach Tag und Nacht abzulösen. Da kam aus Brüssel die Nachricht von den Excessen, die der Pöbel gegen Personen und Eigenthum verübt, es kam die Nachricht, eine Bürgergarde sei organisirt, und nun beschloß auch unser Magistrat, die Bürger um das Banner der Ordnung und der Gesetzlichkeit zu versammeln. Es fehlte nun in unseren Städtchen auch ein humoristischer Anstrich nicht, der sich durch diese Maßregel über die ersten Wallungen der Revolution ergoß. Als achtzehnjähriger Jüngling wurde ich gleichfalls unter die Waffen gerufen — ein Umstand, der mir zu den vielseitigsten Beobachtungen Gelegenheit gab. Das Militär hatte den Bürgern das Monopol der Erhaltung der Ordnung nicht überlassen wollen. Brüssel war in den Händen der Insurgenten; unsere Stadt nicht. Wir patrouillirten also gemeinschaftlich mit den Soldaten, wir voran, die Soldaten hinterdrein — eine Begleitung, die nicht so ganz ohne Gefahr war. Als wir zum ersten Male ausrückten, waren hunderte von Handwerkern und Müssiggängern, auch viele Weiber und Kinder auf dem Platze versammelt, und ein donnerndes Hurrah und ein Sturm von Gelächter empfing die Bürgergarde, die wirklich nichts weniger, als einen ernsten Eindruck zu machen geeignet war. Das Militär aber wurde beschimpft, und allenthalben ertönte es: Nieder mit Oranien! Es lebe die Freiheit. Die mindeste Veranlassung, ein Steinwurf, die Empfindlichkeit eines Officiers konnte ein Handgemenge herbei-

führen, in welchem Falle wir uns zwischen zwei Feuern befunden hätten. Die Todesangst meiner Mutter läßt sich denken; sie wußte einen geliebten Bruder, ja, sogar ihren eigenen Sohn jeden Augenblick in der größten Gefahr; auch brachte die herrliche Frau den Tag und die Nacht im Gebete zu, während mein Oheim auf dem Rathhause und ich auf der Wache war.

Es war ein Saal des Rathhauses den Bürgern als Wachtstube angewiesen worden. Derselbe war aus den Zeiten Marien Theresia's her reich geschmückt und mit dem Bildnisse dieser Kaiserin, wozu sich später das Joseph's II. gesellt hatte, geziert — schon zwei Revolutionen, die französische und die brabanter, hatten Beide verschont. In diesem Saale nun waren Tische und Bänke angebracht, auf denen ohne Unterlaß leere mit vollen Krügen gewechselt wurden, bis die Nacht und das Uebermaß des Genusses die Gäste auf die Bänke hinstreckte. Ein dichter Qualm herrschte fortwährend in diesem Raume und umschwebte die Bilder, die in mitleidiger Trauer auf die Profanation dieser Räume herabzublicken schienen, in denen ihr Andenken geehrt zu werden verdient hätte. Es war ein erschütternder Contrast: Diese Gemeinheit der Wachtstube und die Erinnerung an vergangene Herrlichkeit. Ich verweilte hier selten, sondern wandelte in dem Vorhofe auf und ab, oder, wenn keine Zusammenrottungen statt fanden, auf dem Markte, bis die Reihe an mich kam, Schildwache zu stehen oder zu patrouilliren. Als die erste Gefahr vorüber war, merkte ich erst, wie lächerlich sich unsere

improvisirten Bürger-Soldaten unter dem Gewehre ausnahmen, trotz dem, daß sie es waren, welche die Stadt vor großen Unbilden bewahrten.

Mit dem Commando gab es wenig Schwierigkeiten, da das Ganze in zwei Worten, rechts oder links umkehrt! bestand.

Dagegen war es für die Führer immer ein kritischer Augenblick, wenn sie auf die ungemischten Patrouillen stießen, welche das Militär Nachts aussendete, um den Bürgern zu beweisen, daß es ihre Mitwirkung nur duldete. Es hatten nämlich die Führer bei solcher Gelegenheit fast immer die Parole vergessen, und ich erinnere mich, daß eines Abends ein Hans Hasenfuß eine Viertelstunde lang deßhalb Todesangst ausstehen mußte. Unser Corporal — denn wir hatten auch unsere Corporäle — hatte ihn mitgenommen, um eine Patrouille zu recognosciren, plötzlich setzte ein Soldat ihm das Bayonnet auf die Brust, und Einer von uns mußte schleunigst auf die Wache laufen, um die Parole zu erfahren, die der Corporal vergessen hatte.

Die merkwürdigste Seite unserer Bürgergarde aber blieb die Wachtstube, wohin die Herren Bürger des Abends ihre Zipfelmützen mitbrachten und sogar von ihren Bedienten Kopfkissen herbeischleppen ließen. Sie begaben sich dann gemüthlich zur Ruhe, bis ein „Wache ins Gewehr!" oder der Appell zur Patrouille das oft sehr erbauliche Schnarchen der Seligen unterbrach.

Nie war die Unterhaltung in unserem Familienkreise inter-

essanter gewesen, als eben in dieser bewegten Zeit. Meine Verwandten erlebten die dritte Revolution, und sie waren davon immer hart betroffen worden, weil sie jedesmal auf der Seite der Regierung gestanden hatten. Mein Großvater hatte vor der Guillotine flüchten müssen und war nach Middelburg auf der Insel Walcheren ausgewandert Während der ganzen Zeit der brabanter Revolution hatte sein Leben in Gefahr geschwebt, und mein Oheim erzählte, wie er damals das väterliche Haus zu einer Festung umgeschaffen und jede Nacht mit getreuen und wohlbewaffneten Dienern, des Aeußersten gewärtig, Wache gehalten habe, um im Falle eines Angriffes für seinen Vater die Zeit zur Flucht zu gewinnen. Dann waren es Bilder aus dieser brabantischen Revolution selber, die er uns vorführte; er schilderte uns den Fanatismus der Brüsseler, wie sie in jeder Kneipe das Bild van der Noot's aufgestellt und mit einer Glorie von Talglicht und Blumenkränzen umgeben hätten, wie sie ferner jeden Eintretenden, oft durch Mißhandlungen gezwungen, ehrerbietig, wie vor einem übermenschlichen Wesen, das Haupt zu entblösen.

Wie peremtorisch der Pöbel verfuhr, hatte ein bekanntes Drama bewiesen, welches leider in der letzten belgischen Revolution in dem Tode Gaillard's sein Seitenstück finden sollte. Es wurde nämlich in Brüssel eine Procession abgehalten, bei welcher ein junger Mann einen Patrioten beleidigte. Man ergriff ihn, und als der Strick zerriß, mit dem man ihn an einem Laternenpfahl aufknüpfen wollte, lief man in einen nahen Metzgerladen und trennte mit der herbeigeholten Fleisch-

säge auf die gräßlichste Weise dem Unglücklichen den Kopf vom Rumpfe.

Nicht minder interessant waren die Details aus den spätern Emigrations-Erlebnissen meiner Familie auf der Insel Walcheren: über den Haß der holländischen Protestanten, welcher so weit ging, daß sie nicht einen Stuhl angerührt hätten, auf dem ein Katholik gesessen; über die sonderbaren Sitten des Landes und die tausend Schleichwege, auf welchen die Ausgewanderten Nachrichten aus dem Vaterlande erhielten. Aufs Höchste aber spannten unsere Aufmerksamkeit die Erzählungen unserer Tanten, welche allein im Hause der Familie zurückgeblieben waren, dem Sturme getrotzt und sich sogar der Gefahr ausgesetzt hatten, einen Priester zu beherbergen, welcher den Eid nicht geleistet hatte. Jeden Sonntag wurde in unserem Hause Messe gelesen, es wurden Kinder getauft, und nicht selten verließ Abends der Priester das Haus, um mit Lebensgefahr irgend einem Sterbenden die letzten Tröstungen der Religion zu bringen.

Was irgend in Paris verübt sein mochte, fand in unserer Stadt von Seiten der anwesenden französischen Beamten Nachahmung, und ihnen hatten sich einige Leute von üblem Rufe zugesellt. Die Beguinen-Kirche wurde durch den Cultus der Vernunft-Göttin profanirt, und liederliche Weiber und jene sauberen Gesellen waren es, die in diesen Räumen ihr Wesen trieben. Junge Mädchen aus den ersten Familien wurden zu den Saturnalien der Revolutionsmänner geschleppt; kaum, daß man sich aus dem Hause wagte. Von Zeit zu

Zeit traf die Stadt eine Requisition oder eine Brandschatzung, was auf die Dauer die Wohlhabendsten zu Grunde richten mußte. Eine von Dumouriez auferlegte Brandschatzung hatte die Familie um ihr schönstes Silbergeschirr gebracht. Nachdem sie das Geld weggenommen, ließen sich die Franzosen auch dazu herab, die Leistungen in natura entgegen zu nehmen. — So die Erinnerungen von damals.

In den jüngsten Ereignissen sah mein Oheim das Vorspiel zu ähnlichen Schicksalen. Die Gährung der Julitage war nicht vorüber, und die Zukunft unsicher. In Brüssel hatte der Aufstand schnellen Fortgang genommen. Man hatte eine Deputation an den König gesandt; die Antwort des alten Wilhelm befriedigte aber so wenig das aufgeregte Volk, daß sie in Brüssel verbrannt und in unserer Stadt, ja selbst in der Wachtstube, wo sie ausgehängt war, mit Kalk beworfen wurde. An diesem Tage traten auch die Männer unserer Stadt hervor, welche später an der Bewegung Theil nehmen sollten, sie lasen die Antwort laut vor, um sie mit den gehässigsten Schimpfreden zu begleiten. Seit sich die Bürgergarde in Brüssel gebildet und den Pöbel-Excessen ein Ende gemacht, hatte der Bürgerstand Zutrauen zu der Revolution gefaßt. Das zeigte sich bei der Ankunft des Prinzen von Oranien und Friedrich's, welche am 31. Aug. in Laeken in Begleitung einiger Truppen erschienen; nur unter der Bedingung, daß jener ganz allein erscheine, wurde ihm der Einzug in Brüssel gestattet. Er kam allein, wie man es verlangt hatte, und überzeugte sich wirklich, daß hier kein Pöbelauflauf, sondern

eine Revolution im Spiele sei. Ohne Vollmacht und, während er die Sache in der Nähe richtiger würdigte, in seinen Planen durch Leute aufgehalten, die der Haß blind machte, leistete Oranien durch sein Zögern der Revolution wirklich Vorschub und gab den Führern Zutrauen zu sich selbst. Die Zeit zwischen dem 1. und 22. September verstrich in fruchtlosen Unterhandlungen. Am 13. September hatte der König Wilhelm die in außerordentlicher Session zusammenberufenen Generalstaaten eröffnet; ehe diese jedoch zu einem Beschlusse über die Trennung Belgiens und Hollands kamen, entschied das Schwert die Frage, und Wilhelm büßte durch einen übereilten Schritt die Herrschaft über die südlichen Provinzen der Niederlande ein. Wie nämlich die Lage der Dinge einigen begüterten unadeligen Herren in Brüssel bedenklich wurde, ließen diese die Regierung bitten, sie möge energisch einschreiten und Truppen nach der Hauptstadt schicken, die Zusicherung der Mitwirkung aller guten Bürger hinzufügend.

Die Sachen waren aber bereits zu weit gekommen, und energisch einschreiten, hieß, wie es sich nachher zeigte, Oel ins Feuer gießen. Da die Gährung andererseits immer mehr um sich griff, so fand die Regierung in jenem Umstande eine vollkommene Veranlassung, dem Prinzen Friedrich den Auftrag zu ertheilen, auf die Versicherung jener Adeligen und Gutsbesitzer hin auf Brüssel zu marschieren und von der Stadt Besitz zu nehmen. Der Prinz, der in dem Aufstande nur eine von einigen Wenigen unterstützte Rebellion erblickte, erließ eine Proclamation à la **Brunswick**, in der er Vergessenheit

für das Vergangene, mit Ausnahme der Haupturheber und der Ausländer, gelobte. Letztere gehörten aber zu den kühnsten Führern der Bewegung; es waren Männer der That, und da jeder in dem Aufstande compromittirte Belgier sich unter die Ersteren zählte, so wurde durch die Proclamation eine beträchtliche Anzahl entschlossener Männer zu verzweifelter Gegenwehr getrieben.

Der Anmarsch der königlichen Truppen auf Brüssel sollte aber von mehreren Seiten zugleich erfolgen, und unsere Stadt wurde als der Sammelplatz einer kleinen Division bestimmt. Allmählig kamen einzelne Abtheilungen aus den benachbarten Garnisonen an, so daß unser Ort bald einem kleinen Lager glich. Mittlerweile hatte sich die Gährung auch den unteren Classen mitgetheilt, wo sie von einigen jungen Hitzköpfen aus dem Bürgerstande angefacht wurde; und es wäre gewiß bei der Anwesenheit so vieler Truppen zu blutigen Händeln gekommen, wenn nicht die Rädelsführer nach der Hauptstadt gezogen wären, um an der Vertheidigung derselben Theil zu nehmen.

Die Oranisch-Gesinnten jubelten. „Es könnte nicht fehlen,“ sagten sie, „daß Prinz Friedrich der Rebellion mit Einem Schlage ein Ende mache, und dann würden sie sich für die erlittene Unbill rächen, für ihr loyales Verhalten aber belohnt werden“. Die Officiere, welche sich Anfangs sehr kleinlaut benommen hatten, fingen jetzt auch an zu prahlen, und die Soldaten behandelten die Bürger mit der größten Geringschätzung.

Am 20. September erhielten die sämmtlichen Truppen Befehl zum Abzuge gen Brüssel. Sie lagerten am 21. auf halbem Wege und rückten am 22., während Prinz Friedrich in den obern Theil der Stadt eindrang, durch das flandrische Thor in Brüssel ein. Alle Häuser fanden sie geschlossen; sie hatten an dem Thore fast keine Gegenwehr gefunden, nur einige verstohlene Schüsse waren gefallen. Ohne Besorgniß und ohne Hinderniß durchschritten die Reihen der Krieger die Hälfte der flanderischen Straße, als plötzlich der Boden unter den ersten Gliedern verschwand. Die Insurgenten hatten große, mit ungelöschtem Kalk angefüllte, mit Reisig und Erde bedeckte Gruben gegraben. Hinter denselben hatte einige Mannschaft einen Hinterhalt gebildet. Kaum sieht diese das Gelingen der Kriegslist, als sie ein wohlgenährtes Feuer eröffnet, welches einen panischen Schrecken unter den Heranrückenden verbreitet. Plötzlich öffnen sich an allen Häusern die Fenster der obersten Stockwerke, und es regnet auf die Königlichen Geräthe aller Art, sogar glühende Oefen, herunter; in wenigen Augenblicken sind 2500 Mann in die wildeste Flucht gejagt, die commandirenden Officiere gefangen, viele Gemeine getödtet oder zu Kriegsgefangenen gemacht.

Die Truppen sammelten sich erst eine Stunde vor der Stadt, wo sie ein Lager bildeten und sich damit begnügten, den Weg nach Flandern abzuschneiden.

Vier Tage hindurch hörten wir fernen Kanonendonner. Es war der Kampf des holländischen Prinzen gegen die Insurgenten. Alle Verbindungen mit Brüssel waren abgeschnit-

ten. Die Post brachte wenige Nachrichten. Abends begab sich eine zahlreiche Menge auf einen benachbarten Berg, von wo man den Brand der Brüsseler Paläste sehen konnte. Am dritten Tage bekam mein Oheim einen Brief aus der Hauptstadt zu lesen, in welchem der Prinz Friedrich mit dem Herzog von Alba verglichen wurde. „Der Widerstand,“ hieß es in demselben „hat in der Furcht vor der Brutalität der holländischen Truppen seine größte Stütze gefunden. — Die Würfel sind gefallen, und es ist an kein Zurückschreiten mehr zu denken. Die Zahl der Insurgenten wächst mit jeder Stunde, und damit in gleichem Maße ihre kriegerische Tüchtigkeit. Unsere besten Jäger nehmen Theil am Kampfe und verbreiten unter dem Feinde Tod und Schrecken, wohin sie nur kommen. Das Gerücht geht, Prinz Friedrich habe seinen Truppen die Plünderung der Stadt verheißen; — ich bin überzeugt, daß das eine Verleumdung ist, allein eben so fest bin ich überzeugt, daß er mit dem besten Willen, wenn wir den Kürzeren zögen, es nicht würde verhindern können, daß die größten Excesse vorfielen. Man bringt jeden Augenblick Todte und Verwundete nach den unteren Theilen der Stadt, alle Glocken läuten Sturm. Unsere Weiber und Mädchen verfertigen Charpie, pflegen die Verwundeten, besuchen die Spitäler.“

Mein Oheim schalt zwar den Verfasser des Briefes trotz dem, daß er ein wohlhabender besonnener Mann war, einen Jacobiner, ging aber im Ganzen mit bedenklichen Mienen umher und sprach über die Vorgänge in Brüssel kein Wort mehr. Am 28. Mittags traf die Nachricht ein, daß die Hol-

länder, nachdem sie mehrere schwere Niederlagen erlitten, von Brüssel abgezogen seien.

Es ist hier der Ort, einer Trauerscene zu gedenken, welche ich in jenen verhängnißvollen Tagen erlebte. Eine Witwe in unserer Stadt hatte einen Sohn bei der Armee. Er war einer der besten Officiere, von seinen Vorgesetzten geachtet, von seinen Soldaten geliebt. Als auffallend schöner Mann war er für das Grenadier-Corps auserwählt worden. Dieses Corps war der Kern des holländischen Heeres, und der größte Theil davon kämpfte in Brüssel. Die arme Witwe wußte nicht, ob ihr Sohn auch dorthin abgegangen sei, er, der sie von seinem Solde unterstützte, dessen Tod sie brodlos gelassen haben würde. Diese Frau, die wegen ihrer Schicksale die allgemeinste Theilnahme erregte, lebte zurückgezogen in derselben kleinen Gartenwohnung, in welcher vorher der Freund meines Oheims ermordet worden war. Er hatte sie eben deßhalb nie wieder betreten; aber jetzt bezwang er dennoch seinen Widerwillen, um mit mir zu der armen Witwe zu eilen. Wir fanden sie in Thränen; ihre beiden Töchter sprachen ihr Hoffnung zu, und zählten alle möglichen Trostgründe auf, um zu beweisen, der Bruder sei nicht in Brüssel: „er würde ja geschrieben haben; er sei im Haag cantonirt, vom Kriegsministerium mit vielen Arbeiten beauftragt, man habe ihn gewiß nicht entbehren können.“ Mein Oheim bemühte sich gleichfalls, die gute Frau zu trösten: „in den auf dem Rathhause angelangten Berichten sei die Compagnie ihres Sohnes unter den in Brüssel stehenden Truppen nicht erwähnt;

und er würde, wie die Fräulein Töchter richtig bemerkten, jedenfalls von sich haben hören lassen."

Wir hatten uns kaum niedergelassen, als ein ungewöhnliches Klopfen an die Thür uns aufschreckte. Es hatte zu Dämmern angefangen. Ich eile selber hin, und wie ich die Thür öffne, steht eine lange Gestalt, mit verbundener Stirn und Hand, vor mir, die Rechte auf einen Knotenstock gestützt. „Wohnt hier die Witwe C....?" fragt der Fremde mit dumpfer Stimme, und auf meine bejahende Antwort sagte der Fragende: „Ich muß sie gleich sprechen." Die eine Tochter, welche mir nachgeeilt war, stürzt in banger Ahnung nach der Thür zu: „um Gotteswillen," ruft sie aus, „mein Bruder! Sie bringen Nachricht von meinem Bruder! o, lebt er, lebt er noch?" — „Wenn er nicht lebte, so wäre ich nicht hier," antwortete der eintretende Mann trocken. „Wo ist die Frau C..? ich bringe wichtige Nachrichten für sie." Ehe wir daran denken konnten, die arme Witwe vorzubereiten, stand sie hinter uns. „Ich bin Alles zu hören bereit," sagte sie mit einer erhabenen Selbstüberwindung, „sprechen Sie, verschweigen Sie mir nichts! ist er krank? verwundet? wo ist er? daß ich noch heute Nacht zu ihm eile!" — „Mein Hauptmann ist weder krank noch verwundet. Er ist auf sein ausdrückliches Verlangen mit uns nach Brüssel gezogen. Er hat sich tapfer geschlagen, und Gott Lob; gar manche Kugel hat ihn bis jetzt verschont, und — manche wird ihn hoffentlich noch verschonen, denn es ist noch nicht zu Ende." — „Großer Gott!" seufzten die Töchter. Er fährt fort: „Ich habe den Hauptmann heute Morgen

verlassen, ich konnte es nicht mehr aushalten. Ich bin doch ein Landeskind, ein Landsmann von Ihrem Sohne, Frau C. kennen Sie mich nicht mehr? Meine Mutter diente in Ihrem Hause bei Lebzeiten Ihres seligen Mannes, ich bin mit Ihrem Sohne zu den Fahnen gegangen. O, hätte ich den Tag von gestern ahnen können! Denken Sie sich, daß wir seit drei Tagen weder Rast noch Ruhe gehabt; den ganzen Tag mußten wir in Reihe und Glied stehen, zwischen todten und verwundeten Kameraden, des Nachts Wache halten, die Todten begraben, die Verwundeten fortschaffen. Und doch hätte ich gern das alles und noch mehr an der Seite meines Hauptmannes erduldet, aber gestern, gestern Mittag wird unsere Compagnie beordert, eine eben aufgeworfene Barricade zu erstürmen. Wir rücken voran, wir ersteigen wirklich die Barricade, auf der anderen Seite aber eröffnet plötzlich eine Kanone ein so mörderisches Kartätschen-Feuer, daß unsere Reihen wanken; die Anderen faßten neuen Muth und warfen uns über die eroberte Barricade zurück. Wir hatten gewiß ein Drittel unserer Leute verloren. Unser Rückzug glich fast einer Flucht. Die Anderen waren uns bis an unser Lager gefolgt. „„Kinder!““ rief Ihr Sohn, „„Wollt Ihr feige vor einem Haufen Gesindel weichen, Eure Fahnen beflecken?““ Er bringt die Fliehenden zum Stehen. Der Trupp Insurgenten wurde umringt und niedergemetzelt. In dem Handgemenge legt einer die Pistole auf unseren Hauptmann an, ich renne ihm das Bayonnet durch den Leib. Er sinkt sterbend nieder. Es war mein Nachbar, der Sohn des Schlossers F.; ob er mich

erkannt, weiß ich nicht, aber ich werde nie den Blick vergessen, den er mir zuwarf, man hätte mich in diesem Augenblicke niederschießen können, ohne daß ich an Widerstand gedacht hätte. Ich glaube, ich weinte. Wir kehrten ins Lager zurück. Hauptmann, sagte ich zu Ihrem Sohne, haben Sie den da.... den ich eben niedergefällt, nicht erkannt? Es war mein Nachbar F. „„Wir erfüllen hier eine gräßliche Pflicht““, erwiederte Ihr Sohn in dumpfer Verzweiflung. Mein Entschluß aber war gefaßt. Ich wollte nicht länger das Blut meiner Landsleute vergießen. Deserteure gab es ohnehin jeden Augenblick; ich bin ihnen gefolgt. Wie ich zu den Anderen kam, wollten sie mich, da ich an Hand und Stirn verwundet war, ins Spital schicken. Ich machte mich fort, tauschte meinen Rock gegen diesen Kittel aus, und hier bin ich. Lieber morgen als Deserteur erschossen, als gegen meine Landsleute fechten! Wie ich meine Vaterstadt heute Abend vom Berge vor mir sah, überlief es mich eiskalt. Ich dachte an Sie, an die Eltern meines Opfers. Ich wagte mich nicht nach Hause.... und da habe ich gedacht, es würde Ihnen willkommen sein, von meinem Hauptmanne zu vernehmen.“

Die Witwe hörte mit entsetzlicher Ruhe, leichenblaß dem Manne zu..... Mein Oheim mußte aufs Rathhaus, ich auf die Wache. Des anderen Tages fing der Kanonendonner am frühen Morgen wieder an. Die Töchter der unglücklichen Witwe erzählten uns später, sie hätte früh im Garten auf einer Bank gesessen, gelassen, ohne eine Thräne zu vergießen, aber ohne auch nur ein Wort auf die Worte des Trostes ihrer

Kinder zu erwiedern. Bei jedem Dröhnen des Geschützes aber fuhr sie, wie von einem unwillkürlichen Schlage durchzuckt, zusammen. Am anderen Morgen fand man sie todt im Bette; es strömte Blut von ihren Lippen. Ihre Haare waren in der Nacht gebleicht. An demselben Tage langte ein Courier aus Vilvorde mit der Nachricht an, ihr Sohn sei wohlbehalten dort angekommen. — Wie viele Mütter mögen das Loos dieser unglücklichen Mutter getheilt, wie vielen mag die Revolution das Herz gebrochen haben! Auch die meine starb an den Folgen des Aufstandes; und das alles weil man in Wien eine verkehrte Rechnung gemacht, für welche mancher Staatsmann mit Ehren, Orden, hohen Posten belohnt wurde.

Als Prinz Friedrich Brüssel verlassen hatte, erhielt die Abtheilung, welche von unserer Stadt aus dahin gezogen war und jetzt zwei Stunden von derselben entfernt lagerte, den Befehl, sich auf Gent zurückzuziehen. Man befürchtete, sie würde durch einen Bauern-Aufstand von Gent abgeschnitten und vernichtet werden. Der Rückzug sollte durch unsere Stadt geschehen, weil man die Bewohner des großen Militär-Gefängnisses, welches sich seit einiger Zeit in unserem Orte befand, nicht zurücklassen wollte. Diese Sträflinge, fast sämmtlich verwegene Menschen und meist Belgier, würden den Insurgenten großen Vorschub geleistet haben. Am Abende des 29. September rückte also in unsere Stadt wieder ein was bei dem Unfalle an dem flanderischen Thore von Truppen verschont geblieben war. Mittlerweile aber hatte sich die Sachlage sehr geändert. Man kannte alle Einzelheiten der Nieder-

lage der königlichen Truppen in Brüssel, und die Wuth des Volkes war bis zum Wahnsinne gesteigert. So wie die Cavalerie der Division einrückte, lief ein Trupp Verwegener mit einer mächtigen dreifarbigen Fahne vor ihr her. Die Truppen antworteten auf diese Herausforderung nicht. Sie hatten Vorsicht und Mäßigung vor Brüssel gelernt und gingen ruhigen Schrittes auf den Markt zu. Allein der Pöbel hatte sich der Fleischhalle, wo sich der städtische Glockenthurm befand, bemächtigt und begann zu läuten. Mein Onkel war auf dem Rathhause. Plötzlich strömten Banden von Insurgenten von allen Seiten dem Markte zu, um den tollkühnsten aller Angriffe zu versuchen; denn daß die Truppen die Ueberhand behalten würden, war unzweifelhaft, und zudem war es bekannt, daß sie den Tag darauf die Stadt verlassen wollten; sie angreifen hieß also ohne Noth die Stadt den größten Gefahren aussetzen. Als der commandirende Officier seine Soldaten bedrängt sah, befahl er, den Markt zu räumen. Im Sturmschritte, mit gefälltem Bayonet, wurde der Befehl vollführt. — Als aber die Insurgenten immer kühner wieder zurück kehrten, da wurden Cavallerie-Chargen gegen sie ausgeführt und endlich, um sie einzuschüchtern, in die Luft gefeuert.

Während dieser Vorfälle fand in unserem Hause eine ergreifende Scene statt. Als die Sturmglocke zu läuten begann, als sodann die ersten Schüsse fielen, da glaubten meine Tanten, ihr letzter Augenblick sei gekommen, denn in Aller Munde waren bereits die wahren oder falschen Gerüchte von den Er-

cessen, welche die Holländer in den Brüsseler Vorstädten verübt haben sollten. Wir wohnten aber gerade in der Straße, wo die Caserne lag, und das Militärgefängniß war dicht neben unserem Hause, so daß wir jeden Augenblick die Schwadronen an unserer Thür in Carriere vorbeisprengen hörten. Auch waren in unserer Straße gerade die ersten Schüsse gefallen. In welcher Gefahr konnte der Oheim schweben, der trotz der Thränen seiner Schwestern sich muthig auf seinen Posten begeben hatte, fest entschlossen, der Ordnung und dem Gesetze sein Leben zum Opfer zu bringen! — Die älteste meiner Tanten brachte also das Crucefix, welches seit hundert Jahren immer an dem Todtenbette unserer Verwandten gestanden, in den Ahnensaal herab, und alle Bewohner des Hauses, auch das Gesinde, knieten um den Heiland nieder. Während so drinnen die Gebete für die Todten gelesen wurden, tobte draußen das Sturmläuten, das fortwährende Schießen — dessen geringe Wirksamkeit wir freilich nicht ahnen konnten — und mitten darunter das wilde Geschrei des Pöbels; das alles drückte dieser Familienscene den Stempel einer erhabenen Feierlichkeit auf. Gegen Mitternacht stellte sich allmählich die Ruhe wieder her. Morgens um vier Uhr war schon Alles wieder auf den Beinen. Die Trommeln rasselten, es schmetterten die Trompeten, und eine ungewöhnliche Bewegung herrschte in dem benachbarten Militärgefängnisse. Es waren die Vorkehrungen zum Aufbruche. Die Truppen, welche die ganze Nacht in den Straßen bivouakirt hatten, waren hurtig bei der Hand, die Insurgenten mit ihnen. Al-

lein der kommandirende Officier erklärte mit solcher Festigkeit: er werde Gewalt brauchen, sobald man sich der Abreise der Gefangenen widersetze, daß die Insurgenten sich ruhig verhielten. Um sieben Uhr Morgens verließen die 600 Gefangenen, inmitten der abziehenden Truppen, die Stadt.

Kaum hatten sie das Thor erreicht, als die Insurgenten nach dem Rathhause zogen, um sich desselben zu bemächtigen. Mehrere achtbare Bürger aber, welche einsahen, daß es besser sei, den Pöbel zu leiten als ihn sich selbst zu überlassen, verfaßten eine Proclamation an das Volk und stellten sich selbst an die Spitze der Bewegung.

Der Stadtrath war de facto abgesetzt. Um ihn einzuschüchtern, hatten einige der Rädelsführer durch die Decke der Wachtstube, über welcher sich der große Sitzungssaal befand, ihre mit Kugeln geladenen Flinten abgefeuert. Glücklicher Weise war Niemand dabei verwundet worden. Ihren Bürgermeister an der Spitze, verließen die Räthe nunmehr den Saal. Unten erwarteten sie die Rädelsführer, mit dreifarbigen Bändern in der Hand, welche sie ihnen mit Gewalt in das Knopfloch banden. Mein Oheim trotz seines Alters ein noch sehr rüstiger Mann, erklärte, daß man ihn weder mit Gewalt noch auf andere Weise bewegen werde, das Zeichen der Empörung zu tragen. Beherzt schritt er durch die murrende Bande, und Niemand wagte an den allgemein verehrten Mann Hand zu legen. Gelassen kam er nach Hause, wo seine Schwestern ihn mit Freudenthränen empfingen.

Alsbald nahm das Gesindel von der Wachtstube Besitz,

während die Urheber der eben erwähnten Proclamation sich in den Raths-Saal begaben, um dort eine provisorische Verwaltung zu bilden. Sie sollten bald berufen sein, den „Volkslöwen“ zu zügeln. Eine Rotte Gesindel hatte bereits am anderen Ende der Stadt in dem Hause eines wenig beliebten Stadtrathes zu plündern begonnen. Mit Mühe gelang es der provisorischen Verwaltung, sie zurück zu treiben. Allein die Leutchen schrien: „warum sie denn eine Revolution gemacht hätten, wenn man nicht einmal ein wenig plündern dürften?“

Die Anwesenheit vieler protestantischer Beamten, Officiere, Soldaten hatte die Einrichtung eines evangelischen Gottesdienstes und eines Bethauses auf dem Rathhause veranlaßt. Man plünderte dasselbe rein aus; zuerst warf man die darin befindlichen Bibeln und Gebetbücher, dann, um das Werk zu krönen, die im Rathhause vorgefundene Büste des Königs aus den Fenstern auf den Marktplatz hinab.

Man hatte der niedrigen Volksclasse den Glauben beigebracht, daß die Lehrer des städtischen Gymnasiums arge Ketzer seien. Der Pöbel erinnerte sich in diesen bewegten Tagen jener Lehre und begab sich nach dem Gymnasium, welches wegen der Ferien und auch wegen der Zeitumstände unbewohnt war. Alles darin Befindliche wurde zerstört; die kostbaren Bibliotheken unserer Lehrer gingen sämmtlich den Weg des Gewürzkrämers, und ein Jahr lang versahen die deutschen Classiker sammt den Dichtern von Latium und Hellas, anstatt des J. a Lapide, der Bibliotheca Rhetorum des Jouvency,

des Ruaeus und dergleichen in den Läden der Stadt den Dienst des Maculatur.

Man hatte noch mehrere Häuser bezeichnet, die geplündert werden sollten; allein einige Bürger wußten den Pöbel in die Schenken zu verleiten, wo ihm unentgeltlich allerlei Getränke verabreicht wurden, während man unter die Weiber Geld vertheilte. Dieses Mittel schlug dermaßen bei dem „Volkslöwen" an, daß er Abends schachmatt zu Bette ging. Mittlerweile hatten sich die Bürger wieder gefaßt, Besitz vom Rathhause genommen und ihre jetzt bereits besser organisirte Wache aufgestellt. Die Holländer hatten in der Nacht vor ihrem Abzuge sämmtliche Gewehre der Bürgergarde zerschlagen und als Zeichen des Hohnes die Trümmer in der Wachtstube zurückgelassen. Die Bürger aber nahmen ihre Jagdflinten, und so war der Schade wieder hergestellt. Am folgenden Tage, als der „Volkslöwe" sich von seinem Katzenjammer erholte, erfuhr er zugleich, daß er über Nacht seine Krone eingebüßt habe. Trotzdem, daß ein paar Mal die Fenster des Rathhauses eingeworfen wurden, hielten die Bürger gut Stand, und der „Volkslöwe" fügte sich endlich und trat wieder seinen herkömmlichen Schlendrian an.

Am dritten Tage nach dem Abzuge der Holländer erschien plötzlich eine Bande zerlumpter Burschen auf dem Marktplatze, ganz außer Athem und mit dem lautem Geschrei: „Da sind die Holländer!" Ich stand gerade Wache am Rathhause. Das Reißaus, zu dem jener Ruf das Signal gab, vergesse ich niemals. Es blieben gewiß keine zwanzig Mann stehen. Ge-

rade die ärgsten Schreier, die größten Tribunen der vergangenen drei Tage waren zuerst verschwunden; Leute dagegen, von denen man sich dessen nimmer versehen hätte, blieben ruhig und stellten sich zur Wehr. Einer unter ihnen ging gemessenen Schrittes nach Hause, um sogleich mit seinem vierzehnjährigen Sohne und seinem Bedienten, beide bewaffnet, zurück zu kehren.

Unter den zerlumpten Jungen, welche durch ihr Geschrei den panischen Schrecken verursacht hatten, stolzirte mit homerischen Geberden ein bekannter junger Mann aus der Stadt und schrie aus vollem Halse: „Pulver und Blei!“ Sein Vater verkaufte Beides, und die böse Welt behauptete später allgemein, er habe diesen Tumult nur verursacht, um durch eine gute Lieferung beider Waaren doch auch ein wenig bei der Revolution zu profitiren. Wenigstens war meilenweit kein Holländer zu sehen, und die königlichen Truppen saßen einstweilen ruhig in Gent, die weiteren Folgen des Sturmes erwartend.

Die neue eigenmächtig eingesetzte städtische Verwaltung bildete zu der früheren den grellsten Gegensatz. Der Stadtrath war seit 1815 aus lauter alten, ehrwürdigen Männern der ersten Familien zusammengesetzt gewesen, die uns mit ihren gepuderten Haaren und ihren eleganten schwarzen Röcken bei Processionen und sonstigen feierlichen Gelegenheiten gewaltigen Respect einflößten; es war ein Nachhall aus jener Zeit, wo die Magistratur sich mit allerlei äußeren Zeichen der

Würde umgab, als da sind: Zöpfe, Haarbeutel, Perrücken, lange Röcke und dergleichen. So wenig verächtlich an sich auch die Mitglieder der neuen Verwaltung sein mochten, es waren doch immer nur mittelmäßige Figuren, ohne Puder, ohne schwarzen Frack und — ohne den würdigen Anstand, den die Gewohnheit der Macht giebt und der aus den Nobili Venedigs Könige machte. Es befand sich unter den Helden jener Tage ein Mann, der früher zu nichts brauchbar befunden worden war und jetzt durch das Volk an die Spitze der Revolution in unserem Städtchen gehoben wurde. Dieser Mensch wollte sich durch irgend eine auffallende That der provisorischen Regierung in Brüssel angenehm machen, und wußte sich dazu kein passenderes Mittel zu erlesen, als die Magazine des Militär-Gefängnisses leeren zu lassen und ihren Vorrath an Kleidern, Fußbedeckungen u. s. w. eigenmächtig nach Brüssel zu befördern. Eines Morgens erschien dieser Santerre unserer Stadt vor unserem Hause, mit der Jacobinermütze geschmückt, zwei Pistolen im Gürtel, von einigen Männern seines Schlages und vielem Gesindel umgeben und eine Anzahl Bauernwagen mit sich führend, die er mit Gewalt am Markttage requirirt hatte. Die Vorräthe des Militär-Gefängnisses wurden auf dieselben geladen und nach Brüssel abgeführt, wo sie zahlreichen, aus Frankreich herbeigelaufenen Ohnehosen sehr gut zu Statten gekommen sind. Unser kleinstädtischer Santerre kehrte mit Lorbeern bekränzt zurück und vermochte von diesem Tage an Alles; denn man fürchtete ihn. Das Gelingen dieser ersten Operation machte ihn kühner. Er

strebte nach höherem Ruhme, nach nichts Geringerem nämlich, als nach dem Namen eines Städtebezwingers.

Zwei Stunden von unserem Orte entfernt lag eine Festung, die zur Deckung der holländischen Gränze in den letzten Jahren von der holländischen Regierung erbaut worden war und welche die Königlichen noch nicht geräumt hatten. Auf sie hatte unser Held es abgesehen; und eines Sonntags Nachmittags zogen hundertundfünfzig Insurgenten aus, ohne Geschütz, fast ohne Schießgewehr, aber unter gewaltigem Trommellärm und sonstigem Spectakel. Nachdem unterwegs durch Abkältung der Kriegswuth diese geweihte Schaar auf einige Achtzig geschmolzen war, fand der Heerführer es gerathen, den Sturm auf den anderen Tag zu verschieben. Dieses Donquirotische Unternehmen wäre seinem Urheber fast theuer zu stehen gekommen. Während der Trupp sich den Wällen der Festung näherte, wandelte zufälliger Weise der Commandant derselben auf den Wällen umher, und ihn begleitete ein aus der Stadt entwichener oranisch Gesinnter, der aus Furcht vor Mißhandlungen sich unter den Schutz der holländischen Armee begeben hatte. So wie Ersterer die Insurgenten gewahrt, welche sich — höchst wahrscheinlich ohne es zu wissen — innerhalb des Bereiches der Kanonen gewagt, gibt er den Befehl, mit Kartätschen zu laden und die Chaussee zu bestreichen. Fußfällig bat ihn sein Freund, seiner Mitbürger zu schonen, welche er als verführt oder verrückt schilderte. Hätte der Commandant seinen Bitten nicht nachgegeben, so wäre von diesen Tollhäuslern wahrscheinlich kein einziger wiedergekehrt.

Ich verweile bei diesen Kleinigkeiten, um zu zeigen, wie Revolutionen oft von dummdreisten und unwissenden Menschen zum Emporsteigen benutzt werden. Dieser selbe Mensch, der auf keinerlei Verdienst Anspruch machen konnte, wurde in den Congreß gewählt und wußte seine Anwesenheit daselbst und seine Beziehungen so geschickt auszubeuten, daß er eine Notarstelle erhielt, des Leopold=Ordens und des eisernen Kreuzes gar nicht zu gedenken.

Daß der Gang der Dinge meinem Oheim mißfiel, brauchte ich kaum zu erwähnen. Er sah seine alten Freunde öfter und suchte in ihrem Umgange Trost gegen die Verkehrtheiten der Zeit. Die Geschichte erzählt uns Manches von den seltsamen Hoffnungen, denen sich Prätendenten und ihre Anhänger hingeben. Auch in der oranischen Partei blieb dies nicht aus. „Oranien," hieß es jeden Augenblick, „werde an der Spitze einer großen Kriegsmacht die Gränze überschreiten und über die Rebellen die gerechte Strafe verhängen." Allein Oranien kam nicht, im Gegentheile, mit jedem Tage fielen mehr Städte von ihm ab, und es zogen sich die Königlichen immer weiter zurück, bis sie nur noch Antwerpen inne hatten.

Unterdessen fand in Brüssel ein förmliches Wettrennen um Stellen und Ehren statt. Die Revolution hatte zwar einige tüchtige Männer nach oben gebracht, aber auch das Emporkommen einer ungeheuren Menge Gesindels begünstigt. In der Armee der Insurgenten gab es Hauptleute, welche kaum lesen und schreiben konnten, und in der Verwaltung stieß man überall auf solche, die kein anderes Verdienst be=

saßen, als hier oder dort an dem Aufstand einen nicht immer ehrenwerthen Antheil genommen zu haben. Lange Zeit nach der Revolution waren Armee und Verwaltung noch immer nicht von jenen unsauberen Elementen gereinigt, und als die Regierung diese Säuberung vornahm, geschah es auf Kosten des Volkes, da die wegen Unbrauchbarkeit und Mangels an Autorität in den Ruhestand versetzten Officiere und Beamten pensionirt werden mußten, — eine Last, die auf dem belgischen Budget bis auf den heutigen Tag ruht.

Jetzt, wo neunzehn Jahre seit der Revolution verstrichen sind, und Belgien, nachdem es die Wunden derselben geheilt, zu einem nie gekannten Grade der politischen und materiellen Entwickelung herangediehen — wer könnte da die Revolution verdammen? Wem könnte man es aber auch verargen, die Meinung zu hegen, daß alle diese Resultate auch ohne dieselbe in Erfüllung gehen konnten, und sich zu fragen, ob die Belgier nicht besser jenes Beispiel David's befolgt hätten, wie er Saul während des Schlafes den Saum vom Mantel trennt, als in gewaltsamer Fehde gegen eine Ordnung der Dinge zu kämpfen, welche jedenfalls manche Bedingung höherer Entwickelung in sich trug?

Während die neue Regierung in Brüssel die vielseitigsten Lebenszeichen von sich gab, während die Landgemeinden vaterländische Opfer in der Gestalt von Kartoffel- und Getreideladungen für die Vaterlandsvertheidiger nach Brüssel schafften, wo diese Vorräthe meistens verschleudert wurden, während dessen blieb die Verwaltung unseres Städtchens auch nicht

unthätig. Unser Ort besaß eines der merkwürdigsten Gebäude Belgiens, das mittelalterliche Rathhaus, welches, jetzt als Fleischhalle, als Zeichnenschule und Wachtposten benutzt, eine der Zierden des großen Marktplatzes war. Unsere Herren Räthe, von dem Wunsche ergriffen, einen Beweis ihrer Fürsorge für öffentliche Angelegenheiten, eine Probe ihres geläuterten Geschmackes und ihrer ausgebreiteten Alterthumskunde an das Tageslicht zu fördern, ließen das ehrwürdige Gebäude von oben bis unten mit schöner gelbbräunlicher Farbe anstreichen und mit großen weißen Linien decoriren, welche sich regelmäßig über das ganze Gebäude ohne Rücksicht auf Ornamentik oder architektonische Gliederung hinzogen und Quadersteine aus dem Nichts hervorriefen. Die Patrioten geriethen über den Geniestreich in nicht geringes Entzücken. „Das wären ganz andere Administratoren als jene früheren," hieß es, „welche das Rathhaus alle die Zeit hindurch beim Alten gelassen." Allein während die Herren der Revolution den Markt verschönerten, verlor die Stadt ihren ganzen Reiz durch die unbarmherzige Vertilgung ihrer schönsten Spaziergänge. Die neuen Herren ließen sämmtliche Pflanzungen, welche wenigstens das zarte Alter der Bäume hätte schützen sollen, unbarmherzig niederreißen. Die Bäume wurden zu Geld gemacht; welche Rechnung aber über dieses Verfahren geführt wurde, ist uns unbekannt.

Man hatte noch an demselben Tage, wo die Holländer die Stadt verließen, vor dem Rathhause einen Freiheitsbaum aufgepflanzt, der — beiläufig gesagt — schlecht gedieh und

mehrere Male erneuert werden mußte. Um diesen Freiheitsbaum versammelten sich fast täglich die Banden der französisch-belgischen Legion, welche scharenweise durch unsere Stadt kamen, um nach der holländischen Grenze zu ziehen, wo die Feindseligkeiten unaufhörlich ihren Fortgang hatten. Diese Menschen — meistens französisches Gesindel — machten nun jedes Mal bei ihrer Ankunft auf dem Markte an dem Freiheitsbaume Halt und tanzten daselbst unter Absingen der Marseillaise die Carmagnole. Nichts war lächerlicher als diese Demonstrationen inmitten der besonnenen flamändischen Bevölkerung. Kein Mensch nahm Theil daran, außer einigen Gassenjungen, die das tolle Treiben mit glotzenden Augen angafften. Die ruhigen Bürger, sogar die Patrioten, gingen an diesen Scenen kopfschüttelnd vorüber.

Von alten Zeiten her pflegten sich an den Markttagen in allen kleinen Städten Flanderns Bänkelsänger, Possenreißer, Escamoteurs und Personen ähnlichen Berufes herum zu treiben. Und so groß war die Finsterniß, in der das Volk auf dem platten Lande lebte, daß die Lieder der Bänkelsänger seine einzige Literatur, seine einzige geistige Nahrung bildeten. Die Burschen vom Lande kauften dieselben zum Geschenk für ihre Dulcineen, welche sie dann nach den bekanntesten Melodieen ableierten. Die Bänkelsänger trugen gewöhnlich große Bilder mit sich, welche die in ihren Liedern besungenen Raub- und Mordgeschichten durch das Medium der Kunst vorstellten oder doch vorstellen sollten. Auch die belgische Revolution fand in den flamändischen Bänkelsängern bereitwillige Ho-

mere. Monate lang hörte man an jedem Markttage die Plätze vom Klageliedern über die „holländischen Barbaren" erklingen, und große Bilder veranschaulichten die Flucht der Holländer in verschiedenen Gefechten, den Kampf im Parke, die Flucht des Prinzen Friedrich auf einem mit einem Esel bespannten Müllerkarren, und dann die angeblich von den holländischen Menschenfressern begangenen Raub- und Mordthaten.

In diesem Genre aber überbot ein erfindungsreicher Possenreißer alle seine Collegen. Er hatte sich einige von jenen anatomischen Studien zu verschaffen gewußt, welche man in Frankreich so entsetzlich ähnlich in Wachs zu verfertigen versteht. Es waren Nachbildungen von aufgeschnittenen, verstümmelten weiblichen und männlichen Leichen, welche der unverschämte Kerl als treue Nachbildungen von Unglücklichen sehen ließ, die das Opfer holländischer Unmenschlichkeit geworden wären. „Kinder werden nicht eingelassen!" schrie er am Eingang seiner Bude, was denn nur um so mehr die Neugierde der Kinder wie der Erwachsenen reizte. Ich wagte mich hinein, um das widerwärtigste Schauspiel zu erblicken, das man sich denken kann. Ich erspare meinen Lesern das Einzelne. Solche empörende Abscheulichkeiten duldete die Polizei! Die leichtgläubigen Bauern aber, kehrten unter tausend Verwünschungen der Holländer nach Hause zurück, und auf diesem und ähnlichen Wegen bildete sich allmählich jener bittere Haß der Patrioten gegen die Oranisch-Gesinnten, welcher bei der geringsten Veranlassung von außen Belgien in alle Unheile eines Bürgerkrieges gestürzt haben würde.

III.

Die belgische Revolution trat durch die am 16. October vom Prinzen von Oranien erlassene Proclamation in eine neue Phase. Er erklärte: „er stellte sich selber an die Spitze der Bewegung;" aber dadurch verlor er das Zutrauen seiner Freunde, indem er ihre Hoffnungen vereitelte, und führte Wankende und Unentschlossene in das Lager seiner Gegner hinüber. Von diesem Tage an, war das Schicksal der oranischen Dynastie in Belgien entschieden. Vor dem brüsseler Kampfe hätten eine derartige Maßregel es noch vermocht, die Revolution mit der Dynastie zu versöhnen; nach den Septembertagen war die Kluft zu groß, um durch eine Proklamation ausgefüllt zu werden.

Oranien erkannte bald, daß nur noch vom Auslande Rettung zu hoffen sei. Er gab sich dem Glauben einer ausländischen Intervention hin, und nachdem er die belgischen Officiere und Soldaten, welche noch in der holländischen Armee standen, von ihrem Eide entbunden hatte, reiste er nach London ab. Es war an demselben Tage, als die Insurgenten Antwerpen einnahmen. Schon in der folgenden Nacht wurde dasselbe von den königlichen Truppen unter dem General Chassé bombardirt. Deutlich konnte man in unserer Stadt den Kanonendonner vernehmen und am Himmel den Wiederschein des ungeheuren Brandes gewahren.

Am andern Morgen hörten wir, daß in jener verhängnißvollen Nacht, Antwerpens großes Entrepot und eine Un-

zahl von Häusern in Asche gelegt worden seien. Diese That, sie mochte nun durch die Herausforderungen der Insurgenten hervorgerufen sein oder nicht — genug, sie erfüllte ganz Belgien mit Entrüstung und vergrößerte die Kluft zwischen Süd-Niederland und der oranischen Dynastie.

Unter den von ihrem Eide durch Oranien entbundenen Officieren befand sich auch ein gewisser Major Gaillard, der früher in Löwen commandirt hatte und gezwungen gewesen war, diese Stadt in Folge einer Volksbewegung zu räumen. Es war dies unter Umständen geschehen, daß er hätte für gerathen halten sollen, niemals wieder dahin zurückzukehren. Er war nämlich bei einem Volksauflaufe in die Nothwendigkeit gerathen, mit den Bürgern zu unterhandeln und, um einer Entwaffnung seiner Truppen vorzubeugen, sein Ehrenwort zu geben, daß diese ohne Patronen seien. Denselben Abend nun fand eine Zusammenrottung vor der Caserne statt, und Gaillard commandirte plötzlich Feuer. Man hatte später behauptet, die Soldaten hätten aus eigenem Antriebe und aus Nothwehr geschossen, allein ein Freund Gaillard's versicherte mir, er habe sich an demselben Abend aus Neugierde in der Nähe des Casernenthores befunden, da sei Gaillard an ihm vorbeigekommen und habe ihm gerathen, sich fortzubegeben, weil er sogleich feuern lassen werde. „Gaillard, um Gotteswillen nicht!" rief sein Freund, Gaillard überhörte die Worte oder beachtete sie nicht. Fünf Minuten später wurden die Thore der Caserne geöffnet, und ein mörderisches Feuer streckte Mehrere aus dem Volke nieder. Ein Gebrüll der Ent-

rüstung und der Rache erfüllte die Luft, tausend Stimmen schworen den Holländern Tod und Verderben. Man suchte das Thor zu sprengen, und da dieses nicht gelang, drang man in die benachbarten Häuser, um die Caserne von hinten anzugreifen. Man schaffte zugleich Holz und Stroh herbei, um sie niederzubrennen. Unterdessen wurden die blutigen Leichen der Gefallenen nach dem Rathhause geschleppt, und vom Volke dem Bürgermeister mit den Worten vor die Füße geworfen: „So werden die Bürger ihrer Stadt behandelt!"

Als das Volk erfuhr, daß ihm der Feind entwischt sei, kannte seine Wuth keine Gränzen mehr, und die Obrigkeit sah sich gezwungen, gleichfalls Haß zu zeigen, um es zu beschwichtigen. Auf den Kopf Gaillard's wurde ein Preis gesetzt.

Dieser Mann war es, welcher sich einige Wochen nach jener jedenfalls verrätherischen That wieder nach Löwen wagte. Zu bekannt ist sein tragisches Geschick, als daß ich darauf zurück zu kommen brauchte, wenn ich nicht über dasselbe Näheres, als das bisher Berichtete, aus dem Munde von zuverlässigen Augenzeugen, lauter Freunden Gaillard's, mittheilen könnte. Es befindet sich sogar unter denselben einer, der sich, um ihn zu retten, beinahe einem ähnlichen Schicksale ausgesetzt hätte.

Auf dem Canale, welcher Löwen mit Antwerpen verbindet, fuhr täglich eine von Pferden gezogene Barke bis Mecheln und kehrte Abends von dort zurück. Auch Gaillard

wollte für die Fahrt nach Löwen dieses Fahrzeug benutzen. Auf halbem Wege dorthin wird der Canal durch die große brüsseler Heerstraße durchschnitten. Eine mächtige mit Schleußen versehene Brücke bildet dort eine Art Zwischenstation, wo die Barke gewöhnlich Halt machte. Hier bestieg zufälliger Weise ein Trupp bewaffneter Löwener Bürger, welche von einer Recognoscirung zurückkehrten, das Schiff und nahm alsbald Gaillard in Verwahrung, mehr jedoch, um ihn bei seiner Ankunft in Löwen zu schützen, als in feindseliger Absicht. Seine Freunde hatten ihn flehentlich beschworen, nicht nach Löwen zu gehen, Gaillard aber war von seinem Vorhaben nicht abzubringen. Eine meiner Autoritäten befand sich gerade bei der erwähnten Brücke und begab sich noch zu Gaillard, um ihn zur Umkehr zu vermögen. Er aber meinte, „er habe zu viele Freunde in Löwen, und man könne ihn übrigens nur beschuldigen, seiner Pflicht treu nachgekommen zu sein.“ Als die Barke abfuhr, setzte sein Freund die Reise nach Löwen zu Pferde fort, und da er sich unterwegs noch etwas aufgehalten, so langte er gerade in dem Augenblicke an, wo die Barke im Hafen eintraf. Zahlreiche Schaaren eines bis zum Wahnsinne gereizten Pöbels umgaben bereits den Landungsplatz, Raubthieren gleich, welche ihrer Beute harrten, denn mit Blitzesschnelle — man hat nie erfahren, auf welchem Wege — war die Nachricht in Löwen eingetroffen, Gaillard komme mit der Barke von Mecheln noch denselben Abend an. Die bewaffneten Bürger, welche ihm als Wache dienten, waren ohnmächtig, ihn zu retten. Das Volk bemächtigte sich

seiner, und — jenes „Da werden Weiber zu Hyänen," geht aufs gräßlichste in Erfüllung. Die Schwester oder Frau eines der Opfer Gaillard's schlägt ihm mit ihrem Holzschuhe ins Gesicht, daß das Blut ihm von der Stirne niederfließt. Die Gattin des Unglückseligen, welche an seiner Seite war, wird ohnmächtig hinweggebracht. Von dem Canale bis zum Markte hin, eine Strecke von wenigstens einer Viertelstunde, war der Gang Gaillard's eine langsame Verstümmlung. Es war Nacht geworden und Fackeln beleuchteten den furchtbaren Zug. Die Bewohner eines Hauses in der Nähe des Marktes erzählten uns, wie er noch gelebt und sich noch aufrecht gehalten habe, als er an ihrem Hause vorüber gegangen sei. Er habe aber nicht mehr das Ansehen eines menschlichen Wesens gehabt, vom halbnackten Körper sei das Blut aus hundert Wunden geströmt, während die Seinigen mit den brennenden Fackeln, die sie dem Unglücklichen sogar ins Gesicht schlugen, ihn bei lebendigem Leibe brieten. Auf dem Markte angelangt, wurde er an den Freiheitsbaum gestellt; man zwang ihn, denselben zu küssen und erst, nachdem man noch einige Zeit mit seinen übermenschlichen Leiden Hohn getrieben, gab ihm einer aus der Mordrotte den Gnadenstich, indem er ihm das Haupt gegen den Freiheitsbaum zerschmetterte. Der Rumpf blieb die ganze Nacht am Baume befestigt und wurde erst am andern Tage in das Hospital gebracht. Die Versuche, den Unglücklichen zu retten, waren fruchtlos. Ohnehin konnte nur ein Mann von unbedingtem Einflusse oder — die Geistlichkeit sich an einem solchen Versuch betheiligen.

Allein es war nur ein Geistlicher, der ihn wagte, und es gebrach dem braven Manne an der in solchen Augenblicken nöthigen Geistesgegenwart und Beredsamkeit. Der einzige Mensch, der den Unglücklichen vielleicht gerettet hätte, war abwesend, Roussel nämlich, ein junger Student, den die Revolution und sein Talent zum Districts-Commissar von Löwen befördert hatte. Als er von dem furchtbaren Frevel hörte, eilte er aus Brüssel herbei und ergriff Maßregeln, die seinen Gefühlen eben sowohl wie seiner Energie Ehre machten. Der Freiheitsbaum wurde unter dem Geläute der Todtenglocke niedergehauen und verbrannt. Roussel lief dabei Lebensgefahr, denn der Pöbel machte Miene ihn ins Feuer zu werfen, allein einige Freiwillige beschützten ihn.

Der weitere Verlauf dieser düsteren Episode ist bekannt, und nur mit einer Bemerkung wollen wir noch bei diesem tragischen Ereignisse verweilen. Man hat die That dadurch entschuldigen wollen — wenn es überhaupt erlaubt ist, hier von Entschuldigung zu reden —, daß man Gaillard's Verrath und dazu den Umstand hervorhob, daß die Verwandten seiner blutigen Opfer seine Mörder geworden. Daß diese aber, anstatt vom Gesetze die Bestrafung Gaillard's zu erwarten, sich selber auf die gräßlichste Weise rächten, daran haben andere Umstände Schuld, welche wir hervorzuheben nicht ermangeln können. Der belgische Pöbel gehörte beim Regierungsantritte Wilhelm's zu dem rohesten der ganzen Welt. Wie hätte es anders sein können, da er Jahrhunderte lang außerhalb des Einflusses jeder Gesittung gelebt hatte! Der

belgische Pöbel konnte weder lesen noch schreiben. Nur bei Geburt und Tod trat er mit dem Cultus in Berührung, sonst lebte er wild und roh, vom Betteln, vom Diebstahl oder einer der Entwickelung einer Art von Intelligenz sehr wenig zuträglichen Arbeit. Die Regierung Wilhelm's hatte diesen Zuständen durch einen zweckmäßigen Volksunterricht abzuhelfen versucht, allein dieser Unterricht war vom Anfange an als ketzerisch verschrien worden; auch hatte man nicht die Zeit gehabt, durch denselben auf die niederen Classen zu wirken. Den Mördern Gaillard's war die Kenntniß des Lesens und Schreibens fremd! Sie standen auf derselben Bildungsstufe mit jenen Wilden, welche als Werkzeuge des Comité de salut public die französische Revolution mit unerhörten Frevelthaten befleckten, — Werkzeuge, die jenes Comité bei einer in allen ihren Abstufungen gebildeten Nation nicht gefunden hätte. Zustände aber innerhalb welchen solche Gräuel möglich sind lassen sich nur durch die Volksschule verbessern.

Der Löwener Mord war, wie sich denken läßt, lange Zeit das Schlachtroß der oranischen Partei gegen die Revolution; allein diese war durch das Zusammentreten des National-Congresses, welches am **10.** November erfolgte, ein fait accompli geworden, das dem Bereiche der Unsicherheit schon entrückt war.

Der Congreß nachdem er dem Lande eine Verfassung gegeben, fing unter der Führung mehrerer geschickter Staatsmänner an, das revolutionäre Belgien mit den auswärtigen Mächten zu versöhnen. Er entschied sich für das constitutio-

nelle Königthum, und nachdem der Herzog von Nemours die neue Krone ausgeschlagen, wählte er am 4. Mai 1831 den Prinzen Leopold von Sachsen = Coburg, der denn auch bald darauf seinen feierlichen Einzug hielt.

Bis zum letzten Augenblicke wollten die Oranier an seine Ankunft nicht glauben, und als es nun hieß, daß er wirklich komme, da streute man aus, das genter Volk, welches die Revolution hasse, würde ihn umbringen. Allein den König erwartete eine bessere Aufnahme. Auf seinem Wege nach Brüssel kam er auch durch unser Städtchen, wo er mit großem Jubel empfangen wurde. Unser neuer Stadtrath gerieth über die zu beobachtenden Formen in gewaltige Verlegenheit; allein die Sachen liefen, außer einigen Schnitzern, über welche man sich mit dem Homerus dormitat tröstete, noch ganz zur Zufriedenheit ab.

Von den Großmächten beschützt, konnte die Revolution sich nun als im sicheren Hafen angelangt betrachten, und der spätere Einfall Oraniens in Belgien hatte keine andere Folge als dem verletzten Ehrgefühle der Holländer Genugthuung zu verschaffen.

Die Revolution trat ohne viele Mühe in ihr Bett zurück. Für die hohlen Phrasen und Theorien hat das belgische Volk überhaupt wenig Sinn, und im Besitze der ausgedehntesten Freiheiten, hat es durch seine Weisheit und Mäßigung, durch den gesunden Charakter seiner Entwickelung die Bewunderung von ganz Europa auf sich gezogen. Das französi=

sche Element hatte sich allerdings im Anfange der Revolution, aus früherer Verwandtschaft der französischen Opposition mit der belgischen, in den Vordergrund gedrängt, allein es wurde bald von jenem Nationalgefühle zurückgeschoben, welches in Belgien eine neue Phase der selbstständigen Entwickelung — die unsere ganze Aufmerksamkeit verdient — nach Allen Seiten hin hervorgerufen hat.

III.

Lehr- und Wanderjahre.

I.

Neben den Bildern aus der vaterländischen Schule hatte mein Oheim in seiner Gemälde-Sammlung auch einigen ausländischen das Gastrecht verliehen, welche dazu beitrugen, die vortrefflichen Niederländer noch mehr hervorzuheben. Es sei mir gleichfalls vergönnt in dieses Album einige fremde Skizzen einzutragen mit dem Zwecke, eine richtigere Würdigung der vaterländischen Zustände herbeizuführen. Meine Mutter starb ein Jahr nach jener Schreckensnacht, auf welche die Räumung unserer Stadt durch die königlichen Truppen folgte. Im Augenblicke, wo die Lärmglocken ertönten, und die Schüsse vor unserm Hause fielen, ergriff sie ein Starrkrampf, der ihr die Zunge lähmte. Sie verließ das Bett nicht mehr und nachdem sie mit der Sanftmuth und der Ergebenheit eines Engels ihre Leiden zwölf Monate lang ertragen, mußte ich es erleben, daß ihre schönen geliebten Züge durch die Wassersucht, der sie endlich unterlag, gräßlich verunstaltet wurden.

Ich mußte die traurige Pflicht erfüllen, ihrer Leiche zu folgen; Zeuge davon sein, wie die Erde dumpf und immer

dumpfer in ihr Grab hinabrollte. Es war ein kalter unheimlicher Abend; der Kirchhof weit von der Stadt. Ein nackter öder Rasenplatz; in der Mitte ein Kreuz, mit einigen himmelhohen italienischen Pappeln, die sich krachend unter dem Winde beugten. Wie ungleich ach! den gemüthlichen Gottesackern oder, um besser zu sagen, Todtengärten Germaniens, in denen es für die Zurückgebliebenen fast ein Trost ist, geliebte Reste zur Erde bestattet zu wissen.

Wie ich in das elterliche Haus eine Waise zurückkehrte, fühlte ich, daß ich trotz der Lieben, die dort noch verweilten, ein Fremder in demselben geworden war. Nicht lange darauf verfügte ich über einen Theil meiner Erbschaft und griff zum Wanderstabe.

Ich war noch nicht auf Universitäten gewesen, meine bisherigen philologischen Studien, meine Sympathie für Germaniens Literatur, das Blut meiner Ahnen, Alles zog mich nach Deutschland hin — der Mensch aber stehet mit sich selbst in ewigem Widerspruch: ich ging nach Paris.

Die Eisenbahnen waren noch nicht über den Kanal gesetzt; man lebte noch in der antediluvianischen Zeit der Postpferde und Eilwagen. Die Reise von Brüssel nach Paris dauerte einen Tag und eine Nacht, ich war im Schneckenschritt mit einem Localwagen von meiner Vaterstadt nach Brüssel gekommen, und bis an die französische Grenze ging es mit den belgischen Postpferden ziemlich denselben Gang. In Valenciennes aber änderte sich, ich möchte fast sagen zu meinem Schrecken, die ganze Sache. Ich hatte im Coupé Platz genommen, um unterwegs

die Gegend zu beobachten. Es wurden fünf Hengste vor den Wagen gebracht, die, bevor sie noch angespannt waren, sich gegenseitig wie reißende Thiere anfielen, bißen, schlugen. Ich hatte viel von der Lebhaftigkeit der Franzosen gehört, und dachte es sei so Landessitte, als aber der Wagen davon fuhr, empfahl ich mich allen möglichen Schutzpatronen. Lenorens Liebhaber, der Vater im Erlen-König, vor dem Tode fliehend, das war alles Karrenschieberei gegen unsere tolle Fahrt; Berg auf, Berg ab, immer in vollem Carriere an den Abgründen vorbei, während der Wagen ungleich beladen hin und her schwankte und da oben auf dem Bock saß der französische Kutscher fluchend und schimpfend, daß man sich ohne Mühe einbilden konnte, vom Satan in Person gefahren zu werden. Man stelle sich mich armen Sohn des ruhigen gemessenen Flanderns vor, auf einmal in diesen Strudel mit fortgerissen, daß mir Hören und Sehen verging. Es sollte aber noch besser kommen. Ich ging ja nach Paris! Ich hatte aus Furcht vor Langeweile einen Band von Goethe zu mir gesteckt. Er kam nicht mehr zum Vorschein; ehe wir in Cambrai anlangten, hatten wir schon einmal umgeworfen, so daß ich vollauf zu thun hatte, darauf zu achten, was aus uns wurde. Bis dahin ging der Weg noch durch die alten flanderischen Provinzen. Fleiß, Wohlstand, Reinlichkeit waren hier trotz der langjährigen französischen Herrschaft noch nicht außer Mode gekommen. Wir speisten in Cambrai in einem hübschen Saale an einem reinlichen Tisch — ein Luxus, den ich bald entbehren sollte.

Es war spät am Abend, als wir durch Peronne die Geburtsstadt Béranger's fuhren. Die Nacht verlief sich in jenem unbehaglichen Zustande zwischen Schlafen und Wachen, welchen man eine Art Seekrankheit auf dem Festlande nennen möchte. Allmählich graute der Tag, vergebens geht es im Fluge an Feldern und Dörfern und Städten vorbei; wir haben Zeit zu viel um das traurige Bild des Elends, welches das Frankenland im Vergleich zu Flandern darbietet, in uns aufzunehmen. In einem Rayon von zehn bis fünfzehn Meilen um Paris nimmt die Chaussée einen großartigen Charakter an. Es läuft die auffallend breite Bahn zwischen zwei Reihen riesiger Bäume und bildet ein würdiges Vorspiel zu der Hauptstadt Frankreichs. Wie es im vollen Galopp um die Biegungen des Weges gehet, taucht plötzlich in der Ferne ein Meer von Gipfeln auf, über welche der Nebel des Morgens die grauen Flügel ausbreitet. Es dauert nicht lange und der Wagen rasselt durch breite Straßen, an deren beiden Seiten baufällige Häuser sich mühselig aus Schmutz und Staub an das Tageslicht emporarbeiten. Voilà Paris! rief eine lebhafte Picardierin, die in Ham eingestiegen war. Paris? fragte ich verwundert. C'est - à - dire les faubourgs meinte sie.

Ich kenne nichts traurigeres als durch das Faubourg de Flandre in die Pariser Weltstadt seinen Einzug zu halten. Es steigert noch die unheimliche fieberhafte Stimmung, welche den wildfremden, in großen Städten unbewanderten Neuling ohnehin erdrückt. An der Barriere wurde der Wagen von den

Zollbeamten angehalten. Der Staat hatte an der Grenze seine Rechte geltend gemacht, jetzt sollte die Stadt die ihrigen ausüben. Und nun ging es langsameren Trabes in die unbekannte Welt, wo ich mehrere Jahre meines Lebens zubringen sollte. Wir fuhren quer über die gerühmten Boulevards, die mit ihren krüppeligen staubigen Bäumen eben keinen besonderen Eindruck auf mich machten. Erst später sollte ich deren unvergeßlichen Reize kennen, erst später Paris lieben und hochschätzen lernen, nicht allein in seinen großartigen Monumenten, in seinen herrlichen Quais und Plätzen, in seinen unermeßlichen Kunstschätzen, sondern in der geringsten Hütte seiner unansehnlichen Vorstädte. Man findet auch an andern Orten was man in Paris antrifft und doch wähnt sich, wer einmal die Früchte dieses Paradieses gekostet, wie verbannt, sobald das Schicksal ihn aus demselben verstoßen hat.

II.

Wir waren angelangt, ich ließ mich nach einem mir empfohlenen Gasthof bringen und einige Stunden später trat ich meine erste Wanderung an. Ich hatte so viel vom Pont-neuf gehört, daß ich meine erste Richtung dorthin nahm. Ich verirrte mich bald in das Viertel der Seineninsel, welche den interessanteren Theil der Pariser Altstadt bildet. Hier Notre Dame, dort das Hotel Dieu, von welchem unser Familien-Arzt, der dort studirt, so manches erzählt hatte, — weiter das Palais de justice und die daran sich schließenden Gefängnisse.

Wie ich nachdenkend den Quai der Seine-Insel entlang gehe, fällt mir ein kleines niedriges Gebäude auf, wo die Menge unaufhörlich aus- und einging. Ich trete näher, welcher Anblick! eine Menge verstümmelter, halbverfaulter Leichen auf schwarzen Marmorplatten ausgestreckt. Ich war in der Morgue. Das Schicksal schien mir bereits für den ersten Tag meines Aufenthaltes eine furchtbare Warnung aufbewahrt zu haben. Das waren also die Unglücklichen, die der Tod ereilt, ohne ihnen die Zeit zu lassen, über ihren Namen Auskunft zu geben. Wer weiß, fragte ich zu mir selbst, wie ich grenzenlos niedergeschlagen diesen Ort des Schreckens verließ, wer weiß ob sich nicht unter ihnen ein Fremder befindet, der vor einigen Tagen, wie ich heute, in Paris angelangt durch Gewalt oder durch Zufall ums Leben kam. Vielleicht harren die Seinigen auf Nachricht von ihm, sitzen vergnügt und unbesorgt im Familienkreise, während er schon hier erstarrt liegt, und Niemand in der unermeßlichen Stadt der kalten verstümmelten Leiche einen Namen beizulegen vermag!

Es liegt in diesen verhängnißvollen Mauern ein Buch auf, wo die Leichen eingetragen werden. Dort ist das furchtbare Signalement zu lesen, von unkenntlichen halbverwesten Gestalten, und wenn alle chemischen Mittel nicht mehr ausreichen, um die Frist zu verlängern, nach welcher die Gruft das Geheimniß auf ewig verschlingt, dann sucht vergebens starren Blickes die Gattin, der Vater, der Bruder, in diesem Buche des schrecklichsten Gerichtes die Wahrheit über das Schicksal des Betrauerten zu entdecken.

Ich eilte nach Hause als ob ich vor einem furchtbaren Ungewitter ein Obdach hätte suchen wollen. Mein erster Gedanke war, Paris den andern Tag zu verlassen.

Es war ein herrlicher Mai-Abend; mein Fenster blickte über eine enge stille Straße hinweg auf einen schönen Garten, in dessen hohen Bäumen die Nachtigall ihrem Abendliede durch kurze abgebrochene Töne vorspielte. Ich fühlte mich durch dieses anmuthige Schauspiel in die schönen Zeiten meiner Jugend versetzt, und als ich des anderen Morgens bei aufgehender Sonne das Laub und den Rasenplatz wiedersah, auf welchen den Abend zuvor das Silberlicht des Mondes sich ergossen, da verscheuchte das liebliche Bild die traurigen Erinnerungen des vorigen Tages und ich stand am Rande meiner neuen Laufbahn das Herz voller Hoffnung und Zuversicht.

III.

Meine erste Sorge war, aus dem unbehaglichen Leben des Gasthofs heraus zu kommen. Ich hatte bald in der Nähe vom Quartier Latin unweit vom Luxemburg ein paar niedliche Zimmer aufgetrieben, von wo aus ich täglich Streifzüge machte, bei denen mir manches über Paris Gelesene und Gehörte als Leitfaden diente. Am meisten fesselten mich die Gebäude und Plätze, welche Zeugen gewesen waren von den Gräuelscenen der französischen Revolution. Der Tod Ludwig's XVI. und der Marie-Antoinette war oft in ernster Stunde das Thema der Vorträge meiner frommen Mutter und meiner ältesten

Tante gewesen. Ich wallfahrtete nach dem Quartier du Temple, allein ich fand jede Spur des Kerkers verwischt, in welchen der Abkömmling Ludwigs des Vierzehnten niederstieg, um später auf dem Schaffott für die Verbrechen seiner Ahnen — was sage ich — für seine Geburt zu büßen. Die Conciergerie und die Force beschäftigten nicht weniger meine Neugierde. Ich hatte die dort vorgefallenen fürchterlichen Dramas von einem Augenzeugen erzählen gehört, von einem Manne, der einen Namen trug, welcher an die dunkelsten Thaten der Geschichte Frankreichs erinnerte. Er hieß Maillard. Er war in den ersten Jahren des Kaiserreichs nach meiner Vaterstadt gekommen und hatte sich dort als Advokat niedergelassen. Kein Mensch wußte recht was aus ihm zu machen, und doch war er allenthalben wegen seiner Höflichkeit und feinen Bildung gut gelitten, bis er in späteren Jahren, durch mancherlei Mißgeschick verkommen, nur noch von Wenigen geduldet wurde. Unter die letzteren gehörte mein Oheim, der aus Widerspruch dem Menschen, trotz seines zerlumpten Aeußeren, noch immer den Zutritt zu den Abendkränzchen in seinem Hause gab, bei welchen die Damen nicht erschienen. Der Mann war eine lebendige Geschichte der französischen Revolution, er erzählte sie nicht, er malte dieselbe mit einer Lebhaftigkeit, mit einem Feuer, welche die unmittelbarste Betheiligung verriethen. Es ist nie Jemandem in unserer Stadt eingefallen, zu untersuchen, ob er nicht der furchtbare Maillard sein könne, der unerbittliche Richter, dessen Wink so viele Witwen und Waisen gemacht, und als ich

später aus Paris zurück gekehrt, die Sache näher untersuchen wollte, hieß es auf meine Anfrage, Maillard sei im Spital an der Krankheit gestorben, welche Philipp II. von Spanien hinweggerafft!

Was Lamartine in letzterer Zeit anecdotisches über die Männer des Terrorismus gebracht, stand weit hinter Maillards Ueberlieferungen zurück, welcher seinen Aussagen nach persönlich mit den hervorragendsten Menschen jener Zeit verkehrt hatte. Eine Frage beantwortete er aber nie, die nämlich über die Rolle, die er selber in Frankreich gespielt; darüber beobachtete er ein finsteres Stillschweigen, selbst dann, wenn ihm die besten Weine des Kellers meines Oheims die Zunge gelöst hatten. Ich suchte das Zimmer auf, wo Charlotte Corday's unsterbliches Verbrechen verübt wurde, die Stelle, wo Ludwigs Haupt gefallen, den Platz, wo die Bastille gestanden, und konnte nicht begreifen, wie die ganze Welt an diesen unvergeßlichen Orten gleichgültig, gedankenlos vorüberging. Aber es ist mit der moralischen, wie mit der physischen Welt. Die Menge tritt den Staub der Welten, welche vorangegangen, mit Füßen, unbekümmert um deren früheren Zustand, und so lebt sie in die Geschichte des Tages hinein, ohne besonderes Interesse für die Schicksale der Vergangenheit.

IV.

Allmälich kam nun auch die Zeit, wo ich vielfach mit der Gegenwart anknüpfen sollte. Ich hatte durch Vermittelung

meines Oheims sehr schätzenswerthe Empfehlungsschreiben erhalten, die ich nach und nach zustellte und die mir in viele Kreise Eingang verschafften.

Ich hatte bis jetzt nur den Umgang anspruchsloser Menschen und den meiner Bücher gekannt, und nun sollte ich mit den bedeutendsten Männern Frankreichs in Berührung kommen, ich armer unerfahrener Knabe — ein leibhaftiges Ebenbild des Schülers, der zum weltklugen Mephistopheles ins Examen gehet!

Am häufigsten besuchte ich das Haus des Ritters Da G. M. Mitglied der portugiesischen Gesandtschaft, oder wie es auf seinen Karten hieß: attaché à la legation de Sa Majesté très fidèle près de S. M. très chretienne. Es war ein vortrefflicher Wirth, der mit den größten Celebritäten aus den Gebieten der Naturwissenschaften Umgang pflegte; mit Leuten wie Thénard, Turpin, Orfila. Der Mann glaubte in mir einen gelehrigen Adepten für sein Lieblings-Studium gefunden zu haben und wollte mich um jeden Preis für dasselbe anwerben. Und das gelang ihm auch vollkommen. Ich hatte mich fast gar nicht um Naturwissenschaften bekümmert, sie sogar als ein trockenes Studium verschmäht. Wie hätte ich aber lange gegen dieselben gleichgültig bleiben können, in einem Kreise der ausgezeichnetsten Männer vom Fache, welche jedem Thema wie trocken auch, durch die Weise der Auffassung und des Vortrags, eine interessante Seite abzugewinnen wußten, während das Haus meines Freundes daneben den ergiebigsten Stoff zur Anregung darbot. Herr Da G. M. be-

saß außer einem schönen Mineralien-Kabinete, auch eine Sammlung der seltensten Pflanzen, die er mit großen Kosten aus allen Weltgegenden verschrieb und in seinen Treibhäusern verpflegte; ferner eine kleine Menagerie lebendiger Thiere, welche er zu seinem Studium benutzte. Er suchte nämlich die Analogien der Eigenschaften in den Erzeugnissen der drei Naturreiche auf den Analogien der Farben zu begründen. Er hatte sogar zur Erläuterung der Theorie ein sehr kostspieliges Werk herausgegeben. Sein Steckenpferd aber war — die Schädellehre. Er hatte in seinem Hause eine förmliche Schädelbibliothek eingerichtet, die nicht weniger als zwei Säle umfaßte. Es befanden sich in derselben neben unzähligen Gypsabgüssen auch viele Originale, die er sich mit schwerem Gelde zu verschaffen gewußt hatte. Nun war es ihm ein Hauptvergnügen den Differenzen nachzuspüren, die zwischen diesen Original-Schädeln und den Theorien Galls und Spurzheims bestanden. Gott weiß welchen Antheil der Betrug der Todtengräber und Secirer an diesen Differenzen hatte; er aber zog bloß daraus den Schluß, daß die Schädellehre, deren Prinzip er im Allgemeinen hoch verehrte, noch in den Windeln liege, und beschäftigte sich emsig, neue Theorien auf den Grundlagen Galls und Spurzheims aufzubauen. Wer aber seine Schwelle betrat konnte gewiß sein, daß sein Schädel das Erste war, wovon Herr D. G. Notiz nahm. Kam man mit einer Empfehlung zu ihm, so betrachtete er vor Allem den Schädel des Eintretenden, und erst nach mehreren Minuten fuhr er aus seiner Betrachtung auf und stand dem erstaun-

ten Gaste mit der größten Freundlichkeit zu Diensten. Man meldet einen armen Familienvater, der um eine kleine Unterstützung bittet; hinweg mit ihm, sein Schädel verräth einen Spitzbuben. Sein Kammerdiener prellt ihn fürchterlich; das ist notorisch im ganzen Hause. Sein Herr schenkt ihm aber das unbedingteste Zutrauen, denn nach seiner Schädeltheorie ist der Kammerdiener ein Ehrenmann. Er hat seine Audienzen bei Ludwig Philipp zu nichts anderem benutzt, als zur Beobachtung des allerhöchsten Schädels, aus welchem er alle von demselben begangenen und zu begehenden Fehler deducirt. Gehet er auf den Ball, so prahlen vergebens um ihn im Glanze der Schönheit und der Jugend Hunderte von Frauen; die ganze Gesellschaft wird ihm zum Beinhaus. Unter den schönsten Locken, den reichsten Diademen sucht er weiter nichts als Schädel und ist verzweifelt, wenn ein üppiger Haarwuchs seinen Betrachtungen hemmend in den Weg tritt.

Daß ich seiner Untersuchung nicht entging, versteht sich von selber. Er lobte meinen Schädel sehr, und behauptete ich hätte Musiker werden sollen. Er beschäftigte sich überhaupt so angelegentlich mit diesem Thema, daß ich hätte glauben können, der Mann habe auf dessen Gegenstand spekulirt und es sei mit seiner Artigkeit nur darauf abgesehen, sich eine Clausel in meinem Testamente zu sichern, durch welche er zum Erben meines Schädels würde.

Der Umgang in Da G. M.'schen Hause nutzte mir indessen wesentlich. Meine Phantasie wäre mit mir wie ein unbändiges Pferd durch das Leben davon gerannt, wenn ich nicht

ein Wenig von dem Blei der positiven Wissenschaften, als Ballast in mein Schifflein aufgenommen hätte. Was mich aber mehr als alle andere Anregung zum Studium der Naturwissenschaften trieb, war das Beispiel Goethes, welcher in meinen jüngeren Jahren mein Abgott war, und für den meine Bewunderung auch in reiferen Jahren nicht erkälten sollte.

V.

Ich besuchte indessen fleißig die Kollegien, hauptsächlich die juristischen, da mein Oheim es nun einmal beschlossen hatte, daß ich ein Rechtsverdreher werden sollte. Auch hatte der gute Mann mir empfohlen, so viel wie möglich den Sitzungen der Gerichtshöfe beizuwohnen. Ich hatte ohnehin nicht viel Neigung zum Advokatenstand; der Besuch der Gerichtshöfe aber flößte mir förmlich Abscheu dagegen ein, und der Assissenhof steigerte dieses Gefühl bis zum Ekel. Ich hatte bald die geheuchelte Begeisterung entdeckt, mit welcher der Advokat den Menschen zu retten sucht, von dessen Schuld er nur zu gut überzeugt ist. Ich konnte mich unmöglich an den Gedanken gewöhnen, mich einem Berufe zu widmen, welcher es einem zur Pflicht macht schwarz weiß, oder weiß schwarz zu machen, je nachdem die eine oder die andere von zwei feindlichen Parteien an die Thüre klopft. Ich zitterte am ganzen Leibe, wenn der Vormann der Jury, vor Gott und seinem Gewissen versicherte, der oder der Angeklagte sei nicht schuldig, wenn dessen Schuld auf der Hand lag; die Ge-

schworenen aber lieber einen Meineid begingen, als den Angeklagten den draconischen Bestimmungen des Strafgesetzbuches Preis gaben.

Das sind Zustände, welche Reformen erheischen, das sind Einrichtungen, die eine Revolution rechtfertigen würden, allein wir haben auf Treue und Glauben uns für eine englische Einrichtung begeistert, ohne einzusehen, daß dieselbe aus einem Compromis zwischen Krone und Volk entstanden war, und wir haben eine Brustwehr aus Bretern gegen absolutistische Uebergriffe als ein festes Gebäude betrachtet, welches in einem höhern, edlern Rechtsgefühl wurzelt! Keine Einrichtung aber hat die Moral des Volkes so untergraben, wie die Geschwornen-Gerichte in ihrem jetzigen Zustande und das wird der Fall sein, so lange diejenigen, welche freisprechen oder verdammen sollen, nicht auch über die Strafe entscheiden können.

Von den Gerichtshöfen bis zur gesetzgebenden Versammlung war nur ein Schritt. Ich fand hier dieselben Schauspieler auf einer anderen Bühne. Frankreich wurde damals, wie auch leider jetzt noch, von Advokaten regirt. In der ersten Zeit war ich ganz verblüfft durch die schönen Reden, die ich in den Räumen des Palastes der Deputirtenkammer ertönen hörte. Allein die Franzosen pflegen zu sagen: Il n'est pas de grand homme pour son valet de chambre, und es gab in der Presse eine solche Anzahl von Valets de chambre der großen Tribunen Frankreichs, daß ich allmälich mit we-

niger Scheu und endlich ganz familiär an die Parlaments-Könige herantrat.

Ich hatte eines Tages mit vielem Interesse die verschiedenen Phasen einer Ministerkrisis verfolgt. Als sie beendigt war, und die neuen Unterkönige ihre Plätze eingenommen hatten, wollte es mir vorkommen, als ob ich dieses Manöver in meiner Jugend schon mehrmals gesehen, ja sogar mitgemacht hätte. Wir ergötzten uns als Kinder oft an einem Spiel, welches darin bestand, daß man sich im Kreise auf Stühle setzte. Einige mußten in der Mitte stehen bleiben, und auf ein gegebenes Signal fuhren alle auf, und suchten durch List oder Schnelligkeit einen neuen Platz zu erreichen, wobei den Stehenden dann die Chance geboten wurde, gleichfalls zu einem Sitze zu kommen. Ich weiß nicht wie das Spiel auf Deutsch heißt, war aber seitdem immer geneigt, es das Parlamentspiel zu nennen.

Es ist den parlamentarischen Einrichtungen, nachdem sie von englischem auf französischen Boden verpflanzt worden, gerade wie den Geschwornen-Gerichten ergangen. Das englische Parlament war gleichfalls ein Compromis zwischen Volk und Krone, zwischen dem Mittelalter und der neueren Zeit. Die Tories und die Whigs kämpften nun gegen einander mit gesetzlichen Mitteln, in der durch den Compromis abgesteckten Arena. Das war aber ein wahrhaft großer Kampf, in den die zwei Parteien Grundsätze mitbrachten und durchzusetzen suchten, während beide eine gleiche Liebe für das

Vaterland beseelte, beide sich nur dessen Macht und Größe zum Endziel setzten.

Wie anders aber in Frankreich seit den Julitagen! Vor 1830 trug der parlamentarische Kampf gegen die Aristokratie, den Hof und ihre Verbündeten die Jesuiten, durch Männer wie Manuel, Benjamin Constant, Casimir Perrier angeführt, allerdings noch einen großartigen Charakter, denn auch hier handelte es sich um Grundsätze, um die Größe Frankreichs, um das sein oder nicht sein des Fortschritts; allein nach 1830 traten nur noch persönliche, nur noch Sonderinteressen in den Vordergrund. Stellen und Ehren und die materiellen Vortheile der Macht waren fortan das Ziel des Volksvertreters, nicht die Verwirklichung großer Reformen. Wenn die Letztere zum Vorwand des Kampfes diente, war es blos als Mittel zur Popularität; die Politik aber war lediglich noch ein Werkzeug zur Erreichung materiellen Wohlbehagens wie jedes Andere.

VI.

Ich wendete mich bald mit tiefer Abneigung von dem öffentlichen Leben ab, um zu beobachten, wie das Volk über dieses Treiben denke, wie weit seine Moral diesen bodenlos unmoralischen Zuständen Widerstand biete, und hier fand ich manches Tröstende. Die arbeitende Klasse fühlte recht gut, daß man im Palais Bourbon ihre Interessen nicht berathe, und sie bildete sich im Stillen zur Selbsthülfe heran, wenn die

geeignete Zeit gekommen sein würde. Ich kam als Student fast täglich mit der arbeitenden Klasse in Berührung, und entdeckte daselbst die vortrefflichsten Charaktere, und der Aufstand der Junitage hat meine Sympathien für die Pariser Arbeiter unversehrt gelassen.

Dieselben hatten sich bei der Februarrevolution wenig oder gar nicht betheiligt. Diese Revolution aber, zu welcher lediglich ein Portefeuille-Krieg den Anstoß gab, wurde gleich von Leuten usurpirt, die, um zur Herrschaft zu gelangen, zu einer andern Fahne als derjenigen greifen mußten, unter welcher die constitutionelle Opposition gegen die persönliche Politik Ludwig Philipps gekämpft hatte. Advokaten, Leute, die sich niemals um die Arbeiterfrage bekümmert hatten, verkündigten auf einmal die sociale Republik. Herr Louis Blanc organisirte die Comödie im Luxemburg, welche ein so tragisches Ende nehmen sollte! Er grub einen Abgrund zwischen den Arbeitern und den Kapitalisten, der später mit so schweren Opfern wieder ausgefüllt werden mußte; und als man das arme Volk Monate lang belogen und betrogen, als es mit Versprechungen getäuscht und hingehalten worden, die man niemals erfüllen konnte, als man den Kredit untergraben, das Zutrauen verscheucht hatte, und endlich die Betrüger ihre Ohnmacht merkten, da klagten sie die Mittelklasse als die Quelle alles Elends an, und die belogenen Arbeiter, anstatt die wahren Urheber ihres Unglücks zur Rechenschaft zu ziehen, warfen sich in ihrer blinden Verzweiflung auf die Bourgeoisie, und es entstanden die blutigen Junitage. Wir wußten schon ehe die

Verhandlungen vor den Gerichtshöfen es uns bewiesen, daß die eigentlichen Arbeiter den Gräueln der Junitage fremd geblieben waren, daß der Kampf diejenigen verwilderten Menschen an sich gezogen, welche leider in Paris zu jener Zeit sich nur zu zahlreich eingefunden, und die jede Sache, selbst die heiligste zu entehren im Stande sind. Doch genug davon. Der Compromis der durch den Fortschritt der Ideen zwischen den Aristokratien und dem Volke in den modernen Verfassungen zu Stande kam, wird auch einmal zwischen dem Arbeiter und dem Herrn zu Stande kommen. Aber nicht durch Gewalt, nicht durch Terrorismus, sondern auf dem Wege der gesetzlichen Entwickelung; und es liegen seit Februar 1848 bis heute Beweise genug vor, daß die arbeitenden Klassen diesen Weg nicht verschmähen werden.

Man hat oft Paris darzustellen beliebt, wie eine Cloake von Verderbtheit und Sittenlosigkeit, und diese Ansicht hat hauptsächlich seit Eugen Sue's, Frederic Soulié's und anderer Uebertreibungen viel Grund gewonnen; keine Ansicht ist jedoch falscher, und eine solche kann nur bei denen Eingang finden, welche Paris nur oberflächlich aus eigener Anschauung oder aus den überspannten Schilderungen Eugen Sue's oder seines gleichen kennen. Ich selber hatte aus Flandern eine Masse verkehrter Begriffe über die französische Hauptstadt mitgebracht, weil sie mir immer nur als der blutige, verhängnißvolle Schauplatz der Revolution von 1793 erschienen war, da die Meinigen sie nur aus jener Zeit kannten und meine Va-

terstadt sich zu weit von einem Mittelpunkt befand, wo ich mich eines Besseren hätte belehren können.

Jetzt aber, nach einem Aufenthalt von mehreren Jahren in Paris, nach einem längeren Verweilen in den meisten Hauptstädten Europas, bin ich zur Ueberzeugung gelangt, daß keine große Stadt weniger verdorben ist, als gerade das verschriene Paris. Um sich davon zu überzeugen, muß man bloß die Wahrheit sehen wollen; sich die Mühe geben, die Zustände einer gewissenhaften unparteiischen Prüfung zu unterwerfen.

Das Faubourg St. Germain hat von den Ueberlieferungen des alten französischen Adels nur die besseren aufbewahrt, und man würde sich sehr irren, wenn man glaubte dort nur noch eine Spur der Hofsitten aus den Zeiten Ludwigs des XV. oder der Regentschaft anzutreffen. Die Familie des Napoleonischen Adels wetteiferte in jener Beziehung mit dem Faubourg St. Germain, und aus der Schule der Ehrenlegion in St. Denis, wo die Kinder unbemittelter Offiziere dieses Ordens erzogen werden, gehen jedes Jahr Frauen hervor, welche die würdigsten Zierden ihres Geschlechtes sind, und im stillen Kreise der Familie oder in dem bewegteren der Pariser Welt, durch allerlei Tugenden glänzen. Die Chaussée d'Antin, das Viertel der Finanzwelt, stehet in Hinsicht der Sitten kaum hinter dem alten und neuen Adel zurück.

Eine Klasse, welche sich aber ganz besonders auszeichnet und in der Welt ihres Gleichen nicht hat, ist die des Pariser Gelehrtenstandes und aller derjenigen, welche dem höheren

oder mittleren Unterricht vorstehen. Glücklich der junge Mann, den seine Empfehlungen in die Kreise dieser Klasse führen; seine Eltern können über die Richtung, die dort seinem Geiste, seinem ganzen Wesen aufgedrückt wird, vollkommen beruhigt sein.

Die häuslichen Tugenden der Pariser Mittelklasse sind allbekannt. Nirgend findet man arbeitsamere, ehrbarere Frauen, und nirgend auch ist der Detailhandel reeller als in Paris. Die Waare ist oft etwas theuer, aber sie ist gut und echt, und man übertheuert niemals. Die festen Preise sind jetzt in jedem Pariser Laden zu Hause und es wird mit der größten Strenge daran festgehalten. Ich spreche hier allerdings von den Zeiten vor der Februar-Revolution. Letztere hat leider den guten Grundsätzen, welche in der Pariser Handelswelt herrschten, manchen Abbruch gethan. Am rührendsten aber sind die ehrbaren Sitten der unteren Volksclassen. Wasserträger, Holzhacker, Eckensteher, sind berühmt durch ihre Bravheit und Ehrlichkeit, und ihre Frauen sind wahre Muster der Häuslichkeit. Dann kommen die Arbeiter sämmtlicher Industrien, welche jedoch in der Regel schon mehr eine nomadische Bevölkerung mit fremder Beimischung bilden und eine freiere Lebensart angenommen haben.

Die Schattenseite der Pariser Sittenwelt bilden die Fremden, welche ihre Zeit und ihr Geld in diesem irdischen Paradiese durchbringen, und in der untersten Klasse, wo Elend und Mißgeschick die Bande der Familie und der Sitten gelöst, ihre Opfer suchen. Der Krebsschaden aber der

Pariser Bevölkerung, das sind die dort weilenden entlassenen Sträflinge — diese Parias der Gesellschaft, an deren wirklich verzweifelter Stellung eine fehlerhafte Gesetzgebung schuld ist. Diese Parias sind es, welche so oft das herrliche Bild der Weltstadt gleichsam mit einem Trauerflore verdunkeln. Die Verwaltung thut redlich das Ihrige, um dem Uebel abzuhelfen, und bei dem Anlegen breiter Straßen durch die bevölkertsten Viertel, hat sie weniger die Absicht, Paris zu verschönern, als die Schlupfwinkel des Verbrechens niederzureißen. Es gab bekanntlich früher in der Cité wahre Knäuel enger Straßen und Gassen, wo die Polizei dem Missethäter vergebens auf die Spur zu kommen suchte.

VII.

Man hat viel von dem französischen Leichtsinn gesprochen. Ich habe nirgend in der Welt mehr Besonnenheit gefunden, als in Paris und in Frankreich überhaupt. Man kann sich gar keine Vorstellung machen von der Anzahl Leute, die sich dort mit den positiven Wissenschaften beschäftigen. Frankreich hätte England längst überflügelt, wenn seine gesetzgebende Versammlung ihre Advokaten über Bord werfen, wenn das Land seine Rhetoren los werden könnte. Die Vaucanson, die Jacquard, die Brunel, haben genug bewiesen was Frankreich auf den Gebieten leisten könnte, auf welchen England noch den Zepter führt. Es wird übrigens noch dazu kommen, daß man die Rednerei in Frankreich los wird, und die Zeiten wie-

der anknüpft, wo Montaigne, Charron, Rabelais, Marot in der Literatur glänzten, wo Heinrich Stephan ein französischer Drucker war. Die Franzosen rühmen sich der Glanzperiode ihrer Literatur unter Richelieu und Ludwig XIV. und doch ist sie es, welche die Nation fast zwei Jahrhunderte lang in der goldenen Bande der Rednerei und des Bombasts gefesselt hielt. Nur Molière blieb dem Genius seiner Nation treu und den Ueberlieferungen des Zeitalters Montaigne's, Marot's und Rabelais, zu diesen nun kehrt das jetzige Frankreich zurück, nachdem es die Periode der Romantik überstanden hat. Wir wollen übrigens über letztere den Stab nicht brechen, denn indem sie der Academie francaise den Fehdehandschuh hinwarf und mit den literarischen Traditionen des Kaiserreichs brach, bahnte sie den Weg zu einer heilsamen Umgestaltung, welche schon heute die besten Resultate bietet, noch nicht so sehr auf dem eigentlichen Gebiete der Literatur, als auf dem der Forschung, der Geschichte und der literarischen Kritik.

VIII.

Meine Einführung in das Haus Lafitte verschaffte mir die Gelegenheit, die Herrn, die ich in der Deputirtenkammer von weitem gesehen, auch ganz in der Nähe kennen zu lernen. Ich will mich hier auf einzelne Portraits nicht einlassen; die Männer, welche ich dort sah, haben seitdem die Gelegenheit gehabt, auf der Weltbühne eine Rolle zu spielen, und sie haben dies ohne besonderen Erfolg oder Beifall gethan. Es ist

ein Glück für Lafitte, daß er vor der Februar-Revolution zu seinen Vätern ging; er hätte sich selbst überlebt, ebenso wie Dupont de l' Eure, oder er hätte das Schicksal Lamartine's getheilt. Je mehr ich mir die Männer jener Zeit vergegenwärtige, destomehr gelange ich zu der Ueberzeugung, daß sie dieser nicht gewachsen waren.

Wie ich mich an dem öffentlichen Leben satt gesehen, wie ich die größern und kleineren Kreise der Gesellschaft besucht hatte, empfand ich mehr und mehr das Bedürfniß, mich in die Einsamkeit zu begeben, mich, so zu sagen, in mich selbst zurückzuziehen. Es ist nichts leichter in Paris als für sich zu leben, abgesondert von der ganzen Welt, man verliert sich eben dort so leicht wie ein Tropfen Wasser im Meer. Ich ging noch selten aus, in die Welt heißt das, und wenn ich mich mit der Politik beschäftigte, so war es in der Art, wie man eben ans Fenster tritt, um zu sehen was für Wetter es gibt.

IX.

Man hat viel von jenen morganatischen Ehen gehört und gelesen, welche die Studenten in Paris während ihrer Studienjahre schließen. Das geschieht meistens mit jungen Mädchen aus den arbeitenden Klassen, welche durch das Lesen von Romanen oder durch Schauspiele, oder dadurch, daß sie ein elegantes Handwerk treiben, sich bewogen fühlen, einem Mann von besserer Bildung als ihres gleichen sich anzuschließen. Der Student ist dabei natürlich ihr Ideal. Ich habe viele solche morganatische Ehen gesehen, und kann nur bezeu-

gen, daß sie im Allgemeinen sehr glücklich waren. Die treue Ehehälfte theilte Wohl und Wehe, oft Mangel mit ihrem Geliebten, ohne ihre freiwilligen Pflichten zu vergessen, und ich konnte trotz des Seltsamen, wenig Erbaulichen solcher Verhältnisse mich nie erwehren, in dieser Ergebenheit, in dieser Treue eine schöne Tugend der unteren Volksklassen zu bewundern. Nun warten die jungen Leute oft den Sonntag nicht ab, um sich in Begleitung ihres Evakindes ins Freie zu begeben, wo sie bei meistens sehr frugalem Mahle, wunderglücklich sind. Ich habe mich manchmal solchen Partien angeschlossen und dabei immer die glänzendsten Feste, denen ich beigewohnt, vergessen können. Das Studentenleben hat allerdings auch seine Schattenseiten, allein das muß ich gestehen, daß ich sogar die Belustigungen der Chaumière, die doch oft sehr ungenirt ausfielen, höchst selten ins Triviale ausarten sah.

Ich hatte wöchentlich zwei Nachmittage dazu bestimmt, um die öffentlichen Gebäude, die Kunstsammlungen oder den Jardin des Plantes zu besuchen. Auch fand ich großes Vergnügen daran, auf den Quais bei den Buchhändlern, die dort sub Jove ihr Handwerk treiben, für meine Bibliothek Raritäten anzuwerben. Ich fand hier oft Gelegenheit, die seltensten Brochüren aufzufinden, meist aus der Revolution von 1793, die mir in jene Zeit einen klareren Blick gewährten als die besten und ausführlichsten Geschichtswerke.

Ich war in dem Gasthofe, wo ich die ersten Tage meines Aufenthalts in Paris zubrachte, mit einem Deutschen Namens Dr. A..... bekannt geworden, der bei der königlichen Bib-

liothek angestellt war, und mir deren Benutzung sehr erleichterte.

Die Musterung der Schätze dieser unerreichbaren Sammlung fesselte mich dermaßen, daß ich Gefahr lief, zum zweiten Mal ein Bücherwurm zu werden, glücklicher Weise besuchte ich eines Morgens von ungefähr die Galerie des Louvre, die ich bis jetzt vernachläßigt hatte, und als ich mich den ganzen Tag im Schatten dieses grünen Baumes des Lebens ausgeruht, in den Genüssen geschwelgt, welche mir die unsterblichen Schöpfungen der italienischen Meister darboten, waren mir des Abends alle meine Bücher zuwider, ein einziges ausgenommen: die römischen Elegien; waren sie doch in derselben Atmosphäre entstanden, welche mich den ganzen Tag umgaukelt hatte! Die folgenden Tage zog es mich noch oft zu dem Louvre hin, allein die Italiener machten den Eindruck auf mich, den ich früher bei Schiller's Dramen empfunden, sie strengten mich an, so daß ich, wie damals bei Goethe, jetzt bei den Niederländern Erholung suchte, mit welchen der Meister mir in mehr als einer Hinsicht geistesverwandt erschien.

Es ist eine sonderbare Sache um diese Niederländer — fast in allen großen Sammlungen, wo die Italiener am besten vertreten sind, in Paris, in Madrid, in Florenz, überall behaupten sie ihre Ebenbürtigkeit, sogar in Dresden, wo doch die Madonna Raphael's Aller Augen verblendet.

Als Ludwig XIV. eines Tages die für ihn eingerichteten prachtvollen Säle von Versailles musterte, für deren Ausschmückung man ganze Provinzen ausgesaugt hatte, fielen

seine Augen auf eine Menge in derselben angebrachte Bilder von David Teniers. Qu'on m'ôte ces magots, sagte der König und diese Kunstperlen wurden auf Befehl des Herrschers in irgend eine Rumpelkammer verbannt, bis sie später durch eine Hinterthür in das Louvre ihren Weg fanden, wo sie jetzt in ihrer vollen Glorie prangen. Ludwig XIV., der dem Molière neben Racine und Corneille Gerechtigkeit widerfahren ließ, wollte die Niederländer in der Nähe Raphael's und Correggio's nicht dulden. Die Nachkommen sind gerechter gewesen und haben das Urtheil des allmächtigen Königs cassirt.

Sehr oft als der Sonntag kam, folgte ich dem Strome von Spießbürgern, welche hauptsächlich aus dem Viertel des Luxembourg die Richtung nach dem Jardin des plantes einschlugen, um dort ihre Lieblinge, die Familie Isegrimm zu besuchen. Die größte Belustigung dieser guten Leutchen ist alsdann, die in einer großen Grube aufbewahrten Bären unter allerlei Neckereien zu speisen, oder ihr besonderes Interesse für die dort anwesenden zahlreichen Affengattungen an den Tag zu legen. Wie sehr mir auch der Jardin des Plantes zusagte, so machten mir doch immer die Behälter uud Käfige, wo die Thiere der afrikanischen Wüsten aufbewahrt werden, den peinlichsten Eindruck. Der Besitz Afrikas hat die Franzosen und Europa überhaupt mit der Geschichte des Löwen und des Tigers in einer Weise bekannt gemacht, daß es einem in der Seele zuwider ist, wenn man diese edlen Thiere so ihrer Freiheit beraubt sieht. Und wenn diese Käfige noch ein Invalidenspital für alte verkommene Exemplare der Gattung

wären! Aber nein! aus den afrikanischen Besitzungen kommen jährlich die schönsten Muster, die man auftreiben kann, um den Jardin des Plantes zu schmücken. Nun aber ist der Eindruck noch widerlicher, wenn man jene Käfige wie auf einem Jahrmarkt von einer Menge umschwärmt sieht, welche diese gefallenen Fürsten der Wüste auf allerlei Weise neckt und verspottet. Was wir vom Löwen und vom Tiger hier sagen, gilt auch vom Elephanten und von der Giraffe, für welche man Häuser und sogar Bäder gebaut hat. Es ist mir wahrlich bei diesem Anblick jedesmal zu Muthe, wie vor den in Athen geraubten Bas-reliefs des Parthenon, welche im Londoner Museum aufgestellt sind.

Ueberhaupt haben die Museen viel mit den Menagerien gemein. Diese verhunzen die Werke der Natur, jene die der Kunst. Niemals sind die einzelnen Werke, welche jetzt die Sammlung des Louvre bilden, mit der Absicht gemalt worden, einst bunt durch einander aufgestapelt zu werden. Jedes hatte seine besondere Bestimmung, mit welcher die Idee, die Schöpfung des Meisters im Einklang stand. Dieses Bild entsprach dem heiligen Ernst der Kirche, jenes der Würde eines Rathsaales, andere dem Glanze eines Palastes oder den stillen Freuden des Familiengemachs. Die Museen sind wie die Grammatiken. Wie diese vom Verfalle der Sprache, so zeugen jene vom Verfalle der Kunst und deuten auf deren Trennung vom Leben. Es gilt dies übrigens mehr von früheren Zeiten; denn die unsrige scheint beide Elemente einander wieder näher bringen zu wollen.

X.

Ich hatte Versailles, so wie die Umgegend von Paris, für die Ferien aufbewahrt. Einen Monat lang vertiefte ich mich in die Geschichte Ludwig's XIV., der Regentschaft und der beiden darauf folgenden Könige bis zum Augenblick, wo Ludwig XVI. Versailles verließ. Als ich mich hinlänglich vorbereitet glaubte, steckte ich Corneille, Molière und Lafontaine zu mir, und eilte nach der Stadt, welche Zeugin gewesen des größten Glanzes und der größten Erniedrigung der französischen Monarchie.

Versailles ist trotz seiner ziemlich bedeutenden Häuser-Zahl unansehnlich. Wie hätte aber auch neben dem Wohnsitz des Fürsten etwas anderes aufkommen können, und was könnte man auch anders von Versailles verlangen als den Palast seiner Könige!

Die östliche Façade dieses großartigen Gebäudes macht keinen sehr imposanten Eindruck. Es ist die des alten Schlosses, welches Ludwig XIV. dort vorfand, und fortbestehen ließ. Dagegen trotzt die Pracht, der Umfang, die Majestät der westlichen Façade, welche nach dem Park hinblicket, jeder Beschreibung. Der Park oder um besser zu sagen der Wald, welchen das Genie von Lenôtre zu einem irdischen Paradies umgeschaffen hat, gewährt eine der großartigsten Ansichten in Europa. Gleichviel durch welche Mittel, auf welchen Wegen die französische Monarchie auf die Höhe gelangte, auf welcher Ludwig XIV. als deren Träger wie eine Sonne strahlte, so

viel ist gewiß, daß die Künstler, welche diese Wunder geschaffen, die Größe des geschichtlichen Moments fühlten, welche sie durch eine nie gesehene, nie erreichte Pracht darstellen und verewigen sollten.

Man hat viel von den Festlichkeiten geschrieben, welche Ludwig hier zu Ehren der Lavallière gab; wie könnte aber die Feder einen Begriff davon beibringen, wenn man annimmt, daß dieselben in einer dieses Paradieses würdigen Weise begangen wurden!

Die Lavallière! Dieser Name, das Bild dieser Frau, verfolgt uns auf unserer langen langen Wanderung durch die Elyseeischen Felder von Versailles. Die Zeiten können den Glanz der Regierung Ludwig XIV. verdunkeln, aber nie werden sie die Erinnerung an diese menschliche Episode aus dem Leben des Halbgottes verwischen. Sie wird unsterblich fortleben, lange nachdem die Gärten von Versailles wieder zu einer Wildniß geworden. Arme Lavallière! Unschuldige Semele, welche den Gott in seiner ganzen Glorie erblickte, um nachher ihr Leben in Asche, ihr Glück in Staub verwandelt zu sehen.

Die Lavallière war nicht schön, sie lebte unbemerkt im Gefolge der Königin, als der Herrscher sie aus der Vergessenheit hervorzog, um seine ganze Allmacht zur Dienerin des armen Mädchens zu machen, um sie durch den Glanz seiner Liebe zu verblenden. Die Lavallière büßte schwer den kurzen Wahn, aber ihre Reue, ihre Busse, ihr Ende haben ihr eine Krone geflochten, welche ihr niemals wird entrissen werden.

Der Reichthum, die Pracht der inneren Räume entspricht vollkommen dem Begriffe, welchen man sich von dem Wohnsitze eines Ludwig's XIV. macht.

Man ist in der letzten Zeit auf die Idee gekommen, diesen Palast in ein Pantheon der französischen Geschichte umzuwandeln. Die Absicht mag die beste gewesen sein. Die Idee aber war ein Fehlgriff; und es läßt sich nichts kläglicheres denken als dessen Ausführung. Man hat hier hunderttausend Quadratfuß Leinewand bemalen lassen, Millionen an Künstler verausgabt, welche zum größten Theil ihre Aufgaben wie Handwerker gelöst. Man hat die größten Episoden der Nationalgeschichte dem spanischen Stiefel gewöhnlicher Naturen Preis gegeben. Es hängen vielleicht ein Dutzend werthvolle Gemälde in Versailles, das übrige ist mittelmäßige Decorationsmalerei, und ich bezweifle sehr, daß der Anblick dieses historischen Museums je zu einer großen That begeistern werde.

Man hätte den Palast von Versailles ehren sollen — wie ein Grab. An seine Geschichte und an keine andere sollte es erinnern, und die Geschichte ist wahrlich für Frankreich bedeutend genug, um jährlich auf das großartige Denkmal derselben einige Tausende zu verwenden. Als Napoleon die Straße über den Montcenis gebaut, meinte Charles Nodier: er habe ihm die Alpen verdorben. Uns überkam ein ähnliches Gefühl als wir das Musée historique von Versailles besuchten. Leer, verlassen soll Versailles bleiben, und nur das Andenken seiner großen Vergangenheit in diesen Räumen fortleben.

Ich besuchte in den folgenden Tagen Trianon und die von Marie Antoinette erbaute Meierei, wo die Königin als Pächterin verkleidet mit ihrem Hofe Idyllen aufführte an dem Rande jenes furchtbaren Abgrundes: der französischen Revolution.

Als ich die Straße nach Paris wieder einschlug (es gab noch keine Eisenbahnen dahin), dachte ich über die Bewegung nach, welche Tag und Nacht auf derselben hundertfünfzig Jahre hindurch geherrscht. Ich dachte an die Tausende, die nach Versailles geeilt, um den Gipfel ihres Glücks zu ersteigen, an die Tausende, die von dort zurückgekehrt mit der Wunde der Ungnade im Herzen. Die glänzendsten Equipagen, die königlichen Züge sind verschwunden, es rollen ganz schlichte Omnibusse zwischen Paris und Versailles, das für die Spießbürger der Hauptstadt nur noch wegen seiner Wasserspiele Interesse hat. Ein großartiges Machwerk, welches manches Fürstlein in Proportionen nachgeahmt, in welchen man erst bemerkt, wie lächerlich die Sache ist.

Eines Tages war die Straße von Paris nach Versailles lebhafter mit Menschen gefüllt als zuvor, wie nicht einmal zu den glänzenden Zeiten Ludwig's XIV. Paris stattete Versailles in Masse einen Besuch ab. Das Volksmeer wogte in unabsehbaren Fluthen bis über den Wohnsitz Ludwig's XIV. hinaus; als es sich zurückzog, hatte es die Monarchie mit hinweggespült. Abwechselnd vergegenwärtigte ich mir diesen Zug und die glänzenden Wagen jenes Adels, welcher nach einem Kampfe, der von Ludwig IX. bis Richelieu dauerte,

vor der allmächtigen Monarchie das Knie gebeugt. Ich aber rollte in einem ganz schlichten Omnibus durch elende Dörfer der Pariser Hauptstadt zu.

XI.

Ich besuchte nach einander Montmorency, Meudon, Auteuil, St. Germain, St. Cloud, Fontainebleau, die mir alle mehr durch die reizende Lage, als durch ihre Paläste zusagten. Ich lernte durch Zufall auch die Kehrseite der Umgebung von Paris kennen. Als ich eines Morgens auf dem Carousselplatz in einen Omnibus stieg, um nach dem Pere Lachaise zu fahren, fand ich in demselben eine junge Frau in tiefer Trauer, — das ergreifende Bild eines vom Unglück schwer gebeugten Wesens. Die schönen blassen Züge ruhten wie Marmor unter dem Schleier. Als der Omnibus am Pontneuf hielt, um die Dame heraus zu lassen, konnte ich meiner Neugierde nicht widerstehen und folgte ihr. Sie schritt über die Brücke und ging am andern Ufer der Seine entlang, bis zum Ort, wo die Wagen halten, welche für eine Kleinigkeit Passagiere nach — Bicêtre befördern.

Wer hat nicht von diesem Ort des Schreckens gehört, welcher den Inbegriff aller menschlichen Leiden umfaßt! Wen in Paris und seinem Weichbilde das Verbrechen gebrandmarkt, wer an den Bettelstab gekommen, wer die schönste Gabe Gottes, den Verstand eingebüßt hat, ihr gemeinsames Asyl ist

Bicêtre. Was mag dieses junge zarte Geschöpf an diesem Orte wollen?

Ich nahm im Wagen Platz, so weit wie möglich von ihr, damit sie meine Neugierde nicht vermuthe, über die ich mir selber Vorwürfe machte. Der Weg gehet durch die traurigsten Straßen der Pariser Vorstädte, dann eine Meile weit durch eine flache melancholische Gegend, in deren Mitte eine Allee hoher Bäume zu einer Reihe von Gebäuden führt, die mehr einer kleinen Stadt, als einer Anstalt ähnlich sehen. Das Antlitz der jungen Frau nimmt, wie sie aus dem Wagen steigt, einen unbeschreiblichen Ausdruck der Niedergeschlagenheit an. Ich wage es nicht, ihr zu folgen, sie schreitet langsam auf die verhängnißvolle Anstalt zu. Ich klopfe später an und verlange das Haus zu besehen. Man gibt mir einen Aufseher mit, der mir mit derselben Gleichgültigkeit die schauervollen Details des Ortes erklärte, als ob er mich in einem Wachspuppen-Kabinet herumgeführt hätte. Ich will von den 3000 armen Greisen nicht sprechen, welche dort kümmerlich ernährt werden; dieselben verdienen neben den anderen Leiden, die Bicêtre beherbergt, kaum Beachtung. Aber hier ist die Irrenanstalt, welche den Wahnsinn in seinen furchtbarsten Erscheinungen darbietet. Der Aufseher führte mich in einen Hof, wo fünf halbnackte Menschen zusammen saßen. Jeder von ihnen war ein Mörder, der nach der That wahnsinnig geworden, oder sich wahnsinnig gestellt hatte, so erklärte der Aufseher in ihrer Gegenwart kaltblütig, während ich beim Anblicke dieser Ungeheuer am ganzen Leibe zitterte. Der wahre

oder geheuchelte Wahnsinn also hemmte den Lauf der Gerechtigkeit an der Schwelle dieses Hofes. Welche Existenz aber mag ein solcher heuchelnder Wahnsinniger führen! Er lebt Tag und Nacht mit solchen, die man ihm gleich wähnt, während jedes Wort, jede Gebärde seine Heuchelei verrathen, ihn auf das Schaffot führen können. Wie lange der Mensch unter solchen Wahnsinn heucheln kann, mag Gott wissen.

Nihil sub sole novum, sagte Salomon, und der weise König hatte zu seiner Zeit und hat heute noch recht. Hahnemanns Theorie wurde in Bicêtre schon ein halbes Jahrhundert vor der Zeit befolgt, wo der gute Mann daran dachte, dieselbe in die Welt zu schicken. Es ist im Bicêtre behufs der Versorgung der Anstalt mit gutem Wasser, ein Brunnen gebaut worden, der größte in der Welt, das Wasser wird aus demselben vermittels einer Tretmühle herausgepumpt und in einen Behälter geschüttet, der groß ist wie eine Kirche. Diese Tretmühle nun wird von Wahnsinnigen in Bewegung gesetzt. Eine solche anhaltende Bewegung würde einen Menschen, der bei Sinnen ist, bald um dieselben bringen. Den Wahnsinnigen aber curirt sie; similia similibus.

Von den Irrensälen ging es durch mehrere Höfe, auf welchen rechts und links kaum einen Quadratfuß große vergitterte Fenster blickten; hinter denselben schmachteten die Unglücklichen, welche auf den Tag harrten, wo sie mit Ketten aneinander geschmiedet, den Weg nach den Galeeren von Brest oder Toulon einschlagen sollten, um dort die schwersten Verbrechen zu büßen.

Ich war in meiner Hoffnung getäuscht worden, der jungen Frau in den Trauerkleidern auf meiner Wanderung durch die Anstalt zu begegnen und vielleicht Näheres über ihr Schicksal zu erfahren. War Wahnsinn oder Verbrechen oder Armuth eines Angehörigen an ihren Leiden schuld? Ich fragte verlegen den Aufseher, ob er nicht eine Dame gesehen in schwarzem Anzuge, welche kurz vor mir herein gekommen war. „O die kenne ich ganz gut, sagte er, an deren Besuch sind wir seit einem Jahre gewöhnt, denn sie kommt jede Woche, und sie käme jeden Tag, wenn man es ihr erlaubte. Es ist die Geliebte des jungen v. St. M.*), eines ehemaligen Postsekretärs, derselbe der vor einem Jahre wegen des Mordes eines Mitschuldigen an seinen Veruntreuungen zu den Galeeren verurtheilt wurde. Er wird wahrscheinlich die nächste Woche schon nach Toulon abgehen. Doch hier kommt sie, sagte er, wollen Sie sich vielleicht nicht persönlich .... —" Ich wies den Unmenschen mit einer Gebärde zurück, welche ihn verstummen machte und eilte hinaus. Ich nahm den ersten besten Wagen und hätte den Pferden Flügel gewünscht, um schneller nach Hause zu kommen. Ich ging des andern Tages auf die Bibliothek, um in der Gazette des Tribunaux den Prozeß des v. St. M. nachzuschlagen. Die Umstände des Mordes waren entsetzlich. Der Mörder war nach der That kaltblütig

*) Er ist der Bruder eines trefflichen französischen Offiziers, desselben, welcher den Obelisk von Luxor aus Egypten nach Frankreich brachte, und kurz nach der Februar-Revolution auf einige Zeit das Marine-Portefeuille inne hatte.

zu seiner Geliebten zurückgekehrt und hatte sich bei Tische des Messers bedient, mit welchem er denselben Abend seinen Mitschuldigen ermordet hatte. Ich traf später in der Welt den Advokaten, der ihn vertheidigte, und ihn als einen Menschen schilderte, der das Opfer seiner Leidenschaft zum Spiele, seiner Trunksucht und seines verkehrten Adelstolzes gewesen. Er sei aus einer sehr angesehenen altadeligen Familie, welche jedoch kein Vermögen besaß. Der junge Mann war in eine untergeordnete Stellung gekommen, wo er sich mit seinen Leidenschaften und Vorurtheilen allen Versuchungen ausgesetzt befand. Ich spielte auf seine Geliebte an. „Das ist die traurigste Geschichte, die ich kenne, sagte er. Der Mann war die erste Liebe dieses armen Mädchens, welche um seinetwillen ihre Eltern verließ. Sie war bewunderungswürdig während der ganzen Dauer des Prozesses und entwickelte die schönsten Gaben des Geistes wie des Herzens. Anfangs selber verdächtigt, wurde sie nach den ersten Verhören frei gelassen, denn ihre Unschuld lag auf der Hand. Sie vertheidigte ihren Geliebten wie eine Löwin und nichts konnte sie bewegen, an seine Schuld zu glauben, sie glaubt noch nicht daran. Es sind ihr von Seiten nichtswürdiger Menschen (es waren Engländer, zur Ehre der Franzosen sei es gesagt) die glänzendsten Aussichten eröffnet worden, denn es giebt leider Leute in unserer Zeit, in deren Augen das Verbrechen eben so sehr, wie die Tugend interessant macht. Das Mädchen wies sie mit Abscheu von sich, und nun sitzt die ärmste Tag und Nacht über ihrer Handarbeit, um dem unglücklichen Verurtheilten einige

Erleichterung zu verschaffen. Seit einem Jahre thut sie das Unmögliche, ihren Geliebten von den Galeeren zu retten, die Regierung zu bewegen, ihn, auf Grund seiner schwachen Gesundheit, die Strafe in einem gewöhnlichen Gefängniß büßen zu lassen. Gelingt es ihr nicht, so wird sie es gewiß nicht überleben."

Es ist dies eines von den tausend Beispielen der schrecklichen Folgen, welche die Verlockungen der Hauptstadt, der Drang nach Genuß bei einer beschränkten Stellung für junge Leute nach sich ziehen kann, welche in sich selbst keinen moralischen Halt zum Widerstand besitzen.

XII.

Ich will den Leser mit der Beschreibung meines Besuchs in Charenton, in der Salpetrière, in den Quinze vingt verschonen, und nur im Vorbeigehen eine Anstalt erwähnen, welche der Stadt Paris die größte Ehre macht und in dem Hause selbst eingerichtet wurde, wo der heilige Vincenz von Paula früher gewohnt hat: nämlich das Blinden-Institut. Die Methode, durch welche man diesen Unglücklichen die Quelle der Wissenschaft eröffnet hat, ist zu allbekannt, als daß ich mich veranlaßt fühlte, bei derselben zur Belehrung des Lesers zu verweilen. Nur bemerke ich, daß bei den großen Mitteln, die der Anstalt zu Gebote stehen, hier Hilfsquellen sind, die man nirgend wo findet. So zum Beispiel die Klassiker sämmtlicher Völker in der Originalsprache, in halberhabenen Buch-

staben gedruckt, so daß der Schüler sie mit den Fingern, fast eben so schnell als mit dem Auge liest. Das Merkwürdigste ist, daß diese Bücher sämmtlich in der Anstalt und zwar durch Blinde gedruckt werden.

Die Lehrer sind selber Blinde. Ich unterhielt mich mit mehreren von ihnen, und war erstaunt über die Tiefe und Vielseitigkeit ihres Wissens. Man fühlt sich mit der Kehrseite der Menschheit ausgesöhnt, wenn man solche Anstalten verläßt.

XIII.

Ich habe bis jetzt eine Seite des Pariser Lebens unbeachtet gelassen, welche doch eine höchst bedeutende Rolle in demselben spielt, ja sogar ein großes und für Tausende von Einwohnern der Hauptstadt das einzige Element der Bildung ist: das Theater.

Man hat oft gesagt, daß die Pariser gleich den Römern vor allem das Panem et Circenses verlangen. Das mag wohl wahr sein, wenn man nach dem Maße urtheilt, in welchem für beide in der französischen Hauptstadt gesorgt ist. Jeder kennt die berühmte Kornhalle, welche immer unermeßliche Vorräthe enthält, die eine Hungersnothtare des Brodes unmöglich machen. Andererseits kann die Pariser Bevölkerung täglich ihren etwaigen Hang nach Schauspielen in dreißig verschiedenen Theatern befriedigen.

Diese Häuser tragen den Charakter ihres Viertels. Jedes strahlt die Neigungen der Bevölkerung zurück, in deren Mitte

es erbaut ist. Im Centrum der Hauptstadt, im Viertel der Kaufleute des Reichthums, der Genüsse und hauptsächlich der Restaurants. Das Vaudeville, die Variétés, das Théâtre du Palais Royal, die Opéra Comique, wo wenig Ernst, viel Witz, Scherz oder süße Klänge die Glücklichen der Erde in eine angenehme Stimmung versetzen, die Verdauung des Sybariten-Mahles befördern, welches man in dem benachbarten Tempel der Kochkunst zu sich genommen hat. An den beiden äußeren Enden dieses Kreises, hier das ernstere Théâtre français und dort die große Oper. Auf den Boulevards aber, in der Richtung der Bastille, die Schauspiele für das Volk, der Circus und die Théâtre de la Porte St. Martin, de l'Ambigu, du Gymnase, de la Porte St. Antoine u. s. w., von denen die Menge ergreifende Dramas, Darstellungen edler Thaten oder — wie im Circus — kriegerische Vorstellungen verlangt. Dann auch ein Theater von Possenreißern, das der Funambules, über dessen Held Debureau Jules Janin ein ganzes Buch geschrieben hat. Aber auch die Funambules müssen das Seria ludo miscere gehörig beobachten, sonst würden sie schlechte Geschäfte machen. Das Volk will vor Allem gerührt werden, nur in den Intermezzos bequemt es sich zum Lachen.

Wir haben die Zeit in Paris erlebt, wo die romantische Schule sich der Bühne bemächtigt hatte und dort ihr Wesen trieb, die Zeit, wo Victor Hugo, der etwas von Shakespeare in sich entdeckt zu haben glaubte, die Menge mit den ergreifenden Situationen erschütterte, durch welche er seinen dramati-

schen Leistungen jedenfalls eine gewisse Originalität beigelegt hat. Wir können aber versichern, daß das Volk sich bei diesen Vorstellungen unbehaglich fühlte, und sich bald nach den Stücken seiner obscuren Lieblings-Dramaturgen zurücksehnte, welche ihn durch die Darstellung seiner eigenen Leiden, schöner Tugenden, uneigennütziger Selbstaufopferung Thränen entlockten.

Wer die Theater der Pariser Boulevards mit einiger Aufmerksamkeit besucht hat, wird gewiß zur Ueberzeugung gelangt sein, daß die Bühne derselben eine Volksschule ist, deren Profanation zu einem wahren Verbrechen wird. Die romantische Schule aber hat sich leider oft dieses Verbrechen zu schulden kommen lassen. Wenn alles, was von der Regierung herrührt, dem französischen Volke nicht so verdächtig wäre, so wäre es zu wünschen, daß der Einfluß auf das Theater von oben herab sich geltend machte. Vielleicht kommt Frankreich noch einmal zu einer Regierung, welche sein Zutrauen besitzt und sich die wichtige Aufgabe zu Herzen nimmt, durch das Theater auf das Volk zu wirken. Davon bin ich aber fest überzeugt, daß die hohe Intelligenz, welche das Pariser Volk charakterisirt, viel mehr vom Theater als von der Schule herrührt. Auch ist das Theater wohl mit die Quelle jener gefühlvollen Theilnahme, welche die Pariser Bevölkerung bei jedem vorkommenden Unglücksfall an den Tag legt. Nirgend ist das Unglück des Mitleides und der Aushülfe gewisser als in Paris, nirgend findet man rührendere Beispiele der Selbstaufopferung. Ich habe in den Hauptstädten Deutschlands,

Belgiens, Englands, Italiens Unglückliche, welche irgend ein Uebel auf der Straße befallen, Stunden lang dort liegen sehen, ohne daß Jemand die Hand zur Hülfe rührte, bis endlich die Polizei von ungefähr herbei kam und ihre lieblose Dazwischenkunft anbot. In Paris findet bei jedem derartigen Unglück ein Wetteifer zwischen den Anwesenden statt, um die Betroffenen auf das liebevollste zu pflegen und ihnen zu helfen.

Die meisten Theater befinden sich auf dem rechten Seine-Ufer. Das linke, auf welchem sich an einem Ende das eigentliche Proletariat von Paris, am andern der alte Adel, in der Mitte die Studentenwelt niedergelassen, besitzt nur ein einziges großes Theater: das Odeon und einige kleinere Volksbühnen. Der alte Adel besucht wenig das Theater, zumal seit der Juli-Revolution. Das Odeon sucht den Studenten und dem Volke zu gefallen und das gelingt ihm ziemlich. Sein Repertoire schwankt dem Charakter nach zwischen dem Théâter français und dem der Porte St. Martin. Ich kann jedoch vom Theater nicht scheiden, ohne eines Mannes zu erwähnen, welcher sich nach 1830 als ein Reformator der französischen Bühne aufwarf und eine Menge Jünger mit in seine Bahn riß. Ich habe dessen Namen schon genannt, es ist Victor Hugo.

Dieser Mann hatte wirklich große Anlagen zum Theaterdichter, allein die Erfolge, welche seine ersten Versuche krönten, flößten ihm zu seinem Genius ein Vertrauen ein. welches bald in Selbstüberschätzung ausartete. Er glaubte auf

ein tieferes Beobachten der menschlichen Natur verzichten zu können, und setzte an die Stelle der Wahrheit und Wirklichkeit eine Welt, die er sich nach Willkühr erdichtet und welcher er nur die Personen seines Dramas entlehnte, auch suchte man in Victor Hugo vergebens nach einem aus dem Leben gegriffenen Charakter, nach einem jener Typen, welche unsterblich fortleben, weil sie aus der unsterblichen menschlichen Natur hervorgegangen sind. Victor Hugo hat geglaubt, er sei der Shakespeare der modernen französischen Literatur, wo ist aber das Gefolge, welches seinen königlichen Rang anzudeuten im Stande wäre? Seine Heinrich's, seine Richards, sein Othello, sein Jago, sein Lear, sein Shylock, sein Falstaff?

Alle seine Personen gehören einer und derselben Familie an; sie sprechen nicht ihre Sprache, sondern die von Victor Hugo, den man keinen Augenblick dabei vergißt. Wer denkt aber an Shakespeare, wenn Falstaff lügt, wenn Othello rast, wenn Ophelia trauert, wenn König Lear das Herz mit seiner Klage zerreißt!

XIV.

Ich besuchte im zweiten Jahr die Collegien fleißiger als im ersten, ohne jedoch viel in mich aufzunehmen, denn der Eklekticismus des Herrn Cousin wollte mir einerseits gar nicht zusagen, und die rhetorische Weise, in welcher das römische und das französische Recht docirt wurde, vertrug sich gar nicht mi meinem ungekünstelten flamändischen Wesen. Villemain's Vorträge, die ich las, waren Bombast, und Guizot's Auffassung

der Geschichte war mir höchst verdächtig. Ich lernte zufälliger Weise Cousin näher kennen, und konnte mich nicht genug wundern, wie dieser Mann, welcher an Gelehrsamkeit dem geringsten deutschen Professor nachsteht, zu solchem Ruhm gelangt war; was ist er denn anders im Grunde als eine französische Krähe, welche sich mit den Pfauenfedern deutscher Philosophie geschmückt? Was war sein Eklekticismus anders als eine elende, eines selbstständigen Denkers unwürdige Methode, durch die er sich den glänzenden Ruf eines allwissenden Kopfes sichern wollte?

Kurzum ich gelangte zur Ueberzeugung, daß ein Advokat, der über Alles schwatzt, was er selbst nicht versteht, und ein Professor, der sich in einen gewissen mysteriösen Pedantismus hüllt, es in Frankreich gewaltig weit bringen kann. An dem Tage aber, wo die Franzosen politisch selbstständiger gebildet sein werden, wird das Reich der Advokaten zu Ende gehen, und fährt Frankreich fort in seiner Bestrebung, ohne Dollmetscher deutsche Wissenschaft und Philosophie von Angesicht zu Angesicht zu schauen, dann ist es auch um den Nimbus des Cousin und seines gleichen geschehen, und die Zeit ist nicht so fern, wo die meisten gebildeten Franzosen sich aus eigener Anschauung werden überzeugen können, daß Herr Cousin den Plato aus Schleiermacher übersetzt hat.

Bei mir verdrängten deutsche Bücher aus allen Fächern, philosophische, geschichtliche, rechtsgelehrte die französischen Gäste, und ich hörte auf meiner Stube gleichsam deutsche Collegia, während ich da draußen den französischen

beiwohnte. Eine nicht uninteressante Schule, die ich Jedem anrathe durchzumachen, wenn seine Sprachkenntnisse es erlauben.

XV.

Das Englische, welches ich schon früher nebenbei getrieben, war mir unterdessen geläufiger geworden, und als ich eines Tages beim Durchblättern des Tristram Shandy auf die herrliche Episode gestoßen, welche in so verlockenden Zügen das Bild des südlichen Frankreichs ausmalt, bestimmte ich die Ferien des zweiten Jahres zu einem Ausfluge in jene gepriesenen Gegenden.

Ich machte bei dieser Gelegenheit mit den Betrügereien des ohnehin über alle Begriffe mangelhaften französischen Transportwesens Bekanntschaft. Ich hatte mich im Bureau der Diligence von Paris nach Châlons einschreiben lassen. Wir fuhren des Abends in einem ganz guten Reisewagen ab, allein bereits an der zweiten Station blieb der Wagen zurück und die Passagiere wurden zu 10 oder 12 in ein elendes Fuhrwerk eingepackt, welches mit einem einzigen Pferde bespannt zu jeder französischen Meile eine Stunde brauchte. Und es mußte so wohl von jeher Sitte sein, denn es fiel keinem Menschen ein, darüber zu klagen. Ich benutzte die Zeit und die Gelegenheit, um Betrachtungen über die französische Langmuth anzustellen. Es ist nichts lächerlicher als die Behauptung, daß die Franzosen ungeduldig sind. Ich habe in meinem Leben kein Volk gesehen, was eine zähere Geduld hat

als eben dieses. Was ist die Wiege aller Verfeinerungen des quälendsten Fiscus? Frankreich. Was ist die Wiege jenes verächtlichen Polizeisystems, welches auf Spionirerei, Verdächtigungen, Denunciationen gestützt, ein Schandflecken unseres Jahrhunderts ist? Frankreich. Wo sind die Zollbeamten anmaßender, frecher, niederträchtiger als in Frankreich? Und die Franzosen sollten ein ungeduldiges Volk sein? Die Deutschen würden sich niemals gefallen lassen, was die französische Büreaukratie ihren Untergebenen bietet und was diese ertragen.

Und welche bewunderungswürdigen Beispiele der Geduld und der Langmuth bietet nicht das französische Leben von tausend anderen Seiten dar. Man kann fast jeden Tag an dem Eingange der Theater, wo beliebte Stücke gespielt werden, Hunderte von Menschen zwei, drei Stunden lang des Augenblicks harren sehen, wo die Häuser geöffnet werden, und zwar in so ruhiger, resignirter Haltung, daß man glauben könnte, es hätten sich dort lauter Holländer oder Quäker zusammengefunden. Die Vorstellungen in den Theatern dauern oft sechs bis acht Stunden, es werden drei bis vier Stücke aufgeführt; der Franzose sitzt unbeweglich auf seinem Platz, bis er die letzte Sylbe des sterbenden oder heirathenden Helden hinuntergeschluckt hat.

Welche Kunst erheischt mehr Geduld als die Kochkunst, und wer anders als die Franzosen sind darin Meister? Die feinsten, die schönsten Arbeiten, welche eine wahre chinesische Langmuth voraussetzen, sie rühren alle von den Franzosen

her. Als Reisender aber ist der Franzose am bewunderungswürdigsten durch seine Resignation. Das konnte ich auf dieser Reise und tausend Mal seitdem mit immer neuem Erstaunen betrachten; während ich Germanensohn jeden Augenblick über unsere Behandlung empört war, ließen sich die französischen Passagiere alles gefallen. Bei dem geringsten Maulwurfshügel hieß es: aussteigen! da das Pferd unter der Last jeden Augenblick zu stürzen drohte, an jedem Wirthshause hielt der Kutscher, um sich zu laben, unter Anpreisung des Weines, den er bei jeder Station besser fand, — und dann das Mittags- und Nachtessen in kleinen Städten, deren Gasthöfe durch ihren ekelhaften Schmutz weltberühmt sind.

Das liebliche Auxerre verwischte auf einige Augenblicke den unangenehmen Eindruck der Reise und ich war wie vom Alp erlöst als ich in Châlons ankam. Meine Freude sollte jedoch von kurzer Dauer sein. Wir gingen noch vor Sonnenaufgang auf ein elendes Dampfschiff, wo der Schmutz und das Gedränge das Stehen zur Nothwendigkeit machte. Ich hatte gehofft, hier Musse zu finden, um Sternes Beschreibung von Auxerre abermals zu genießen. Es war nicht daran zu denken, kaum blieb meinem Geiste Ruhe genug, um an den historischen Punkten Interesse zu nehmen, an welchen unser Schiff vorüber eilte. Als wir an Trevoux und an den Trümmern seiner berühmten Abtei vorbeikamen, nahm die Gewalt der Erinnerung doch die Oberhand. Ich hatte in der Bibliothek meines Oheims oft die mächtigen Folianten durchblättert, welche unter dem Titel Dictionnaire de Trevoux aus dieser gelehrten Be-

nedictiner Abtei hervorgegangen. Ich verfolgte nicht ohne Wehmuth das großartige Schauspiel der im Purpur der Abendsonne leuchtenden Ruine, welche noch vor kaum sechszig Jahren eine Menge Männer beherbergte, welche sich, trotz ihrer ausgezeichneten Gaben, von der Welt zurückgezogen hatten, um hier ganz Gott und der Wissenschaft zu leben.

Wer würde es ihnen verargen, daß sie die Welt flohen, in jener Zeit, die wir uns mit so schwarzen Farben ausmalen, wenn wir, die wir in Tagen leben, welche wir als die glücklichen betrachten, so Viele in unserer Mitte zählen, welche gegen Täuschung, Ueberdruß, Verzweiflung an der Menschheit in der Einsamkeit wie gegen einen Sturm Obdach suchen möchten!

XVI.

Wir kamen Abends in Lyon an, um gleich bei der Landung ein erbauliches Beispiel praktischer Volkssouveränetät zu erleben. Eine Bande halbnackten Gesindels stürzte auf das Schiff los, bemächtigte sich des Gepäckes, lief damit ohne weiteres davon, und ich schätzte mich glücklich, daß mir mein Herr die Gnade erzeigte, den Gasthof zu nennen, in welchen ich ihm folgen sollte. Derselbe war auf dem größten Platze gelegen, wo sich das Rathhaus und das Museum befinden, auf demselben Platze, wo das Haupt des Präsidenten de Thou fiel. Der Gasthof selber war schmutzig, die Betten schlecht, der Tisch mittelmäßig.

Lyon ist eine ziemlich große Stadt, mit vielen engen Stra-

ßen, wo sich das unruhigste Proletariat der Welt aufhält. Ich besuchte das berüchtigte Viertel der Croixrousse, welches wie ein Vesuv immerwährend im Inneren gährt, nach Außen Rauchsäulen über die Stadt entsendet, und periodisch durch furchtbare Ausbrüche über diesen reichen Sitz des französischen Gewerbfleißes Schrecken verbreitet. Die Quais an dem Rhône bilden den schönsten Theil der Stadt, welcher manches Anziehende hat, wenn nur nicht die furchtbaren Erinnerungen wären, welche sich an jeden Quadratfuß des Bodens anknüpfen und jede frohe Stimmung unterdrücken.

Doch was brauchen wir uns bei denselben aufzuhalten, was brauchen wir die himmelschreienden Menschenhekatomben aufzuzählen, welche eine ganze Generation entehrten! Ist nicht Lamartine's Buch „die Girondin's" in jeder Hand, welcher davon das herzzerreissendste Bild entworfen hat?

Die Attilas der Schreckenszeit wollten Lyon der Erde gleich machen, weil es für die Sache des gefallenen Thrones sein edelstes Blut vergossen. Zu der Zeit, wo ich es besuchte, war die Mehrzahl der Bevölkerung fanatisch republikanisch und ist es seitdem immer geblieben.

Lyon ist eigentlich ein Zwitterding zwischen dem nördlichen und dem südlichen Frankreich. Es ist nicht mehr Paris, es ist noch nicht Marseille. Auch die Sprache schwebt zwischen den Vorschriften der Akademie und dem ungebundeneren Dialekt der Provence. Da ich den Süden sehen wollte, schiffte ich mich bereits am zweiten Tage nach Avignon ein.

XVII.

Die Ufer des Rhône sind an einigen Punkten lieblich, an anderen großartig schön, und zu wiederholten Malen durch Brücken verbunden, welche an die Riesenbauten der Römer erinnern und unter denen die des St. Esprit am meisten Celebrität erlangt hat. Die unwissende Verwegenheit, welche die Mannschaft des Schiffes im Handhaben desselben an den Tag legte, verdarb die ganze Freude an der Reise; denn wir liefen mehrere Male Gefahr gegen Brückenpfeiler geschleudert zu werden. Zur Erbauung der Reisenden circulirten auf dem Schiffe Erzählungen von mehreren derartigen Vorfällen, wo die Schiffe mit schwerem Verlust an Mannschaft und Passagieren gänzlich zerstört worden waren.

Wir langten Abends gegen 7 Uhr in Avignon an; ich wurde abermals von einer Art Lazzarone mit sammt meinem Gepäck in Beschlag genommen. Ich beschloß aber diesmal gegen meinen Gebieter zu opponiren, und fragte, wo er mich hinführe, ich sei nicht gesonnen, mit einem Gasthofe vorlieb zu nehmen, weil er ihm gefiele. Er führte mich in dasselbe Haus, wo der Marschall Brune gestorben, ich könne nirgendwo besser sein, meinte er. Ich erinnerte mich jetzt, daß dies wirklich einer der besten Gasthöfe in Avignon sei, nur stimmte es mich unheimlich, meine erste provençale Nacht in einem Hause zuzubringen, an welches sich so furchtbare Erinnerungen knüpften. Wir standen aber bereits vor dem Gasthofe, der Wirth kam mir freundlich entgegen, ich war gefangen.

Ein herrlicher Abend begrüßte meine Ankunft in der Provence. Ich eilte hinaus, um die letzten Stunden des Tages zu benutzen. Die Straße wimmelte von Leuten, die sich mit außerordentlicher Geläufigkeit im gemüthlichen Süddialekt unterhielten. Ich fühlte mich gleichsam in eine andere Welt versetzt. Ein ganz anderer Menschenschlag belebte diese Mauern, ein Menschenschlag, so schön, daß man hätte glauben mögen, Standbilder Roms und Griechenlands wären, vom Hauche eines Gottes belebt, von ihren Postamenten gestiegen und hieher gewandert. Die Frauen aber zeichnen sich noch vor den Männern aus, und es sind zwei Mängel, die man vergeblich in Avignon bei jenen aufsuchen würde: häßliche Hände und häßliche Füße.

Die Sprache macht im Ganzen auf das Gehör den Eindruck des Italienischen, auch begleiten hier Augen und Hände gerade wie in Italien die Worte. Wie ich mir durch die geschäftige Menge einen Weg bahnte, stieß ich plötzlich auf eine Patrouille, welche in ihrer Mitte einen Kerl führte, der sich mit aller Gewalt aus den Händen des Gefreiten, der ihn fest beim Kragen hielt, los machen wollte. Die Hände dieses Menschen, sowie das Gesicht, waren mit Blut bedeckt und das Volk, welches in großer Aufregung dem Soldaten folgte, erzählte sich augenscheinlich die Details einer gräßlichen Geschichte. Ich hatte die größte Mühe, sie aus dem Munde eines Polizeidieners zu verstehen, der herbei geeilt war und mir in provençalischer Mundart erzählte, der Mensch habe einen Kameraden im Weinhause mit mehreren Messerstichen ver-

wundet. Als ich des Abends meinem Wirth die Sache mittheilte, meinte er, daß sei hier was außerordentlich Gewöhnliches, Männer und Frauen schlichteten nie einen Streit anders als mit Messerstichen, zum Schlagen käme es niemals.

Die ritterlichen Traditionen also hatten sich hier unter dem Volke fortgepflanzt; während der Ritter mit dem Degen seine Ehre rächte oder seiner Leidenschaft die Zügel ließ, griff der Handwerker zum Messer, und thut dies bis auf den heutigen Tag.

Es ist sonderbar, wie sich unter dem Volke die Ueberlieferungen der Vorzeit erhalten. Die Troubadours der Provence leben im Volke fort, und dichten jeden Tag Lieder, welche mit denen der Ahnen wetteifern. Hat nicht das südliche Frankreich in jüngster Zeit in der Person eines Coiffeurs von Agen einen Trouvère geliefert, neben dessen Gedichten selbst die Lieder Beranger's erblassen?

In dem Hause also, wo ich die Nacht zubringen sollte, war der Marschall Brune ermordet worden, hier hatte die Reaction sich dieselben Gräuel zu Schulden kommen lassen, gegen welche sie so oft ihren Fluch ausgesprochen, wenn die Verbrecher sich Republikaner nannten und während man im Süden Brune schlachtete, wurde der Marschall Ney in Paris gerichtlich gemordet, und Lavalette entkam nur durch die Flucht einem ähnlichen Schicksale! Ich öffnete das Fenster, der Mond erhob sich majestätisch am schönen Himmel der Provence, alles war still um mich her. Die Mörder Brune's ruhen jetzt im Grabe, ob sie ihr ungestraft gebliebenes Verbrechen be-

reuet? Und jener Unglückliche, welcher vor wenigen Stunden sich mit dem Blute seines Bruders befleckt, hat ihn der Schlaf in den Lethefluß getaucht, oder blickt er jetzt hinter seinem vergitterten Fenster auf die Ruhe der unter dem melancholischen Lichte des Mondes schlummernden Natur?

Am anderen Morgen trieb das in versengenden Sonnenstrahlen durch die Fenster dringende Licht mich nach Außen. Als ich auf die Straße kam, fand ich die Stadt wie ausgestorben, und doch war es zehn Uhr. Allein vor Abends geht im Sommer Niemand aus, die Stadt ist den Touristen Preis gegeben, deren ich mehreren englischen Stammes allenthalben auf meiner Pilgerfahrt begegnete. Vergebens suchte ich sie los zu werden. Im Palaste der Päpste, am Grabe Petrarca's, im Museum der Alterthümer, überall fand ich sie wieder, diese langweiligen Söhne Großbritanniens, welche aus lauter Stolz und Eigendünkel die Welt nur durch Augengläser anschauen, um sie mit erbärmlichen Compilationen über die Kunstschätze und die Preise der Posten, der Köche und der Waschweiber auf dem Continent zu vergleichen.

Diese Insulaner sind dem Reisenden, was das Marlboroughlied seinem Helden war. Da sie mich nun einmal in Avignon nicht verlassen wollten, setzte ich über den Rhône nach dem gegenüber liegenden Ville - neuve. Als die Päpste nach Avignon kamen, bauten die Franzosen auf dem rechten Ufer eine zweite Stadt, die sie Ville neuve d' Avignon tauften. Jetzt bietet dieselbe ein Schauspiel, wie man kein zweites in der Welt findet. Die Häuser stehen aufrecht, das Schloß und

die Ringmauer befindet sich im besten Zustande, aber die Straßen sind leer, die Häuser unbewohnt, einige werden von den Kaufleuten zu Avignon zu Waarenlagern benutzt, die übrigen gehen in öder Einsamkeit langsam ihrem Verfall entgegen.

Es macht einen eigenthümlich schauerlichen Eindruck, so durch eine ausgestorbene Stadt zu wandern, wo der Wiederhall der eigenen Schritte allein die Grabesstille stört. Als ich am Schlosse vorbeiging, bemerkte ich einiges Leben, sogar einen kleinen Wachposten. Bei näherer Erkundigung hieß es: das Gebäude werde jetzt als Staatsgefängniß benutzt und beherberge mehrere politische Verbrecher! Ob in solcher Gegend der Verlust der Freiheit nicht doppelt schmerzt, lasse ich dahin gestellt sein.

Ich trat in das einzige Wirthshaus des Ortes, nicht durch eine Thüre, sondern durch eine Gardine — eine sehr zweckmäßige, auf die Hitze des Klimas berechnete Einrichtung. Ich verlangte Wein, der Wirth antwortete in beleidigendem Tone, sein Haus sei ein Kaffeehaus und er schenke nur — Bier. Das einzige Bier, was man im südlichen Frankreich kennt, ist das Lyoner. Das abscheulichste Getränk was sich denken läßt. Der Krug kostet einen Franc — ein Preis, für welchen man den herrlichsten Wein genießen kann; allein es ist vornehmer, Bier zu trinken.

Man speist im südlichen Frankreich zweimal des Tags, um Eilf Uhr und Nachmittags halb Sechs. Ich hatte das zweite Frühstück verfehlt und war kaum bei Zeiten zum Mit-

tagtisch da, welcher ausgezeichnet war. Kein Wunder, da man in diesen Gegenden, wie ich vielfach hörte und mich selbst auch nach und nach überzeugte, die beste Küche der Welt führt.

Ich mischte mich Abends wieder in die Menge und suchte die Marktplätze auf, wo Hunderte von Käufern zwischen den aufgethürmten Haufen der herrlichsten Südfrüchte umhergingen, die man fast umsonst feil bot.

Die ganze Bevölkerung schien sich in den Straßen aufzuhalten, und bald erheiterten zahllose Laterndhen von Papier an den Buden das bunte Schauspiel.

Ich suchte aber vergebens in dieser Menge Leute aus den mittlern und höhern Klassen. Ich vernahm bald, daß im südlichen Frankreich der strengste Kastengeist herrschte. Die Thüren des Adels sind dem Kaufmann verschlossen, und dieser sondert sich wieder von den Klassen unter ihm ab. Jene beiden Klassen aber wohnen zurückgezogen in ihren Häusern und auf ihren Landgütern, zu denen der Zugang weit schwerer ist, als zu dem engeren Kreise des englischen Familien-Lebens.

Adel und Kaufleute findet man überall und überall sind sie dieselben, aber dieses provençale Völkchen, diese zwar etwas verrosteten, aber noch immer werthvollen Ueberbleibsel einer Vorzeit, die mir lieb und werth war, konnte ich nicht überall antreffen, und da verfehlte ich denn auch keine Gelegenheit, sie von Grund aus zu studiren. Ein gutmüthiges, biederes Völkchen, fromm mit einer ziemlichen Dosis Aberglau-

ben. Eher aus Fanatismus, als aus Ueberzeugung, eher leidenschaftlich, als mit Gründen einer Sache, einem Prinzipe zugethan. Aufbrausend, rasch zur That, selbst zum Uebel, aber eben so rasch zur Reue zurückkehrend. Die Frauen weit von aller Sentimentalität entfernt, ergeben, gutmüthig, aber dann auch launenvoll und leidenschaftlich, kurzum Frauen wie sie Shakespeare vorführt. Aus Instinkt zugleich sinnlich und schwärmerisch.

Wer die Franzosen studiren will, wie sie waren ehe sie bei Ludwig XIV. und der Akademie und der französischen Revolution in die Schule gingen, der besuche das südliche Frankreich.

Um einmal die Stadt für mich allein zu haben, stand ich eines Morgens mit der Sonne auf und besuchte den Palast der Päpste. Ein imposantes mittelalterliches Gebäude mit hohen Zinnen, dessen innere Räume, die jetzt zu einer Kavallerie-Caserne benutzt werden, mit höchst interessanten Fresken geschmückt sind. Der Sinn für Erhaltung der Erbschaft der Römer und des Mittelalters, fing schon zu jener Zeit im südlichen Frankreich sich zu regen an, und wir hoffen, daß er sich auch bis zur Stadt Avignon Bahn brechen werde, wo so manches herrliche Denkmal einer Hand harrt, die sie vom Untergang rette.

Wer hätte je gedacht, daß zu unserer Zeit Gaeta ein zweites Avignon gegen die Rienzi's unserer Tage abgeben würde!

Ich fand in Avignon endlich Gelegenheit Tristram Shandy zur Hand zu nehmen und an Ort und Stelle die Beschreibung der Reise durch Südfrankreich zu genießen. Es ist als ob Sterne seine Feder in die goldenen Strahlen der Sonne getaucht hätte, so warm ist es einem ums Herz, wenn man diese Seiten liest, wenn man das treue Bild dessen, was man hier wirklich erlebt, in diesem Spiegel betrachtet. Auch Sterne hatte sich an das Volk gehalten. Der einzige richtige Standpunkt zur wahren Beurtheilung dieses irdischen Paradieses.

Der Fremde kann in Avignon keinen Schritt weit gehen, ohne daß ihm ein Wagen nach Vaucluse angeboten wird. Es hat gewiß Niemand den Ruhm Laura's und Petrarca's besser auszubeuten verstanden als die Lohnkutscher von Avignon.

Ich habe über diese beiden berühmten Liebenden des Mittelalters meine eigenen Ansichten, und theile keineswegs die überspannte Vorstellung, die man sich darüber macht, auch hätte ich keinen Schritt gethan, um die Gegend zu besuchen, wo die Liebenden angeblich geseufzt, wenn ich nicht die Lage von Vaucluse so oft hätte rühmen hören. Allein es ist damit wie mit den Katarrakten des Nils, welche die Welt mit dem Rufe ihrer Wunder erfüllten, während sie den Reisenden in der Nähe das gewöhnlichste Schauspiel darbieten. Es giebt Hunderte von Thälern in den deutschen Gauen, welche Vaucluse tausendmal überbieten. Ich weiß von dem gepriesenen Ort nichts mehr, als daß man todtmüde ist, wenn man von dort nach Avignon heimkehrt.

XVIII.

Man stellte mir die Weiterreise nach Marseille über See als die kürzere, aber zugleich als die beschwerlichere vor, so daß ich mich für die Landreise entschloß. Auf diesem Wege ist Aix die einzige bedeutende Stadt. Ein in alten Zeiten berühmter, jetzt wenig besuchter Badeort, wo sehr viele adelige Familien wohnen.

Vor etwa fünfundzwanzig Jahren verließ ein junger Mann, der eben seine Rechtsstudien absolvirt hatte, diese Stadt mit leichtem Sinn und noch leichterem Beutel. Das Ziel seiner Reise war Paris, sein Zweck, das Glück zu suchen.

Der Mann hatte Talent. Er wurde Zeitungsredacteur und — von ungefähr Geschichtschreiber. Er hatte gerade den Augenblick benutzt, wo die Franzosen sich von der Ermattung erholt, welche auf die erschöpfenden Perioden der Republik und des Kaiserreichs gefolgt war. Diesen Augenblick benutzte er, um das Volk, welches zu neuer Thatkraft unter dem Druck einer Regierung erwachte, die mit wahrer Blindheit eine Herstellung der alten Zustände möglich wähnte, durch eine glänzende Darstellung seiner Vergangenheit zu begeistern. Dieser Mann, dieser Glücksucher aus der Provence, der sich aus der Geschichte der französischen Revolution eine Treppe baute zu seiner nachherigen europäischen Bedeutung, hieß Adolph Thiers.

Die Lebensgeschichte Thiers ist die von unzähligen Anderen, die in den französischen Annalen der Neuzeit glänzen. So

gehen von allen Punkten Frankreichs die hervorragendsten Menschen nach Paris, wo ihrem Talente eine würdige Laufbahn gesichert ist.

Man wundert sich über die Suprematie Frankreichs; wie natürlich aber erscheint sie, wenn man bedenkt, daß dieses Land an seiner Spitze alle Elemente des Erfolges vereinigt, die edelsten und verschiedenartigsten Kräfte aller Völkerstämme Europa's an sich gezogen, in sich aufgenommen, zu einem bewunderswürdigen Ganzen verschmolzen hat. Der Südländer hat ihm den Tribut seiner Beredtsamkeit, seiner Einbildungskraft, seiner Begeisterung dargebracht, der Normanne seine Ausdauer und Standhaftigkeit, der Flamänder seinen Fleiß, der Elsasser und der Lothringer sein kernhaftes Wesen, seine deutsche Besonnenheit!

XIX.

Marseille bietet, von den Höhen aus, welche es im Halbkreise umgeben, den großartigsten Anblick. Im Hintergrund das mittelländische Meer, aus welchem das Fort d'If und das Fort notre Dame de la garde hervortritt, unten die Stadt, die sich um den Hafen mit seinen tausend Schiffen gelagert hat, und dann auf den von Mandel- und Olivenbäumen gekrönten Hügeln an 500 Landhäuser, welche alle weiß getüncht sich von weitem ausnehmen wie Schwäne, die sich sonnen.

Die Bäder sind die ersten Anstalten, mit welchen der

Fremde hier Bekanntschaft macht und sie gewähren nach einer Tagereise durch die drückendste Hitze denselben Genuß, den man empfindet, wenn man nach stürmischem Wetter in irgend einem englischen Hafen anlangt, sich plötzlich in ein warmes Zimmer, vor ein helles Feuer, an den Theetisch versetzt sieht.

Die Badeanstalten sind in Marseille, wie im ganzen südlichen Frankreich, musterhaft, und da das Bad dort ein allgemeines und tägliches Bedürfniß ist, auf alle Classen berechnet.

Marseille behauptet trotz der fremden Elemente, die sich allenthalben bemerkbar machen, doch im Ganzen seinen eigenthümlichen provençalischen Charakter. Es ist dieselbe Sprache, wie in Avignon und es herrscht hier wie dort derselbe strenge Kastengeist. Die reichen Kaufleute bringen ihre Mußestunden auf ihren Landhäusern oder Bastiden zu, wie man sie dort nennt. Adel giebt es in Marseille wenig, die alten Familien der Provence halten sich herkömmlicher Weise in deren ehemaligen Hauptstadt Aix auf.

Die Marseiller Frauen sind eben so schön, wo möglich noch schöner als die von Avignon. Die Bevölkerung leitet ihren Stammbaum von den Phocäern her und thut sich nicht wenig darauf zu gute. Ich fand auf einem kleinen Platz über einem Brunnen eine Säule von Porphyr, mit der Büste Homers und auf dem Sockel die Worte: Les descendants des Phocéens à Homère, und in der That die Mädchen am Brunnen trugen in ihren Zügen so unverkennbare Zeichen ihres

griechischen Ursprungs, daß Praxiteles selbst sie nicht verleugnet hätte.

Die Sitten der Frauen in den unteren Klassen sollen im Allgemeinen sehr ehrbar sein, und mit der Verderbtheit, welche in anderen Kreisen herrscht, auffallend contrastiren. Marseille ist eine Hafenstadt, das ist genug gesagt. Charakteristisch ist der Umstand, daß im Theater keine andern als verheirathete Frauen, oder Mädchen in Begleitung von Verwandten, Zugang zu den Logen ersten Ranges erhalten, und es ist nicht selten der Fall, daß der mit der Aufsicht des Hauses beauftragte Polizeibeamte die strengste Legitimation verlangt.

Erwerben und Genießen scheint so ziemlich ausschließlich die Bevölkerung zu beschäftigen. Die untern Klassen sind sehr fromm. In gewissen Stadttheilen werfen sich Männer, Frauen und Kinder auf die Knie, wenn ein geistlicher Herr vorbeigeht und küssen ihm die segnende Hand. Von Wissenschaft ist hier wenig zu spüren, wie denn überhaupt Paris das Monopol der französischen Gelehrsamkeit besitzt. Das übrige Frankreich gleicht so ziemlich einer unermeßlichen Wiese, wo man Kühe mästet für den Bedarf der großen Hauptstadt, der alles zuströmt.

Das erklärt auch die Gleichgültigkeit gegen die alten Denkmale, welche im ganzen südlichen Frankreich bis vor kurzem noch grassirte. Es geschah wenig oder gar nichts für die herrlichen Ueberbleibsel des römischen Alterthums, welche die Hauptzierde von Nimes, von Orange, von Arles sind, um von dem Pont du Gard nicht zu sprechen, welcher

übrigens unvergängliche Erhaltungselemente zu besitzen scheint. Die Maison Carrée zu Nimes ist baufällig, das römische Theater zu Orange ein Schutthaufen und am Triumphbogen des Marius daselbst wurde, als er einzustürzen drohte, die Wiederherstellung so unwissend betrieben, daß man eine von der Zeit zerstörte Säule durch eine von der Ordnung der anderen verschiedene ersetzte!

Und doch leben die Spuren der römischen Herrschaft in dieser Gegend fort. Ich habe in Avignon, in Marseille, in Nimes in den Volkstheatern die Schauspiele der Alten als Cassa-Stücke wiedergefunden. Der Vorhang gehet auf und die Bühne stellt ein römisches Forum dar, auf erhabener Bühne sitzen die Richter in altrömischer Tracht. Die Kämpfer erscheinen in der Arena, grüßen die Zuschauer und ringen nun mit einander um einen vom Theater ausgesetzten Preis. Nun kommt es aber oft vor, daß das Parterre mit der Entscheidung des Areopag's auf der Bühne nicht zufrieden ist, und mit lautem Geschrei gegen dieselbe protestirt; in dem Falle aber entspinnen sich die komischesten Scenen, die Richter (meistens Metzgerburschen oder Packträger) verlassen ihre Stühle und, die Würde der Toga vergessend, lassen sie sich in einen Wortstreit mit dem Parterre ein, welchem sie unter Ballen der Fäuste in der herausforderndsten Sprache zu imponiren suchen. Wird die Sache ernst, dann erscheint der Regisseur im schwarzen Frack auf dem römischen Forum, und es ist nicht selten der Fall, daß das Spiel sich mit der Erstürmung der Bühne und einem allgemeinen Handgemenge endigt, bis

die Polizei das Haus durch die bewaffnete Macht räumen läßt.

Ich hatte in meiner Jugend zum ersten Mal das Meer im kalten Norden zu Terneuzen gesehen. Ich sah es zum zweiten Mal, wie es unter den Strahlen der Südsonne einer unermeßlichen Golddecke glich, und ich sollte es in seiner schrecklichen Majestät bewundern, wie es durch den verheerenden Wind der afrikanischen Wüste in seinen Tiefen aufgewühlt und gegen die Felsenufer der Provence geschleudert wurde. Das herrlichste Wetter hatte bis jetzt meine Reise begünstigt. Ich konnte nicht genug mich an dem schönen Schauspiele weiden, welches Marseille darbietet von der Promenade, die die städtischen Behörden auf der Ostseite haben anlegen lassen und die sich terrassenmäßig bis zu den Felsen hinaufwindet, auf welchen das Fort notre Dame de la garde gebaut ist. Man umfaßt von dort mit einem Blick die Stadt, den Hafen, das Meer und die von unzähligen Bastiden gekrönten Hügel. Eines Tages, wo es ungewöhnlich schwül gewesen, sah ich im Hafen die Matrosen bedenklich die Köpfe zusammenstecken. Als ich mich erkundigte, hieß es, daß man jeden Augenblick den Mistral erwarte. Da ich glaubte, daß es ein Schiff sei, welches etwa ausgeblieben, fragte ich näher und erhielt unter schallendem Gelächter den Bescheid, es sei der afrikanische Wind, welcher wohl nicht länger ausbleiben und drei bis vier Tage lang allen Schiffen im Hafen das Handwerk legen würde. Am Abend bewegte ein leises Wehen die bis jetzt bleischwere todtstille Luft. In der Nacht wehte es

ziemlich stark, am Morgen aber hatte der Sturm die höchste Spitze erreicht, die Straßen waren leer. Ein Regen von Steinen und Ziegeln fiel von den Häusern und nur mit Lebensgefahr konnte man sich hinaus wagen. Da ich aber doch dann und wann Jemand vorübergehen sah, der der Gefahr trotzte, gewann meine Neugierde die Ueberhand und ich kam glücklich auf dem Fort notre Dame de la garde an. Ich werde nie die Großartigkeit dieses Schauspiels vergessen, welches sich dort vor meinen Augen ausbreitete. Der Wind donnerte förmlich, es war mir als ob der Felsen, auf dem ich stand, durch ein gewaltiges Erdbeben erschüttert worden wäre. Das Meer glich einem beweglichen Alpengletscher. Dicht vor dem Hafen kämpften zwei Schiffe, welche der Sturm ereilt, den Kampf der Verzweiflung, und vergebens strengten sich vom Ufer herbeigeeilte Matrosen an, mit ihren Booten in die See zu gehen. Das eine Schiff, ein Engländer, wie ich später erfuhr, verschwand unter dem Felsen, auf welchem ich mich befand und ging mit Mann und Maus verloren. Viermal sah ich die Flamme zur Seite des Schiffes aufschlagen, es war das Feuer der Nothschüsse. Das andere Schiff wurde unweit des Lazareths an den Strand geworfen und die Mannschaft gerettet. Vom Hafen erhob sich das wilde Geschrei der Matrosen, welche unter übermenschlichen Anstrengungen ihre Schiffe vor dem Zusammenstoßen zu schützen suchten. Die Bäume der Promenade beugten sich bis zur Erde, vor dem furchtbaren Orkan, den man Mistral oder vento Maestrale nennt, weil er über alle anderen Winde das Scepter zu führen scheint.

Die Stürme sollen nirgendwo so furchtbar in ihrer Wirkung, so verhängnißvoll in ihrer Folge sein, als eben in dem von allen Seiten eingeschlossenen mittelländischen Meere, wo die Wellen von den Ufern zurückgedrängt, mit verdoppelter Kraft gegen die Schiffe zurückgeschleudert werden; während im Ocean die Gährung des Meeres, unter dem Hauche des Sturmes, sich über eine unermeßliche Fläche ausdehnen kann.

Ich besuchte häufig das Café des quatre Nations dicht am Hafen, welches dadurch interessant ist, daß man dort täglich das bunteste Gemisch von Fremden aus allen Weltgegenden antrifft. Hier raucht der Türke gravitätisch in einer Ecke, dort spielen griechische Schiffcapitäns mit Leib und Seele und machen mehr Lärm, als alle die andern zusammen. Weiter sitzt ein Holländer und scheint nicht einmal den Kontrast zu merken, den die lebhaften Spieler mit seinem Phlegma bilden. Er denkt vor sich hin, vielleicht vergleicht er die Qualität des vor ihm stehenden französischen Brandweins mit dem heimathlichen Schiedammer. Ein Engländer liest die vierte Seite eines Marseiller Blattes, während ein deutscher Handlungslehrling mit kaufmännischem Anstand und Gemessenheit seine Chokolade schlürft. Die Marseiller besuchen zahlreich dieses Haus, um Geschäfte mit den Ausländern anzuknüpfen. Vor dem Kaffeehause stehen Matrosen, meist Italiener und Griechen. Letztere ärmlich gekleidet und in ihrem Gürtel mit einem Instrumente versehen, bei dessen Bezeichnung ich sehr verlegen bin. Es ist kein Dolch, wie ich beim ersten Anblick vermuthet hatte, sondern eine Art Löffel, mit welchem sie unter ihren Klei-

dern den lästigen Gästen nachspüren, welche diesem unreinlichen südlichen Schiffsvolke nur allzugern Gesellschaft leisten.

Die Bedeutung von Marseille hat seit der Eroberung Algeriens sehr zugenommen, während Toulon der Mittelpunkt der militärischen Beziehungen Frankreichs zu Algerien ist, bildet Marseille den Mittelpunkt der Handelsbeziehungen des Mutterlandes zur Kolonie. Ich fand hier gerade bei der Betrachtung dieser Beziehungen Gelegenheit, einen wunden Fleck der französischen Zustände zu beobachten. Algerien selber bringt Frankreich nichts ein. Wer sich dort bereichert, thut dies auf Kosten der Regierung oder, um besser zu sagen, des Volkes, welches durch seine Vertreter jährlich Unsummen zur Erhaltung der Kolonie votirt hat. Nun hat sich gleich nach 1830 eine wahre Räuberbande von Spekulanten und Wucherern jeder Art auf die Kolonie geworfen, deren Verwaltungsbehörden auch nicht immer die Hände rein gehabt haben sollen. Während im Jahr 1793 die Besseren in wahrer Begeisterung die fremde Invasion von der französischen Grenze abwehrten, trieb ein Haufe Räuber und Kanibalen in Frankreich sein Wesen und mästete sich vom Fleische und vom Blute der Nation. Die Revolution hatte die meisten Aemter und Stellen in die Hände unmoralischer Menschen gespielt, welche systematisch die Ausbeutung derselben betrieben.

Man hatte die Klöster aufgehoben und deren Güter zu Staatseigenthum erklärt, was aber vom Standpunkt des Salus populi als gerechtfertigt dastehen konnte, das wurde durch seine Folgen ein grenzenloses Unheil. Diejenigen Fa-

milien, welche durch ihre Tugenden die Zierde der alten Gesellschaft gewesen, weigerten sich Klostergüter anzukaufen, und so kamen eine Menge Leute von höchst zweideutigen Grundsätzen und noch zweideutigerem Rufe und Wandel zu großem Reichthum.

Die Frage, wie man erwarb? wurde immer gleichgültiger behandelt, und die lockersten Grundsätze vererbten sich auf die folgenden Generationen. An dieser Krankheit der französischen Gesellschaft ging die Juli-Dynastie zu Grunde, weil sie sich bei Mangel an einem besseren Elemente auf eine Klasse stützen mußte, deren Egoismus in gerader Linie von den Ausbeutern der französischen Revolution abstammte.

In letzter Zeit übrigens soll die Qualität der Franzosen, welche nach Algerien gehen, sich gebessert haben. Es haben sich unter anderen treffliche Landwirthe dort angesiedelt, welche allmählich der Besitznahme einen stabilen Charakter verleihen, und den Eroberern zu jener Achtung und zu jenem Ansehen verhelfen werden, welche ihnen bis jetzt abgehen mußte.

Ich machte von Marseille aus einen Ausflug nach Toulon, berühmt durch seinen Hafen, seine Werften, sein Arsenal und — seine Galeeren. In der Nähe von Toulon liegen die berühmten Inseln von Hyères, das Eden Frankreichs. Hier das Paradies, dort die Galeeren. Wie in der Mythologie der Alten die Elyseeischen Felder neben dem Acheron.

Ich habe das Bagno von Toulon besucht. Es ist die Hölle, als ich es verließ sah ich mich um, ob nicht über dem Thore das: Lasciate ogni speranza voi ch'intrate zu lesen

stand. Es würde hier eben so passend angebracht werden, als über die Pforten der Hölle. O meine Flanderer! rief ich aus, möchtet ihr lieber von der Erde verschwinden, als je ein solches Caput mortuum absetzen.

Die Hölle in jedem Blick, die Verzweiflung in jedem Zuge, der Fluch auf jeder Lippe, das ist Alles, was man in diesen unseligen Räumen findet. Ich glaubte mich in den schwärzesten Träumen befangen so lange ich dort war, und wie ich draußen stand, fühlte ich mich wie vom Alp erlöst. Dieser Ort der Buße ist trotz der furchtbaren Strenge, mit welcher er bewacht wird, nicht selten der Schauplatz der schwersten Verbrechen. Die Strafe ist alsdann der Tod. Das Urtheil wird im Gefängnisse vollstreckt. Es werden vor einem Schaffotte Kanonen aufgefahren, mit Kartätschen geladen und gegen die Bevölkerung des Bagno's gerichtet, welche knieend und entblößten Hauptes der Vollstreckung des Urtheils an dem Schuldigen beiwohnt.

Die Bagno's sind eine Schande für Frankreich, sie machen aus dem gefallenen Sünder einen verstockten Verbrecher, der niemals mehr mit der Gesellschaft ausgesöhnt werden kann. Diese Anstalten gehören einer anderen Zeit an, und wehe dem Volke, das solche Elemente der Auflösung in seinem Schooße behält, die französischen Bagno's ließen sich denken neben gesellschaftlichen Zuständen wie die, gegen welche Karl V. sein Strafgesetzbuch erließ, in unserer Zeit aber sind sie ein himmelschreiender Anachronismus.

Ein Verbrecher ist bei weitem noch kein Forçat; das wird

er erst im Bagno, und die pariser Polizei kennt am besten den Unterschied zwischen diesen beiden Kategorien. Der Besuch im Bagno verleidete mir alles andere in Toulon, und sogar meinen Ausflug nach Hyères. Ich trat auf einem Umweg über Arles, Beaucaire, Nimes, welcher den römischen Alterthümern galt, die Rückreise an. Ich hatte die ganze Zeit während meines Aufenthalts in der Provence keinen Tropfen Regen gesehn. In Lyon fingen die Wolken an zu treiben, in Auxerre begannen sie langsam sich zu entladen und ein heftiger Regen begrüßte meine Rückkehr nach Paris.

XX.

Meine Kenntniße der französischen Zustände erweiterten sich im folgenden Jahre durch einen Ausflug nach Lothringen und das Elsaß. Ich war nicht wenig erstaunt, als ich in Nancy das Standbild so wie das Andenken an Stanislaus, den Polenkönig und Herzog von Lothringen und Bar, noch aufrecht fand. Die Nivellirung der französischen Provinzen durch die Eintheilung in Departements, war also nicht im Stande gewesen, diese Lothringer um ihre Traditionen zu bringen, ich bemerkte dieß schon in der Provence und fand es in Lothringen und später im Elsaß, in der Normandie, in der Bretagne und in französisch Flandern wieder. Diese Leute tragen neben Frankreich auch noch immer die Nationalität ihrer Provinz im Herzen, und es werden noch Jahrhunderte vergehen bevor die materiellen Barrieren, welche die französische Revolution niedergerissen, auch moralisch verschwunden sind. Also:

man decretirt keine Umgestaltung der Völker. Ein Volk ist noch nicht constitutionell, weil es eine Verfassung hat, noch nicht fähig zum Selbstregieren, weil es das allgemeine Stimmrecht besitzt.

Es ist interessant zu beobachten, wie in dem Elsaß das Franzosenthum auf einen deutschen Völkerstamm geimpft wurde. — Die schärfste Kritik aber, die über die deutschen Zustände gefunden werden kann, liegt gerade in dem Umstande, daß die Elsässer um keinen Preis zu Deutschland gehören möchten; lieber theilen sie die Wechselfälle des adoptiven Mutterlandes, sie verläugnen ihr Vaterland, sie verläugnen ihren Ursprung nicht, aber sie wollen von dem Deutschland nichts wissen, welches in dem letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts im Dienste des Absolutismus gegen die Freiheit stand, von dem Deutschland, welches nach so vielen Lehrjahren noch nicht zum Bewußtsein seiner welthistorischen Rolle gelangt ist, von dem Deutschland, wo inmitten der allgemeinen Zerrissenheit und Charakterlosigkeit, ein Fürstenwort mehr als die Orakel der tüchtigsten Männer der Nation.

XXI.

Als ich eines Tages auf der Rheinbrücke spazierte, fühlte ich einen solchen Hang nach dem Lande, welches mir bis dahin so nahe, und doch so fern gelegen, daß ich nach dem Gasthofe ging, meinen Koffer packte und den Weg nach Frankfurt einschlug; an welche Stadt hätte ich auch bei meiner Verehrung für Goethe eher denken können?

Es tragen sich in der Welt sonderbare Anomalien zu: wenn es einen Ort auf Erden giebt, zu dessen Wesen ein Mann den grellsten Kontrast bildet, so ist es Goethe zu Frankfurt. Der Verfasser Werthers, der Schöpfer des Faust, der Dichter des Tasso sah das Licht inmitten der frankfurter Buden! Eine Krämerstadt gab Deutschland seinen größten Dichter!

Als ich mich wohl überzeugt hatte, daß das Frankfurt von Goethes Jugendjahren in dem jetzigen gar nicht wiederzufinden sei, ging ich nach Weimar.

Mein erster Besuch in der Stadt, welche einst das moderne Athen genannt wurde, galt dem Hause Goethe's. Ich kann wohl sagen, daß ich dasselbe mit einem Gefühle heiliger Scheu betrat. Als ich die Räume durchwandert, in welchen dieser gewaltige Genius so lange verweilt, entließ mich der Führer mit einer Miene, in welcher deutlich zu lesen stand:

Du plus grand des Germains voilà ce qui vous reste!

Und in der That, das war auch Alles, was Weimar noch von ihm besaß. Ich entdeckte dort keine anderen Spuren seiner Anwesenheit, denn ich kann unmöglich auf Goethe's Rechnung die angelernte Schöngeisterei schreiben, welche in Weimar mehrere Jahre nach seinem Tode herrschte.

Am Ende des Kirchhofes der großherzoglich Sächsischen Residenzstadt befindet sich eine Kapelle, in deren Krypta Karl August, Goethe, und Schiller beigesetzt wurden.

Diese drei Gräber und Goethe's Haus besuchen und dann Lebewohl sagen, das ist wohl das vernünftigste, was man

thun kann. Ich für mich, fürchtete jeden Augenblick auf irgend einen Kammerdiener Goethe's zu stoßen, der mir eine Menge Anekdoten über des großen Dichters Menschlichkeit erzählt hätte, die ich gar nicht hören wollte.

Interessanter mag ein längerer Aufenthalt in Weimar für Diejenigen sein, welche Lust haben, Beiträge zu sammlen zur Geschichte jener kleinen Fürstenhäuser, deren jedes ein Stück des kaiserlichen Mantels Germaniens an sich gerissen hat.

Ich bin weit entfernt, das Gute zu verkennen, welches diese kleinen Dynastien gewirkt, es zu verkennen, was sie für die originelle, selbstständige Entwickelung manches großen Geistes gethan, die Nachtheile können hier jedoch die Vortheile nicht aufwiegen.

Das Großherzogthum Weimar besaß in der Person Karl August's gewiß einen der besten Regenten, die es je gehabt, allein der Fürst hatte allerlei, sonst sehr ehrenwerthe Liebhabereien, die seine Unterthanen auf die Dauer sämmtlich an den Bettelstab gebracht hätten. Einen glänzenden Hof, viele Truppen, und dann eine vortreffliche Bühne, um der kostspieligen Rolle eines Mäcens der Helden der deutschen Literatur gar nicht zu erwähnen. Eine Volksvertretung war dort allerdings, allein wie hätte dieselbe zu irgend einer für das Land nützlichen, für den Fürsten lehrreichen Opposition gelangen können? Vorerst war ihre Basis eine zu wenig volksthümliche, und dann wie leicht konnte nicht der persönliche Einfluß des Herrschers ein Titel, ein Orden die kleinere Schaar zum Schweigen bringen?

Es hat mich gar nicht gewundert, als ich vernahm, daß die Februarrevolution in fast allen kleinen Staaten Deutschlands die Existenz einer rothen Partei ans Tageslicht gefördert habe. Wie konnte es anders sein, wenn bei der allgemeinen Bildung, die mit lobenswerthem Eifer von Oben herunter nach allen Seiten hin befördert wurde, die Dynastien an Vorurtheilen festhielten, welche die schroffsten Gegensätze herbeiführen mußten? Nicht genug, daß der Unterhalt kostspieliger Höfe dem Gewerbfleiße der kleinen Fürstenthümer große Kapitalien entzog, es kam noch hinzu, daß wer nicht hoffähig war, sich diesem Hofe, dessen Glanz er doch tragen half, gar nicht nähern durfte. Ich habe Fälle erlebt, wo man verdienstvollen Bürgern, welche das Land mit ihrer Industrie bereicherten, irgend einen lächerlichen Titel beilegen zu müssen glaubte, weil man nicht umhin konnte, sie zu irgend einer Festlichkeit einzuladen, von welcher die Bürgerlichen streng ausgeschlossen bleiben mußten, wahr ist übrigens, daß Künstler und berühmte Schriftsteller als ebenbürtig betrachtet und behandelt wurden. Die Bürger Thüringens sowohl die mittleren als die untern Klassen, waren zu der Zeit meines Besuches schon für eine Revolution reif, welche sich die vorgerücktesten Ideen zur Fahne genommen hatte. Es war sogar nach der Juli-Revolution etwas von diesem Geiste in die Erscheinung getreten. Der Adel, welcher seit der Abschaffung seiner Privilegien so keine Mittel hat, sich mit jenem Nimbus zu umgeben, welcher bei den mittlern und untern Klassen Ansehen verleiht, wurde von diesen förmlich verhöhnt. Kurz ich

fand die Denkmale der alten Welt allenthalben morsch und baufällig, und fühlte mich glücklich in der Ueberzeugung, daß dieselben in meinem Vaterlande seit Jahrhunderten hinweggeräumt worden.

Ich war neugierig zu sehen, wie Deutschland sich in den größeren Theilen seines zerstückelten Gebietes ausnahm, und setzte meine Reise über Berlin fort. Es wurde mir bald klar, daß in Preußen einige einsichtsvolle Männer, den Ideen der neueren Zeit in der Regierung Geltung zu verschaffen gesucht hatten; daß es ihnen nur gelungen war, der alten Feudalität einen neuen Rock anzupassen, den sie sich alle Mühe gab abzuwerfen, da er dem darin spukenden Geiste widerstrebte. Eben so wenig als Joseph II. die alte Welt hinweg decretiren konnte, eben so wenig hatte dies Friedrich der Große gekonnt, dessen Freisinn sich übrigens mehr in der Theorie als in der Praxis bewegte. Wenn der Geist Friedrich's aus dem preußischen Körper gewichen war, setzte dieser seinen Weg fort wie er konnte, bis ein höherer, mächtiger Geist in ihn fuhr, der Geist des deutschen Volkes, der sich zur Befreiung vom fremden Joche erhob, um später mit verjüngter Kraft sein eigenes — die Feudalität abzuschütteln.

Dies war dem Volke damals aber doch noch nicht gelungen, und ich fand in Berlin die gute alte Welt in modernen Kleidern verkappt: die Leibeigenschaft unter dem Soldatenrock, und die Verdummung des Volks, nicht durch die Ignoranz wie früher, sondern systematisch durch die Wissenschaft betrieben. Oder wie soll man sie anders nennen jene Abstum-

pfung der Jugend in den Gymnasien und auf Universitäten durch Studien, deren Vielseitigkeit oder Allseitigkeit die menschlichen Kräfte übersteigen, jede Lebensfrische aufzehren, den Blick des Menschen beengen, anstatt ihn zu erweitern, und diesen mit einem solchen Wust von Wissenschaft überladen, daß er wirklich vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht.

Fast alle jungen Leute, die sich dem Beamtenstande widmen, müssen sich behufs Bestehung ihrer weitläufigen Examina, bei welchen sie de omni scibili et de quibusdam aliis befragt werden, dermaßen anstrengen, daß sie diese Periode ihrer Laufbahn fast als eine lebensgefährliche betrachten. Sind sie nun aber einmal in den Beamtenstand eingetreten, dann fängt erst ihr Elend an; denn sie werden durch die Strapazen einer Verwaltung, welche mehr als eine andere in der Welt der Vielschreiberei huldigt, welche Alles wissen, Alles regieren, Alles ordnen will, fast zu Tode gequält.

Ich bemühte mich hauptsächlich zu untersuchen, welchen Einfluß der vielgepriesene preußische Unterricht auf die unteren Klassen ausgeübt hatte; und ich war nicht wenig erstaunt, als ich entdeckte, daß diese letzteren in jeder Beziehung hinter den mit unendlich weniger Schulbildung versehenen unteren Klassen in Frankreich zurückstanden. Es war gerade in Berlin, und bei Veranlassung der Beobachtungen, welche ich über diesen Gegenstand anstellte, daß ich mich in Gedanken vertiefte, die in mir jedesmal aufgetaucht waren, wo ich das Zeitalter Voltaire's und der französischen Revolution

studirt hatte. Voltaire und die Revolution fanden beide die Kirche als alliirte des Despotismus, wo nicht als dessen Dienerin. Der Kampf gegen diesen wurde also zu gleicher Zeit gegen jene gerichtet. Die Kirche hatte sich im Dienste des Despotismus und in dessen nächster Umgebung allmählich in ihren Vertretern entsittlicht. Die Lehrer desselben Evangeliums, welches mehr, als tausend Voltaire's und Rousseau's hätten thun können, für die Rechte des Menschen gewirkt hatte, wurden neben den Missethätern des Despotismus an einen und denselben Pranger gestellt. Ich konnte bei dem Durchblättern der Angriffe Voltaire's auf die Kirche nicht vergessen, daß Fénélon in Frankreich das Licht gesehen und unzählige Nachahmer gefunden hatte; und die Gräuel, die in der Vendée im Namen der Revolution verübt wurden, hatten mich immer empört. Diese Anhänglichkeit einer ganzen Bevölkerung an ihre Hirten konnte ich unmöglich von der Verdummung derselben herleiten. Ich glaubte der Wahrheit näher zu kommen, indem ich mir den Klerus der Vendée als fern vom Hofe wirkend und dessen verderblichem Einflusse fremd vorstellte, und fand es auch natürlich, daß derselbe gegen die Mörder des besten Königs eiferte, das Volk gegen den Terrorismus zu den Waffen rief.

In Paris und Versailles standen sich Adel und Bürgerthum schroff gegenüber, in der Vendée dagegen hatte die Religion das Verhältniß der oberen zu den unteren Klassen zu einem patriarchalischen gestaltet, so daß die Hingebung dieser für jene sich leicht erklären läßt.

Das alles kam mir in Berlin lebhaft in den Sinn. Ich vermißte allenthalben jenes Band der Liebe, mit welchem die Religion so herrlich die unvermeidliche Verschiedenheit der gesellschaftlichen Abstufungen umschlingt. Ich vermißte jenen Trost und jene Erhebung des menschlichen Herzens in den unvermeidlichen Drangsalen des Lebens. Das Formelle war im Ueberfluß vorhanden, an Geist und Wahrheit aber überall Mangel.

Die Vereinigung von Staat und Kirche hatte in Deutschland wie in Frankreich dieselben traurigen Folgen gehabt! In Deutschland war sie durch die Reformation den Dynastien untergeordnet, in ihre Abhängigkeit verfallen, in Frankreich hatte sie, in ihrer Allianz mit dem Despotismus, ihre Würde, ihre Achtung eingebüßt, allein die menschliche Natur läßt sich nicht ihre Rechte nehmen. Was im menschlichen Herzen dem Unerfaßlichen, dem Unergründlichen im Menschen und in der Natur entspricht, gibt sich kund in einem anderen, fremden Gebiete, wenn es vom rechtmäßigen verdrängt wird. Was wären die reichen Blüthen des Gemüthes ausserhalb des religiösen Gebietes anders, als die Manifestation jenes Bedürfnisses einer höheren Entwickelung, überall wo die formelle Religion demselben keine hinlängliche Nahrung gewährt?

Ich blieb zwei Monate in Deutschland und gelangte dort zur Ueberzeugung, daß m e i n Deutschland, das Deutschland, was ich von meinem Zimmer aus kennen lernte, einen gar grellen Kontrast zu dem wirklichen bildete. Goethe's, Schiller's, Kant's, Hegel's Schriften, waren Früchte der Tole-

ranz, denn die Verwirklichung der darin enthaltenen Grundsätze, hätte schnurstraks eine radikale Revolution in Deutschland nothwendig gemacht.

Daß ich mich in dem Deutschland der heiligen Allianz, in dem Deutschland des deutschen Bundes unbehaglich fühlte, wird wohl Niemanden befremden. Indessen war es mir nicht entgangen, daß unter der Schicht der verfaulten officiellen Welt, mit ihrer lächerlichen Titulatur, mit ihren verschmitzten Diplomaten und ihrem entwürdigenden Servilismus, sich eine neue Schicht bildete, welche unter dem Einflusse eines unaufhaltbaren Fortschrittes einst schöne Früchte zu tragen versprach. Als ich später nach Deutschland zurückkehrte, hatte die gesunde kernige Volks-Schicht sich schon an allen Ecken und Enden durch die verfaulende feudale Schicht hervorgewühlt. Leider wurde in letzterer Zeit ihr Prozeß durch vulkanische Ausbrüche gestört. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß derselbe sich mit verjüngter Kraft bald fernerhin entwickeln werde.

XXII.

Ich kann nicht sagen, daß ich an Erfahrungen viel reicher nach Paris zurückkehrte. Ich war damals mit meiner Reise so unzufrieden, daß ich das Deutschland, welches ich gesehen, über das Deutschland, wie ich es aus meinen Büchern im Herzen trug, zu vergessen suchte. Ich wollte nach den vollendeten vierten Studienjahre über England nach Belgien wie-

verkehren, und verwendete jetzt alle meine Mussestunden auf die ältere und neuere englische Literatur.

Einige Tage, bevor ich die herrliche Hauptstadt Frankreichs verlassen sollte, fühlte ich einen unwiderstehlichen Drang, noch einmal alles das wiederzusehen, was mich so oft gefesselt, die vielen Orte zu besuchen, an welche sich die Erinnerung schöner Stunden knüpfte. Ich war am Vorabende meiner Abreise ganz früh aufgestanden, um von den Thürmen der Notre-Dame noch einmal den Anblick von Paris im Glanze der Morgensonne zu genießen. Dem leiblichen Auge bietet das Panorama von Paris ein Schauspiel dar, welches seines gleichen in der Welt nicht hat; dem geistigen Auge aber eröffnet es ein Feld, welches man vergebens zu messen sucht. Hier war der Schauplatz des Zeitalters Ludwig's XIV. Von hier aus verbreitete sich das ansteckende Beispiel des Despotismus über die Welt. Aber auch von hier ging der Sturm aus, welcher den Despotismus in seinen Grundfesten erschütterte. In diesen Mauern wurden einst die Monarchen vergöttert, und in diesen Mauern fiel ein Königshaupt. In diesen Mauern erlitt die Monarchie die größte Schmach, die je eine irdische Größe ertragen hat. Und als Napoleon die Revolution wie ein halsstarriges Roß gebändigt, führte er das Zeitalter Ludwig's XIV. zurück, und Notre-Dame begrüßte den Cäsar der neueren Zeit als Kaiser in seinen Mauern, und nachdem Napoleon durch die öffentliche Meinung noch mehr als durch die Katastrophe Moskaus gefallen war, trat die Bourgeoisie auf, um jene Rechte in Anspruch zu neh-

men, für welche ihre Väter während der Revolution gekämpft, welche sie mit ihrem Blute besiegelt hatten. Und jetzt herrschte die Bourgeoisie allgewaltig in diesen Mauren mit einem König an ihrer Spitze, den sie sich selbst gegeben hatte, und was wird später kommen? dachte ich bei mir selbst.

Es war mir immer unheimlich zu Muthe gewesen beim Anblick des Gebäudes, welches Louis Philipp mit so viel Mühe und Geschick nach dem Jahre 1830 aufgeführt. Es fehlte das Cement, das die Steine zusammengehalten hätte, und wer konnte das liefern? Nur eine Gewalt, die Kirche. Aber ihre Vertreter gehörten leider noch größtentheils dem Legitimismus an, und der Klerus hatte durch die mit Recht oder Unrecht verrufenen Jesuiten, deren Einfluß unter Karl X. so lange grassirt hatte, und welcher die Zielscheibe der Opposition der populärsten Männer Frankreichs gewesen, das Zutrauen des Volkes eingebüßt.

Ludwig Philipp war genöthigt gewesen, das verächtliche Polizeiwesen zu erhalten, welches ein argwöhnischer Despotismus erzeugt und in Frankreich zu einer Höhe ausgebildet hat, wie in keinem anderen Staat auf Erden. Diese Einrichtung ist es gerade, welche den ganzen Beamtenstand in den Augen des Volkes herabgewürdigt hat, so daß man sich schämte, für die Regierung Partei zu nehmen und immer fürchtet, in den Verdacht zu kommen, ein Mouchard zu sein.

Es war mir klar geworden, daß die Dynastie Ludwig Philipp's und die Herrschaft der Bourgeoisie nicht das letzte

Wort jener unberechenbaren Bewegung war, welche im Jahre 1789 in Frankreich zur Erscheinung kam, und ich nahm von der Hauptstadt mit der Ueberzeugung Abschied, daß der Bürgerkrieg nicht zum letzten Mal 1830 die Straßen mit Blut gefärbt hatte.

XXIII.

Ich werde nie die freudige Ueberraschung vergessen, die ich empfand, als ich nach einer stürmischen Fahrt in Dover gelandet, mich plötzlich in eines jener niedlichen Zimmer versetzt sah, wie man sie außer England nur in Holland findet. Haben die Engländer das von den Holländern, oder diese von jenen gelernt? Das Klima und das Meer werden wohl die Schule dieser Reinlichkeit, dieses Comforts gewesen sein. Das Leben in England und Holland wäre eine Hölle, wenn uns nicht nach einer mühseligen Seefahrt die Bequemlichkeiten des Lebens im gemächlich eingerichteten Hause erwarteten.

Dover ist eine kleine hübsche Stadt, wo ich bereits nach einem Aufenthalt von einigen Stunden in jedem Menschen einen Spitzbuben zu sehen wähnte, so unverschämt kamen die Forderungen mir vor, welche man an meinen Beutel stellte. Ich wußte sehr gut, daß England andere Preise als Frankreich hatte, aber auf eine solche maßlose Prellerei, wie sie in Dover stattfindet, hatte ich mich doch nicht gefaßt gemacht. Dover besitzt ein altes Schloß, in dessen Räumen sich eine Menge langbeiniger Rothröcke eingenistet haben, welche mir alle Freude an der ehrwürdigen Ruine verdarben. Die Eng-

länder haben mit dem Namen Shakespeare die Klippe bei Dover belegt, welche in des unsterblichen Dichters King Lear eine Rolle spielt. Man genießt von dort aus eine herrliche Aussicht.

Die gothische Krankheit, welche, Dank Walter Scott und Byron, einige Zeit in England ihr Wesen trieb, hat auch hier deutliche Spuren zurückgelassen. Ich entdeckte eine Menge gothischer Häuser, höchst unzweckmäßig und geschmacklos gebaut. Die Chinesen hätten es nicht besser und auch nicht schlechter thun können.

Ich fuhr über Canterbury nach Ramsgate, um den großartigen Anblick der Themse zu genießen. Die gothische Kirche von Canterbury ist ein Wunderwerk. Es ist jetzt ein protestantisches Bethaus. Die gothischen Kirchen in protestantischen Händen sind mir immer vorgekommen wie Leib ohne Seele; und diese Niobe's des Christenthums erweckten von jeher in mir ein Gefühl unaussprechlicher Wehmuth.

Auf der Fahrt von Ramsgate nach London, geht es an Woolwich vorbei, an jenem Hauptlagerplatz der Kriegsvorräthe Englands. Hier liegen zu hunderten die ehernen Schergen schlagfertig, welche so beredt den Egoismus der englischen Politik unterstützen. Hier liegt das Geheimniß des englischen Einflusses verborgen, und dort ein wenig weiter liegt Greenwich, die Invaliden-Stadt, welche uns das Budget von Woolwich vorführt, welche uns erklärt was die englische Politik des letzten halben Jahrhunderts an Armen und Beinen gekostet hat.

Doch was wölbt sich dort am Horizont über einem Wald von Giebeln? Es ist St. Paul, die Parodie St. Peters in Rom. Es ist London! Es ist der wahre Muttersitz des Protestantismus und des Welthandels. Ich darf das Wort nicht aussprechen, mit welchem die Fanatiker des Protestantismus Rom und das Papstthum bezeichneten; wer aber London kennt, wird urtheilen, auf welche von beiden Hauptstädten der energische Fluch der protestantischen Fanatiker am besten paßt. Ob es an der Tiber oder an der Themse ist, daß die harlot sitzt who drinkt the cup of abomination.

London ist keine Stadt, es ist eine Welt, das fühlt man schon, während sich das Schiff in seinem riesigen Hafen durch tausend und abermals tausend Fahrzeuge einen Weg zum Landungsplatze bahnt. Das Zollamt giebt gleich beim Eintritt in das vereinigte Königreich eine geringe Idee von den liberalen Grundsätzen der Regierung. Nirgend wird eine solche Strenge auch gegen die geringsten zollpflichtigen Gegenstände entwickelt. Dagegen aber ist das Benehmen der Beamten human und zuvorkommend. Ich bin kaum angelangt, als ich schon wieder eine neue langwierige Reise antreten muß: von dem Zollamte nach meinem Gasthofe. Ich fahre eine ganze Stunde und dann bin ich erst in der Mitte der Stadt, in Leicestersquare, wo ich zu wohnen beabsichtige. Von dort bis zur Post braucht man zu Fuß drei Viertel Stunden!

London ist gewiß eine großartige schöne Stadt, und doch könnte ich mich nicht entschließen, dort zu wohnen, selbst nicht als Lord Kanzler von England.

Die Beschreibungen des Elends und der Entsittlichung, die in dieser Weltstadt zu Hause sind, waren mir beim Lesen mährchenhaft vorgekommen. Ich fand sie durch die Wirklichkeit weit übertroffen. In Paris ist auch Elend, ist auch Entsittlichung vorhanden, aber da sind noch Stufen bis zum Aeußersten zu ersteigen. In London ist die höchste oder die niedrigste Stufe der Entartung erreicht, und man fürchtet jeden Tag, jede Stunde das Mene Tekel Upharsin vollbracht zu sehen, welches in dem furchtbaren Schicksal von Hunderttausenden beschlossen liegt, die inmitten eines unermeßlichen Reichthums, unverschuldet dem Hunger, dem Elend und der moralischen Knechtschaft, welche beide nach sich ziehen, Preis gegeben sind. An jedem Palaste, an jeder jener vergoldeten Burgen, welche der exclusive Engländer gegen alles errichtet, was in den Kreis seiner Vorurtheile nicht paßt, glaubte ich in glühenden Buchstaben die verhängnißvollen Worte geschrieben zu sehn, welche Belsazar in seiner Halle erschütterten.

Meine pariser Freunde hatten mir Schreiben mitgegeben, die mir die Thüren jener Paläste öffneten, deren Pracht die Einrichtungen von „Tausend und einer Nacht" hinter sich lassen. Was nutzte es aber, wenn ich inmitten dieses fabelhaften Glanzes und Comforts an die Unglücklichen zurückdachte, die nicht einmal einen Stein haben, wo sie das Haupt hinlegen könnten! Dieser Gedanke mischte Gift in jeden Becher der Freude, den mir mein Aufenthalt in London darbot.

Auf die Gefahr hin, in den Verdacht einer gewissen Neigung zum Paradoxen zum kommen, muß ich bekennen, daß ich

im englischen Volke alle Fehler gefunden habe, von denen es sich frei dünkt, und keine von den Tugenden, von den Vorzügen, welche man ihm andichtet. Die Engländer wähnen sich frei, während sie doppelte Fesseln tragen, die einer aristokratischen Verfassung und die ihrer Vorurtheile. Die Engländer werfen den Franzosen Affectation vor, während gerade bei ihnen auch keine Spur von Natürlichkeit zu entdecken ist. Alles ist geheuchelt, alles erkünstelt, in der Religion, wie in den Sitten, und ihre politischen Einrichtungen beruhen fast alle auf Fiction. Die Engländer lachen die Franzosen aus wegen ihrer Prunk- und Uniformsucht, und nirgend wo ist der Mißbrauch des bunten Rocks so vielfältig, als in England. Als Beispiel will ich nur den Aufzug des Lord Mayor anführen.

Doch wer den Contrast der jetzigen englischen Zustände mit den Zeiten vergleichen will, wo dieselben natürlich, ungeheuchelt, ungekünstelt waren, der lese Shakespeare in mitten des modernen Londons, er lese Sterne und die wenigen gleichzeitigen, ihm geistesverwandten Schriftsteller und wenn er dann den Ursachen des Abstandes nachforscht, welcher zwischen jenen Schriftstellern, die doch die unmittelbarsten Vertreter der Gesellschaft ihrer Zeit sind, und den jetzigen Zuständen herrscht, der wird finden, daß sie in der Isolirung Englands vom Continent liegt, in der allmählichen Verknöcherung der Gesellschaft durch einen lieb- und leblosen Protestantismus, im Verband mit den aristokratischen Ueberlieferungen und dem Egoismus eines seine Ursprünge verläugnenden Handel- und Industriestandes. Zu Shakespeare's Zeiten war jener freiere

jovialere Geist, den der Katholicismus den Völkern verleiht, noch nicht aus der englischen Nation gewichen. England stand noch immer in Berührung mit Frankreich. Zu Sterne's Zeiten wurde es doppelt angeregt, durch seine Kriege auf dem Continent und durch das Aufblühen der Philosophie, welche den Sauerteig des Protestantismus wieder etwas umrüttelte; seitdem aber sank es von Jahr zu Jahr immer tiefer in die geistige Verdumpfung hinab, die mit dem jetzigen Zustande ihren Höhepunkt erreicht hat. Auch sehen wir in letzterer Zeit manche Bestrebung, um aus derselben heraus zu kommen, unter anderen den Puseyismus.

Ich habe früherhin bei Deutschland bemerkt, daß das Gemüth, wenn es in der Religion keine Nahrung findet, auf anderem Wege das Bedürfniß der Offenbarung sucht. Allein auch das zu unterdrücken, ist dem Protestantismus und der Etiquette der aristokratischesten Verfassung jenseits des Kanals gelungen. Die englischen Frauen — ich spreche von der unermeßlichen Mehrheit — sind unter dem Druck jener beiden Gewalten, in Bezug auf das Herz, zu wahren Mumien geworden.

Dieser Mangel an Gemüth zeigt sich aber vor allem in der englischen Politik, der verabscheuungswürdigsten, die es je gegeben hat. Und wenn Napoleon auf ein wahres bleibendes Verdienst bei den Nachkommen aller Zeiten Anspruch zu machen berechtigt ist, so ist es, weil er sich zum unversöhnlichen Feinde dieser Politik aufgeworfen hat. Wer etwa glauben könnte, England hätte aus Menschenliebe die Abschaffung des

Sklavenhandels betrieben, ist im größten Irrthum begriffen. Man vergegenwärtige sich die Opiumfrage! Aber es lag in seinem Interesse die Chinesen zu vergiften und es zögerte keinen Augenblick, es lag in seinem Interesse, die französischen und südamerikanischen Zuckerpflanzungen zu Grunde zu richten, auf dem Meere, unter dem Deckmantel des Untersuchungsrechtes seine Suprematie zu erhalten, und es nahm die armen Neger unter seinen Schutz. Fern sei es übrigens von mir, mit den Trägern einer machiavellistischen Politik jene Engländer zu vergleichen, welche es aus wahrer Menschenliebe, mit der Durchsetzung des von der Regierung aufgestellten Grundsatzes, redlich meinen.

Wer sich durch den Schein eines großen Wohlstandes, durch den Schein der Freiheit, durch den Schein der Frömmigkeit, durch den Schein der Sittsamkeit nicht bestechen läßt, kann unmöglich aus England mit freudigen Erinnerungen scheiden.

Als ich das Dampfboot bestieg, welches mich zurück in das Vaterland führen sollte, begriff ich, warum Byron so bitter gegen die englische Gesellschaft gewesen war.

Schottland ist, trotz seiner presbyterischen Kirche, schon ein ganz anderes Land. Die Ueberlieferungen haben dort noch eine gewisse Poesie erhalten. Aus England wäre nie ein Walter Scott hervorgegangen! Da wir vom Mittelalter sprechen, so muß ich noch erwähnen, wie die Engländer mit demselben umspringen. Der ehrwürdige Londoner Tower ist unter ihrer restaurirenden Hand zur Karikatur geworden;

und um London kann man Meilen weit die unsinnigsten gothischen Machwerke anstaunen. Von dem Mangel an Kunstsinn der Engländer reden, wäre Wasser nach dem Meere tragen.

Wie die staatswirthschaftlichen und socialen Fragen zur Lösung kommen werden in dem Lande, wo sie am verwickeltsten sind, mag Gott wissen, und mögen sie ohne eine allgemeine Katastrophe sie finden! Es arbeitet Tag und Nacht im englischen Reiche eine Maschine, welche die Kraft der Titanen aus der Mythe geerbt zu haben scheint. Diese Maschine heißt: Production. Sie setzt gewaltig ihre Arbeit fort, unbekümmert, ob sie in ihrer Bewegung Tausende von menschlichen Wesen zermalmt. Die sie belebende Kraft aber heißt: der stolze unerbittliche Egoismus Englands.

Ich habe keine Reisebeschreibung liefern, ich habe bloß die Resultate meiner Beobachtungen während meines dreimonatlichen Aufenthaltes in England niederschreiben wollen. Zu welchem Zwecke, wird die folgende Abtheilung meines Albums darthun.

Da ich nur die Vorhalle von Holland gesehen, und es mir doch höchst interessant erschien, das Land kennen zu lernen, mit welchem Belgien fünfzehn Jahre lang in einem und demselben politischen Bunde gelebt hatte, trat ich meine Rückreise über Rotterdam an.

Man erklärt sich leicht das ganz eigenthümliche Wesen Hollands, wenn man aus England kommt. Die Geschichte beider Völker ist fast in jeder Hinsicht dieselbe. Der Aufstand

der Niederlande gegen Spanien war nicht allein ein religiöser, sondern auch ein nationaler. Er endigte im Süden mit der Unterwerfung, im Norden mit der Befreiung Niederlands. Der Süden war mit vielen Interessen an Spanien und an die katholische Welt gekettet. Nicht so der Norden, welcher durch ein seefahrendes Volk bewohnt, in den Spaniern, die gleichfalls auf dem Meere mächtig waren, Nebenbuhler erblickte, deren Schwäche und Fehler er bald auszubeuten wußte. Die Befreiung Nord-Niederlands, seine Unabhängigkeit und der geistige Aufschwung, welcher daraus hervorging, gab sich in allen Zweigen der menschlichen Thätigkeit kund. Das kleine Völkchen spielte eine ungeheuere Rolle in den Angelegenheiten Europa's. Es kam aber eine Zeit, wo jener Geist ermattete, jene Schwungkraft von ihm wich, und es unterlag in dem Kampfe, welchen ihn seine ehemalige Rolle auferlegte. Die oranische Dynastie erhob sich auf den Trümmern der Republik und von den unteren Klassen getragen, welche in den Oraniern einen Hort sahen gegen den Uebermuth der Oligarchie. Familienverbindungen mit Preußen führten die unselige Intervention desselben in Holland herbei, und brachten das Haus Oranien um seine Popularität, welche es erst später durch den Druck des französischen Joches wieder gewann. Wie traurig auch die Folgen dieser Maßregel waren, muß ich doch offen bekennen, daß die Vereinigung von Nord- und Süd-Niederland den Diplomaten des Wiener Congresses, unter Berücksichtigung der damaligen Verhältnisse, ziemlich nahe gelegt wurde.

Frankreich zu vergrößern, konnte ihnen nicht einfallen. Eine Wiedervereinigung Belgiens mit Oesterreich mußte als ganz unmöglich erscheinen und Holland, oder um besser zu sagen, seine Dynastie sollte wegen des Verlustes der Colonieen entschädigt werden. Demnach also wurde Wilhelm I. der erste König der nach fast dreihundertjähriger Trennung abermals vereinigten Niederlande.

Als ich die Straßen von Rotterdam, vom Haag, von Amsterdam durchstrichen, als ich in den unteren Klassen dieselbe Verderbtheit, in den mittleren dieselbe Verknöcherung, in den höheren dieselbe Heuchelei, in allen dieselbe Gemüthlosigkeit wie in England vorgefunden, begriff ich wie ein Fürst, der über dieses Land regiert hatte, in den Ideen und in der Politik desselben groß gezogen war, so unverzeihliche Fehler gegen den Charakter der Belgier begehen konnte. Die Belgier waren unter der französischen Herrschaft reich, die Holländer unter derselben arm geworden. Grund genug, daß jene die französischen Einrichtungen lieb gewannen, während diese sie haßten.

Wilhelm I. glaubte sich die Erfüllung einer doppelten Aufgabe zum Ziele stecken zu müssen. Eine Barriere zu Gunsten der heiligen Allianz zu errichten und die Interessen seiner Dynastie zu befördern. Diese aber dachte er sich im innigsten Zusammenhange mit dem Protestantismus, und da seine Absichten sich gleich Anfangs kund gaben, stieß er auch gleich Anfangs auf einen doppelten Feind: den Adel und den Klerus, dem sich auch bald, Dank der unpopulären Mahl- und

Schlachtsteuer, das Volk anschloß. Das alles hindert uns aber nicht das Gute anzuerkennen, welches Wilhelms des ersten Regierung in Belgien gestiftet hat; wir wollen es sogar gern seiner Erziehung Rechnung tragen, daß er den belgischen Genius verkannte.

Belgien haßte nicht bloß die Regierung Wilhelm's, es haßte die Holländer und es haßte sie in ihrem steifen bureaukratischen Wesen, in ihrer entwürdigenden Heeresdisciplin, in ihrem fiscalischen Geiste, in der Suprematie, welche sie gegenüber einem Volke beanspruchten, welches ihnen in fast jeder Hinsicht überlegen war, wie es sich nach der Revolution an allen Ecken und Enden herausgestellt hat, und hauptsächlich darin seinen Beleg findet, daß Holland seine südlichen, so lang verkannten Brüder jetzt bewundert und beneidet!

IV.

Belgien seit der Revolution.

IV.

Belgien seit der Revolution.

I.

Ich hatte von meinem Vaterlande in den vier Jahren meiner Abwesenheit wenig oder gar nichts erfahren. Meine Schwester schrieb mir nur selten: Berichte über Heirathen und Sterbefälle und was sonst noch ephemere Blasen erzeugt auf der todtstillen Wasserfläche einer kleiner Stadt. Mein Oheim schrieb noch seltener, aber immer sehr ausführlich und trotz ihrer hundertmal gehörten Moralpredigten waren seine Briefe mir immer willkommen; ich konnte nicht umhin, mit Dank und Pietät diese Zeugen der innigsten Theilnahme aufzunehmen, welche der vortreffliche Mann aus der Ferne an meinem Glücke nahm.

Ich las fast nie die belgischen Zeitungen, die mir so nicht gebracht hätten, was ich hätte wissen mögen; so daß mir auf dem Rückwege zu Muthe war, als ob ich nach einem neuen Lande reiste. Ich hatte Zeit genug mich ungestört den Gedanken hinzugeben, welche die Heimkehr nach so langer Abwesenheit in mir erweckte. Zumal auf der Haide zwischen

Breda und Antwerpen, die mir um so ausgedehnter erschien, als unsere Pferde den Gewohnheiten des Landes, aus welchem wir kamen, bis zum letzten Augenblick treu blieben.

Was waren für Belgien die Folgen der Revolution gewesen? Hatte die neue Verfassung es wirklich beglückt, oder waren etwa durch dieselbe schönere Elemente, als die sie schaffen konnte, zu Grunde gegangen? Wie sah es mit den Zuständen aus, in welchen ich mich in meiner Jugend so glücklich gefühlt? Hatte die goldene Einfalt nicht Platz gemacht der sogenannten Aufklärung der Zeit? Hatte die Revolution mit einem Wort, nicht das Kind mit dem Bade verschüttet? Auf diese und ähnliche Fragen sollte ich nun bald die Antwort erfahren, und ich kann wohl sagen, daß ich derselben in banger Erwartung entgegensah.

Es war spät am Abend, als ich das Haus des Oheims wiedersah. Hier wenigstens hatte sich nichts geändert. Nur am Tische war ein Platz leer geworden. Meine älteste Tante war das Jahr vorher in einem hohen Alter zu Grabe gegangen. Ich konnte mich einer stillen Thräne, die ihrem Andenken galt, nicht erwehren und da alle in mein Gefühl einstimmten, wurde der erste Abend meiner Wiederkunft sehr ernst begangen. Des andern Morgens schloß ich mich mehrere Stunden mit meinem Oheim in den stillen Räumen seiner Bibliothek ein. Unser Gespräch, einige Besuche in der Stadt und der Anblick der Straßen bewiesen mir, daß sich hier alles sehr verändert hatte.

II.

Es sind jetzt viele Jahre seit meiner Heimkehr verstrichen, und ich habe jeden Tag, jede Stunde derselben dem Studium der Verhältnisse meines Vaterlandes gewidmet. Das kleine Ländchen, dessen Fortbestehen man Anfangs in Zweifel zog, stehet jetzt einiger und kräftiger da, als irgend ein Staat in Europa. Seine Verfassung, welche von manchen als ein halsbrechendes Wagestück betrachtet wurde, wird von den Völkern als Muster aufgestellt. Das Land, auf welches man lange Zeit, als auf ein ungesetzmäßiges Mitglied der europäischen Familie mit Geringschätzung herabgeblickt, trotzt jetzt dem Bestande der legitimistischesten Staaten der Welt. Dieser weiland verrufene Heerd revolutionärer Grundsätze und Einrichtungen hat sich als das Ideal eines conservativen Staates bewährt, inmitten eines Sturmes, von dessen Folgen kein anderes auf dem Festlande frei geblieben.

Es wird wohl der Mühe lohnen, zu untersuchen, wie diese Wunder möglich wurden. Man würde sich sehr irren, wenn man die Ursachen davon in dem neunzehnjährigen Bestande der belgischen Verfassung suchen wollte. Es haben Jahrhunderte dazu gehört, um die Saat zu säen, welche während der verflossenen neunzehn Jahre so herrlich aufblühte und jetzt eine so gesegnete Ernte darbietet.

Die belgische Verfassung datirt sich nicht von 1830. Dieselbe war blos ein Protocoll über Freiheiten, die seit uralter Zeit in dem belgischen Boden wurzelten, und die keine Fremd-

herrschaft auszurotten vermocht hatte. So zum Beispiel war der Kampf des Bürgerthums gegen die Feudalität schon seit Jahrhunderten ausgefochten, bevor er in England und in Frankreich zur blutigen Entscheidung kam. Der Bauer war in die Städte gezogen, wo er sich durch Handel und Industrie geadelt und von wo aus er die erworbenen Rechte auf seine, auf dem platten Lande zurückgebliebenen Brüder ausdehnte, so daß die Leibeigenschaft in Belgien bereits zu den Mythen gehört. Die Belgier besaßen längst ihre Charten, ihre Privilegien — wie sie merkwürdiger Weise ihre Freiheiten nannten — bevor Frankreich für die seinige den Kampf gegen die ganze alte Welt aufnahm. Die Verfassung von 1830 lag seit Jahrhunderten in dem belgischen Charakter, in den belgischen Sitten. Sie erhob bloß die Gewohnheiten, die Ueberlieferungen des Landes zum Grundgesetze seiner neuen Existenz im europäischen Staatenverband. Man kann dies nicht genug wiederholen, damit man nicht etwa glaube, jedes beliebige Land könne durch die belgische Verfassung von 1830 zu einem Belgien umgeschaffen werden.

Man erlaube mir im Vorbeigehen durch eine, von einem Augenzeugen mir überlieferte Anekdote zu illustriren, wie dieses Bewußtsein seiner Freiheiten und Privilegien zu allen Zeiten im belgischen Volke gelebt. Als Dumouriez, von dem man doch wußte, daß er nicht spaßte, in Löwen einzog, ließ er die Bürgerschaft auf die französische Verfassung schwören. Da erscholl auf einmal aus einer Gruppe schlichter Notabeln der Ruf: nous jurons le maintien de nos chartes et

privilèges! worauf Dumouriez auf die Leutchen mit den Worten losstürzte: Taisez vous J.... F.....s, ou je vous casse la mâchoire.

Und wenn wir in die älteren Zeiten zurückgehen, finden wir da nicht überall Spuren jenes Geistes, welcher die belgische Verfassung von 1830 belebt. Suchte nicht der allmächtige Karl V. sich in jeder Weise die Liebe der auf ihre Freiheit stolzen Belgier zu sichern? Süd-Niederland ist in dem Kampfe gegen Philipp II. katholisch geblieben; allein hat man nicht mit demselben den Compromis treffen müssen, der in der versöhnenden Herrschaft des Albertus und der Isabella seinen Ausdruck fand?

Wir wollen von der alten brabanter Revolution nicht reden, obschon dieselbe in manchen Stücken die Spuren jenes edlen Unabhängigkeitsgeistes zeigte.

Andererseits aber hat man vergessen oder nicht genug beachtet, daß Belgien sich bei der französischen Revolution gar nicht betheiligt hat. Die unermeßliche Mehrheit des Volkes verabscheute sie, und wäre nicht die Invasionsarmee gewesen, unter deren Schutz die Hefe des Volkes die pariser Saturnalien parodirte, so wäre Belgien, gegenüber dem Frankreich von 1793, eben so ruhig geblieben, wie den Ereignissen von 1848 gegenüber.

Im Jahre 1830 aber sehen wir auf's neue den uralten Freiheitssinn der Belgier sich regen. Die Katholiken schütteln das Joch einer Regierung ab, welche sich in einer unbesonnenen protestantische Propaganda ergehet. Die Liberalen lehnen sich

auf gegen die heilige Allianz-Politik der Oranier, das biedere freisinnige Volk gegen eine Bureaukratie, welche sich nicht schämt, öffentlich mit Aemtern und Würden zu handeln, deren Zweck es zu sein scheint, das gutmüthige Volk auf alle Weise um seine Langmuth zu bringen.

III.

Der belgische Klerus hatte unbedingt zum Sturze der holländischen Regierung in Belgien am meisten beigetragen. An die Oberaufsicht über ihre Landeskirche in Nord-Niederland gewöhnt, hatte dieselbe die katholische Kirche in Süd-Niederland gleichfalls unter ihre Suprematie bringen wollen, eine Bestrebung, welche Joseph II. schon früher so theuer zu stehen gekommen war.

Der Kampf des Klerus gegen die Regierung übte auf jenen einen höchst nachtheiligen Einfluß aus. In Zeitungen, in Flugschriften, auf der Kanzel wurde eine Polemik geführt, welche täglich an Bitterkeit zunahm, und bei welcher die Geistlichkeit jene Sanftmuth, jenen versöhnlichen Geist einbüßte, welche die schönsten Zierden dieses Standes sind, und durch welche der belgische Klerus sich früher sehr vortheilhaft ausgezeichnet hatte.

Die Katholiken gingen auf den Vorschlag Potter's ein, unter einer gemeinsamen Fahne gegen die holländische Dynastie zu kämpfen, kaum aber war, Dank dieser Eintracht, der Sieg errungen, als die beiden Parteien sich trennten und ei-

nen Streit anfingen, der bis auf den heutigen Tag noch nicht geschlichtet ist, und bei welchem wir, als bei dem wichtigsten Ereignisse der belgischen Geschichte seit der Revolution länger werden verweilen müssen.

Wenn wir, die Parteinahme aufgebend, auf den Grund dieses Kampfes selbst gehen, und auf die Prinzipien, welche denselben bedingen, so finden wir, daß es keine anderen sind, als diejenigen, welche sich auch in Deutschland, in Frankreich, in England unter anderen Namen und Gestalten feindlich gegenüber stehen. Mit einem Worte, der Kampf zwischen den Katholiken und den Liberalen in Belgien, ist nichts anderes, als der alte Streit zwischen Staat und Kirche, der von dem Gebiete der Theologie auf das der Politik hinüber gespielt wurde.

Der Druck, welcher auf dem Unterricht und dem Kultus während der Regierung Wilhelms gelastet, mußte von selbst, sowohl mit Zustimmung der Katholiken als der Liberalen, die Klauseln wegen der Freiheit des Unterrichts und des Kultus in die Verfassung bringen, auch gingen die Liberalen ganz unbefangen auf den niedrigen Wahlcensus für das platte Land ein, welcher ihnen nachher so viel zu schaffen machen sollte.

Durch den Wahlcensus begünstigt, konnte der belgische Klerus seinen Einfluß auf die Bauern benutzen, um seine Candidaten in die Kammer zu bringen und von dort her das Land durch sie zu regieren.

Ich bin zu unparteiisch, um zu behaupten, daß jener Ein=

fluß des Klerus und der katholischen Partei überhaupt an sich, ein für das Land verderblicher gewesen wäre, denn es ist während der Zeit, wo die Majorität derselben am Ruder war, manches wesentlich nützliche zu Stande gekommen, allein ihr Hauptfehler und die Ursache ihres Falles war, daß sie die talentvollen Männer von der Verwaltung fern hielt, welche die Opposition gegen die holländische Regierung geführt, und als die Hauptbegründer der wiedergeborenen belgischen Nationalität auf die Lenkung des Staatsruders die begründetsten Ansprüche machen durften. Diese Männer sahen nicht ohne Besorgniß die wachsende Macht des Klerus, sie sahen Gefahren in einem Einfluß, den sie in seinem rechtmäßigen Kreise gewiß begünstigt hätten, den sie aber in der Politik nicht zugeben zu können glaubten.

Zu Ehren der Liberalen sei es aber gesagt, sie haben nie mit anderen Waffen zu kämpfen gesucht, als mit denen, welche ihnen die Verfassung an die Hand gab. Sie haben nie an einer Freiheit verzweifelt, welche manchem vorläufig als ein arger Despotismus hätte vorkommen können.

Leider hatte der Kampf eine sehr traurige Folge, er schmälerte außerordentlich den moralischen Einfluß des Klerus, der im Streite auch nur zu oft die Gränze vergaß, welche der Geistliche, selbst nicht gegen seine Feinde, übertreten sollte. Dazu kam, daß die liberale Partei es nicht verhindern konnte, daß der gesetzmäßige loyale Krieg gegen das politische Uebergewicht des Klerus von Streifzügen begleitet wurde,

welche durch sehr unlautere Persönlichkeiten geführt, nicht immer an der Schwelle der Kirche inne hielten.

Es versteht sich von selbst, daß der Klerus bei seinem persönlichen oft leidenschaftlichen Auftreten in den Wahlen, sich von Seiten jener Leute oft Beleidigungen, sogar Thatsächlichkeiten zuzog, welche die liberale Partei übrigens mit Entrüstung verdammte.

Wir haben uns über den Sieg der Liberalen von Herzen gefreut, nicht als Feind des Klerus, sondern als dessen Freund und weil wir seinen rechtmäßigen Einfluß neu gekräftigt sehen möchten.

Ich sage es aus der innigsten Ueberzeugung: die Zustände, die ich in der ersten Abtheilung dieses Buches beschrieben und die der letzte Nachhall einer Zeit sind, wie Belgien nie eine glücklichere erreichen wird, laufen die größte Gefahr, in dem Kampfe der Katholiken und Liberalen gänzlich zu Grunde zu gehen.

Diese Zustände aber rührten hauptsächlich von dem Einflusse eines Klerus her, der durch keinen Parteikampf erbittert, ungestört seinem gesellschaftlichen Berufe oblag. Einen solchen Klerus wünsche ich für mein Vaterland zurück, und eben weil ein solcher in der Arena politischer Streitigkeiten nicht gebildet werden kann, freue ich mich des Sieges der liberalen Partei, welche ohnmächtig dem rechtmäßigen Einfluß des Klerus Abbruch zu thun, denselben nur vom politischen Kampfplatze fern halten will.

Meine Freude über den Sieg der Liberalen wird übri-

gens vorläufig noch durch die Besorgniß getrübt, daß der Klerus noch nicht zur Einsicht gelangt ist, daß seine wahren Interessen und die der Kirche, die er vertritt, nicht in dem etwaigen Einfluß auf die Verwaltung der weltlichen Angelegenheiten liegt. Sollte aber der Kampf von neuem beginnen, so dürfte der Ausgang kaum zweifelhaft sein, indem in Belgien jeden Tag die Zahl der Katholiken zunimmt, welche glauben, daß die Bestimmung des Klerus keine politische sei.

IV.

Die Freiheit des Unterrichts hatte bereits bald nach 1830 eine Corporation nach Belgien gelockt, welche dort früher das Monopol des Unterrichts inne gehabt, und jetzt unter dem Schutze der Freiheit dasselbe wieder zu erlangen hoffte. Es waren die Jesuiten. Dieser Orden, dessen Thätigkeit hauptsächlich den Kampf für das katholische Dogma gegen Anders-Gläubige galt, schien nicht genug den Umwälzungen Rechnung zu tragen, welche seit seiner Abwesenheit aus diesem Lande sich ereignet hatten. Ihre früher so gepriesenen Anstalten konnten schwerlich noch Schritt halten mit den weltlichen Gymnasien, welche aus Wilhelms Zeiten den Sturm von 1830 überlebt hatten, geschweige denn mit ihnen concurriren. Gern hätten sie sich des höhern Unterrichts bemächtigt, allein sie fanden die katholische Universität bereits im Besitze der günstigsten Stellung, welche eine solche Anstalt in Belgien gewinnen konnte, und so mußten sie sich zu

der Rolle bequemen, welche sie schon früher gegenüber der alten Löwener Universität gespielt, nämlich zu einer feindlich beobachtenden.

Sie waren nicht viel glücklicher als sie ihrer feindlichen Rolle auf der Kanzel Geltung verschaffen wollten. Man war nicht wenig erstaunt, auf einmal über ganz Belgien sogenannte Missionen ausgeschrieben zu sehen, welche darin bestanden, daß in allen Kirchen drei- bis viermal des Tags in einem Tone gepredigt wurde, welcher mit dem des weltlichen Klerus nicht wenig contrastirte. Die französischen Predigten waren gegen die — verdammlichen Lehren und Ideen der Zeit — gerichtet, die flamändischen donnerten gegen die Sittenverderbniß in einer Sprache, über die jeder gebildete Mensch erröthen mußte.

Die älteren Mitglieder des Klerus, welche bis jetzt geglaubt hatten, man müsse durch Sanftmuth, gutes Beispiel und gesunde, in eindringender aber anständiger Sprache vorgetragene Lehren den Sünder in die bessere Bahn zurückzuführen suchen, schüttelten bedenklich den Kopf, während der jüngere Klerus durch den Kampf mit der liberalen Partei aus dem Gleise gebracht, den Jesuiten beipflichtete.

Ich kann indessen versichern, daß das extravagante Auftreten der Patres bei dem besonnenen Belgier mehr Neugierde als Sympathien erweckte. Wenn übrigens die Erscheinung des Jesuiten-Ordens in Belgien in mir eine Besorgniß erregt, so ist es die, daß sie einer Versöhnung der Katholiken und Liberalen Hindernisse in den Weg legen möchte.

V.

Ein Einfluß aber, der mir viel bedenklicher erscheint, als der der Jesuiten, ist derjenige, welchen die politischen Einrichtungen Frankreichs und dessen Literatur auf Belgien ausgeübt haben. Man mißverstehe mich übrigens nicht. Ich liebe das französische Volk, und würde es als das größte Unglück für Belgien betrachten, wenn es je aufhörte, in freundlichen Beziehungen zu demselben zu stehen. Allein Belgien hat gerade von Frankreich den Krebsschaden geerbt, der an dem Herzen dieses großen Landes nagt: die Advokatenherrschaft. Auch hier trifft man in der Kammer und in der Presse eine Menge hohle Schwätzer, die über Alles absprechen, am liebsten aber über das, was sie nicht verstehen, und die in gerader Linie aus der französisch-parlamentarischen Schule herstammen. Glücklicherweise hat unsere Volksvertretung bis jetzt ihnen noch immer eine Mehrheit praktischer Männer entgegengestellt, die ihren Einfluß so ziemlich in Schach hielten, und es ist in Belgien unendlich seltener als in Frankreich der Fall, daß die Kammern sich durch schöne Redensarten zu irgend einer unbesonnenen Abstimmung verführen lassen.

Das rhetorische Element, welches sich unter Ludwig XIV. hauptsächlich ausbildete, unter der Republik aber, Dank den verkehrten Begriffen über die Griechen und Römer, in die Politik und in die Kunst überging, ist unstreitig vorherrschend in den Meisterwerken der französischen Literatur, und diese bilden bis jetzt eine der Grundlagen des belgischen Unterrichts!

Es ist aber ein anderer weit nachtheiligerer Einfluß der französischen Literatur und zwar der modernen romantischen auf die belgischen Zustände zu spüren.

Die spottbilligen Preise, zu welchen der Nachdruck die Produkte jener letzteren im Buchhandel liefert, hatten zur Folge, daß die Werke Sue's, Soulie's e tutti quanti die Geistesnahrung der belgischen Jugend geworden sind. Der Nachdruck bringt zwar auch die ernsteren Werke französischer Schriftsteller, allein die zählen nur wenig Leser und können so nicht gut machen, was die andern verderben.

In Frankreich ist die Lektüre dieser Bücher nicht halb so verderblich; denn jedermann kann die Uebertreibungen stündlich aus eigener Anschauung berichtigen. Nicht so in Belgien, wo die jungen, unerfahrenen Leser und Leserinnen sich die Gesellschaft denken, wie jene gewissenlosen Schriftsteller sie schildern, und sich allmälich in Ideen hineinlenken, die auf ihr ganzes Leben den verderblichsten Einfluß ausüben.

Wie diesem Uebel zu steuern sei, ist nicht leicht anzugeben. Belgien mag Millionen beim Nachdruck gewonnen haben, es hat aber dabei Tugenden eingebüßt, die keine Millionen ersetzen können.

VI.

Es wundert mich, daß die Regierung noch nicht auf den Gedanken gekommen ist, jenem Einflusse auf ihre Unterrichtsanstalten wenigstens entgegen zu arbeiten. Ein vorläufiges Mittel wäre gewesen, das Studium der englischen und deut-

schen Sprache und Literatur für eine Pflicht zu erklären, und die Kenntnisse derselben für die meisten Aemter zu verlangen; eine Forderung, die um so gebilligter erscheinen würde, als Belgien in letzterer Zeit in eben so unmittelbarem Verkehr mit England und Deutschland als mit Frankreich steht.

Die jungen Leute würden in Shakespeare und Schiller lernen, wie man sich ohne Bombast würdig, erhaben ausdrücken kann. Sie würden die Silberminen der französischen Literatur leicht über die Goldgruben der deutschen und englischen, die egyptischen Zwiebeln leicht neben den herrlichen Früchten des gelobten Landes vergessen.

Dieß sind aber auswärtige Gegenmittel, wenden wir uns nun zu denen, welche Belgien in seinem eigenen Schooße besitzt, ich meine diejenigen, welche ihm die Wiederbelebung der National-Literatur an die Hand geben wird. Ich glaube schwerlich, daß der französischsprechende Theil der Bevölkerung durch belgische Erzeugnisse von dem Lesen der französischen abgebracht werden könnte, allein die Zeit ist nicht fern, wo diese von einem ganz anderen Geiste ausgehen werden; dagegen soll es der Regierung eine heilige Pflicht sein, die Wiedergeburt der flamändischen Literatur zu begünstigen.

Es ist in Deutschland viel von einer sogenannten „flamändischen Bewegung" die Rede gewesen, man hat dieselbe von verschiedenen Seiten als eine Annäherung an Deutschland betrachtet und begünstigt. Ein hoher Geistlicher hat sogar die unreifen Erstlinge eines Vertreters derselben in die deutsche Sprache übersetzt. Es ist mir nie eingefallen, bei der

flamändischen Bewegung und ihren Folgen an die Zwecke der Politik zu denken. Die ist dabei wahrlich Nebensache. Es sind hier höhere Interessen im Spiele.

Als die flamändische Bewegung sich in einer vielversprechenden Weise zum ersten Male offenbarte, wurde sie auf einen Augenblick gleichsam vom Klerus begünstigt, indessen war es nur auf einen Augenblick, derselbe mochte wohl geargwohnt haben, daß der Liberalismus durch die flamändische Literatur in die Dörfer dringen würde, und er erklärte sich bald gegen dieselbe, noch später aber suchte er sie zu seinen eigenen Zwecken auszubeuten, und einer ihrer ersten Vertreter bequemte sich zu dessen Dienst.

Ich erinnere mich noch wie der greise Willems sich bitter bei mir über das Benehmen dieser Herren beklagte, ein Benehmen, welches ich ihm übrigens ein Jahr vorher prophezeiet hatte, da es auf der Hand lag, daß der Klerus eine Waffe fürchten mußte, welche eben sowohl für als gegen ihn verwendet werden konnte.

Indessen hatten die Flamänder Vortreffliches geleistet, jedoch mehr in Poesie als in Prosa, wie dies gewöhnlich beim Entstehen oder bei der Wiedergeburt einer Literatur der Fall ist. Unter den Dichtern steht oben an der geniale van Ryswyck, der belgische Beranger, an dessen Grabe wir im tiefsten Schmerze getrauert haben.

Leider richtete der Ehrgeiz einiger Wenigen die schönen Hoffnungen zu Grunde, welche die Vaterlandsfreunde auf die flamändische Bewegung gebaut hatten. Es wurde bald

klar, daß es die Meisten bei der Beförderung derselben nur auf persönliche Zwecke abgesehen hatten. Der eine wollte eine flamändische, vom Staate dotirte Akademie gegründet wissen, um dort den ersten oder den zweiten Platz einzunehmen, der andere wollte sich einen Lehrstuhl der flamändischen Sprache bei irgend einer Staatsuniversität sichern. An einen höheren Zweck dachte fast niemand.

Ich erklärte mich entschieden gegen diese ehrgeizigen Gelüste, in der festen Ueberzeugung, daß die flamändische Bewegung um dauernd zu wirken ganz andere Zwecke als die Erhebung einiger Wenigen verfolgen sollte. Es lag auf der Hand, daß die Flanderer, bei der allgemeinen Bewegung, welche sich in der Welt offenbarte, gleichen Schritt mit den übrigen Völkern halten oder untergehen mußten. Es war sonnenklar, daß die Flanderer nur durch Ausbildung ihrer eigenen Sprache und Literatur dazu gelangen konnten. Ich hegte die Ueberzeugung, daß die goldene Einfalt früherer Zeiten dabei gar nicht zu Grunde gehen würde. Die Kirche hätte sich, im Verband mit den wahren Freunden des Vaterlandes, der Wiedererhebung der flamändischen Literatur bemächtigen sollen, um in seinem Kreise und zu dem Zwecke wirklicher gesellschaftlicher Verbesserung zu wirken. Der Klerus verschmähete dies, er sah nicht ein, daß er wohl die Ansteckung der französischen Literatur von den unteren Klassen fern halten, aber nicht das böse Beispiel derjenigen verhindern konnte, welche auf dem platten Lande neben dem Klerus einen weltlichen Einfluß ausüben und denen die französisch-

romantische Literatur eine tägliche Nahrung war. Vielleicht wird der Klerus, wenn er einmal das Gebiet der Politik aufgibt, zu einer richtigeren Würdigung dieser Angelegenheit gelangen.

VII.

Doch werde ich die Umgestaltung früherer Zustände dort am besten schildern können, wo ich dieselben mit so tiefem Schmerze täglich mehr verschwinden sah, in meiner Vaterstadt, früher gehörte hier die Supromatie den allgemein geachteten Beamten der Magistratur, welche bei ihren Untergebenen um so mehr beliebt waren als ihre Autorität keine andere war, als die, mit welcher ihre Tugend und ihre Rechtschaffenheit sie umgaben. Jetzt fand ich eine ganz andere Klasse im Besitze der Gewalt und des Ansehens. Eine Menge Fabriken hatten die Plage eines zahlreichen Proletariats über unsere Stadt gebracht, dessen Sittenlosigkeit größtentheils von denjenigen erzeugt und ausgebeutet wurde, welche ihren materiellen Vortheil aus diesen Unglücklichen zogen.

Der Klerus hatte seinen moralischen Einfluß auf eine Generation verloren, deren Väter sich durch die Beute der Kirchen und Klöster bereichert hatten.

Fern sei von mir, es zu beklagen, daß die Kirche jene Macht eingebüßt, welche Christi Worten: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" förmlich Hohn sprach, allein es bleibt Thatsache, daß die Güter der Kirche eine Klasse von Menschen bereicherten, welche durch nichts weniger als durch ihre Tu-

genden glänzten. Die Sittenlosigkeit dieser Klasse spielte bald einen Theil jener Güter in die Hände des Bauers, der sie so lange mit seinem Schweiße befeuchtet; allein die Verderbtheit, welche auch das platte Land nicht verschonte, der Luxus und die übertriebene Theilung des Bodens brachte über den Bauernstand ein anderes Uebel: die hypothekarischen Schulden, welche eine förmliche Leibeigenschaft einführten, die nicht viel weniger gefährlich war, als die der Feudalität.

Der Klerus beschäftigte sich viel zu viel mit politischen Angelegenheiten, um dem Uebel nach oben wie nach unten zu steuern und so gerieth der Bauer und der kleinere Mittelstand in ein höchst beklagenswerthes Verhältniß zu den höheren besitzenden Klassen, das schöne Band der Milde, der Demuth, der Brüderlichkeit, mit welchem früher die Religion die Besitzenden an die Nichtbesitzenden gefesselt hatte, war zerrissen worden, und an seine Stelle war dort Lieblosigkeit, hier sogar Haß und Neid getreten. Früher hatte der Proletarier zu Hause gearbeitet, die Bande der Familie waren unversehrt geblieben, jetzt lebte er den ganzen Tag in den Fabriken und l a g e r t e des Nachts in casernenmäßigen Gebäuden, aus welchen alle jene Gegenstände stillen Vergnügens entfernt waren, welche ihn früher an seine Wohnung fesselten.

Ich übertreibe nicht, ich bleibe hinter der Wahrheit zurück, und ich schildere leider in den Zuständen meiner Vaterstadt die der meisten Städte des Landes; ich weiß, daß dies anders werden wird, allein das kann mich nicht verhindern, es tief zu beklagen, daß die Politik alle besseren Kräfte der Na-

tion in Anspruch nimmt, wenn die socialen Fragen so dringend eine Lösung erwarten.

Und wozu diese mißlichen Zustände? Ja fragt die allweise Staatswissenschaft! „Die Concurrenz führt zum Fortschritte in den Gewerben, Ueberproduction ist kein Uebel, denn je mehr producirt wird, desto reicher ist die Gesellschaft, und dann, je wohlfeiler die Waaren, desto allgemeiner, desto verbreiteter der Genuß, den man aus denselben zieht.“ Den Tausenden, die durch die mindeste industrielle Krisis zu Grunde gerichtet werden, trägt man keine Rechnung.

Es wird und muß anders werden, und es gereicht mir zu nicht geringem Troste, zu wissen, daß die Staatsmänner, welche jetzt in Belgien das Ruder lenken, zu einem der richtigsten Mittel gegriffen haben, um eine bessere Zukunft vorzubereiten, indem sie dem Grundsatze der Handelsfreiheit huldigen und denselben überall anwenden, wo sich dies ohne eine zu gewaltige Störung der bestehenden Verhältnisse thun läßt.

Und in der That, der Gang der Welt läßt sich nicht hemmen, die Richtung der Gesellschaft sich nicht ändern, man kann dieselbe nur im richtigen Gleise zu halten und zu lenken suchen. Wenn es aber ein Mittel gibt, um das Uebel ich möchte fast sagen radical zu heilen, so ist dieß die allgemeine Anwendung des Princips der Handelsfreiheit. Ist dasselbe einmal eingeführt, dann wird die Industrie, anstatt verderblicher Krisen ausgesetzt zu sein, anstatt unsicher hin und her zu schwanken, fest und sicher ihren Weg gehen, da die durch Schutzzölle erkünstelte Production ganz wird

aufhören müssen, und es dann auch möglich sein wird, über den Bedarf der Handelswelt genaue Angaben einzuziehen, und so wird auf dem Gebiete der Gewerbe und des Handels wie auf dem der Politik, die Ordnung aus der Freiheit hervorgehen.

Allein die gesundeste Staatsweisheit würde hier vergebens wirken, wenn sie nicht unterstützt wird von einer zum Bewußtsein ihres wahren Berufes, ihrer wahren Aufgabe wiedergekehrten Kirche. Die schroffen Gegensätze, welche den Kapitalisten vom Proletarier trennen und die jetzt bereits fast alle Hauptstädte Europas mit Blut gefärbt haben, kann nur die Religion vermitteln.

Ich weiß sehr gut, daß das wohlverstandene Interesse der besitzenden Klassen dieselben bewegen sollte, sich des Looses der Nichtbesitzenden anzunehmen, allein der Egoismus macht oft selbst gegen die eigenen Interessen blind, vorzüglich wenn es mittelbare sind.

VIII.

Es dürfte nicht überflüßig sein, uns bei der allgemeinen Politik aufzuhalten, welche Belgien seit 1830 nach Außen befolgt hat.

Trotz des öfteren Kabinetwechsels ist Belgien dem Grundsatze seiner Neutralität auch im Frieden mit einer unerschütterlichen Consequenz treu geblieben, und keiner seiner Nachbarn kann behaupten, irgend einen Einfluß auf die Politik des kleinen Ländchens ausgeübt zu haben. Dagegen ist kein Staat

liberaler, humaner in seinen auswärtigen Beziehungen gewesen als Belgien; es hat jedem immer bereitwillig zur Verbesserung, zur Vervielfältigung des nationalen Verkehrs die Hand gereicht, ja sogar die meisten derartigen Verbesserungen sind von Belgien ausgegangen; so der Verband zwischen den französischen, belgischen und deutschen Eisenbahnen; so die regelmäßigere und schnellere Postverbindung mit England. Der Staat hatte sich durch Actien bei dem Baue der rheinischen Eisenbahn betheiligt, und so denselben sehr beschleunigt, und auch die Herstellung der französischen Nordbahn ist vielfach durch belgische Kapitalien befördert worden.

Zu welch tiefem Gefühle der Selbstständigkeit aber Belgien gelangt ist, beweist dessen Haltung gegenüber den Ereignissen in Frankreich; ohne daß auch nur die geringste Bewegung im Inneren stattgefunden hätte, ohne daß die Regierung zu den geringsten Repressivmaßregeln genöthigt worden wäre, ist das Ungewitter spurlos an Belgien vorüber gezogen. Jeder im Volke wußte ganz gut, daß die Verfassung die Thür zu keiner Verbesserung geschlossen und niemand sah die Nothwendigkeit einer Revolution ein, welche keinen anderen Zweck gehabt hätte als das Gute, welches man besaß, gegen die Aussicht auf ein höchst zweifelhaft Besseres zu vertauschen.

Es hat sich bei dieser Gelegenheit klar herausgestellt, wie wenig Belgien Lust hatte, sich Frankreich in die Arme zu werfen, eine Absorbirung seiner selbst anzubahnen durch das Eingehn auf die politischen Wechsel, die es zu veranlassen für gut fand.

IX.

Diese Ansichten, diese Gefühle fanden aber hauptsächlich ihren Ausdruck in der allgemeinen Verehrung, die sich für das Oberhaupt des Staates gleich nach den Februarereignissen in einer Weise kund gab, die wahrhaft beispiellos in der Geschichte ist; denn niemals war eine Huldigung so allgemein, so aufrichtig, so bewußt einem Könige zu Theil geworden als diejenige, welche seit jener Zeit den Thron des gewählten des belgischen Volkes umgab. Man sah in ihm das lebendige Symbol, die lebendige Garantie der belgischen Unabhängigkeit, um welche das ganze Volk sich schaaren müsse.

Der König ärndtet nun die Früchte dessen, was er während so vieler Jahren weisen und treuen Wirkens für das Volk gethan. Man erinnerte sich seines consequenten Beharrens bei den Angriffen, denen er von Seiten der einen oder der anderen Partei ausgesetzt gewesen, in der Bahn, welche die Verfassung ihm vorschrieb; ein strenges Festhalten an den Wünschen der Majorität in der Volksvertretung.

Die Dankbarkeit des belgischen Volkes für gute Regenten wurzelt in demselben gleichfalls seit Jahrhunderten. Niemals hat ein Volk mehr Anhänglichkeit und Liebe für Regenten gezeigt, die sich um das gemeine Wohl verdient machten, als die Belgier, sie vergöttern bis auf den heutigen Tag das Andenken Maria Theresia's.

Dieses uralte Gefühl nun erwachte mit verjüngter Kraft in den Tagen der Gefahr zu Gunsten eines Mannes, dem selbst seine Feinde nicht umhin können, Gerechtigkeit zu zollen.

Als die Nachricht von den pariser Ereignissen nach Brüssel kam, erklärte der König gleich im Ministerrath, er würde sich nie dem Willen der Mehrheit der Nation widersetzen. Diese Erklärung aber steigerte noch den Enthusiasmus. Der Gewählte der Nation war bereit, dem Willen der Nation nachzugeben. Er würde niemals Gewalt brauchen, um gegen den Willen der Nation im Besitze von Rechten zu bleiben, welche diese ihm gegeben hatte. Nie würde um seinetwillen in Belgien Blut fließen.

Von dem Tage an war die Dynastie des Königs Leopold auf unerschütterliche Grundlagen befestigt. Die erste große Kundgebung dieser Gefühle fand in Brüssel selbst statt bei Gelegenheit einer Heerschau, wo der König von Seiten der ganzen Bevölkerung die rührendsten Beweise der Treue, der Ergebenheit und der Verehrung empfing.

Das Volk ließ seitdem keine Gelegenheit vorbeigehen, seinem Gewählten zu beweisen, daß forthin zwischen beiden ein unverbrüchliches Band bestehe, und als in diesen Jahren die Hauptstädte Belgiens zu Ehren des Königs glänzende Feste veranstalteten, glich sein Besuch derselben einem wahren Triumphzuge.

X.

Nirgend in der Welt, selbst nicht in Amerika, ist der Grundsatz der Bewegung für das Volk und durch das Volk mehr im Geiste und in der Wahrheit begründet, als in den belgischen Einrichtungen. Auch ist nirgend eine so weise

und praktische Gliederung der Verwaltung vorhanden. Der Gemeinde und allem, was in deren unmittelbares Interesse einschlägt, steht eine von derselben gewählte Gemeinde-Behörde vor. Die Interessen der Provinz werden von dem Provinzialständen vertreten; die allgemeinen höheren des Staats aber finden ihre Vertretung in den Kammern der Repräsentanten und im Senat.

Von dieser Vertretung ist kein Lebenselement ausgeschlossen. Um in die Repräsentanten-Kammer gewählt zu werden, genügt Talent, Verdienst, Volksthümlichkeit. Im Senat dagegen ist das Bestehende vertreten, das Besitzthum, welches gegen etwaige allzurasche Neuerungen Protest einlegen kann.

Aber wie gesagt, alle diese Einrichtungen sind seit Jahrhunderten in den Sitten der Belgier begründet.

Nach der Schilderung, die ich von den veränderten Zuständen Belgiens entworfen habe, wird man fragen, wie das Proletariat den Versuchungen widersteht, die dasselbe in Deutschland und Frankreich zu so kläglichen Verirrungen verführt haben.

Meine Antwort ist: der Wohlthätigkeitssinn hat dem Egoismus noch nicht gänzlich das Feld geräumt, und der Staat thut alles was er kann, um den leidenden Klassen zu Hülfe zu kommen. Das jetzige Ministerium hat für Flandern Alles nur Mögliche bewerkstelligt und seine Bemühungen sind mit dem besten Erfolg gekrönt worden, weil es anstatt Maßregeln vom Kabinette aus zu nehmen, jede Frage durch die competenten Männer an Ort und Stelle hat studiren lassen.

Als nach der Februarrevolution der Wahlcensus für die höchste Volksvertretung auf den niedrigsten Satz, den die Verfassung gestattete, herabgesetzt worden war, fand es sich, daß die neuen Wähler gleichen Schritt mit den alten hielten. Sie hatten sich in den Gemeinde-Wahl-Kollegien bereits politisch ausgebildet, und Belgien hatte das Mittel entdeckt, wie man sicheren Schrittes, ohne Erschütterung und ohne gefährliche Wagstücke, allmählich das System des allgemeinen Wahlrechtes wird ins Leben rufen können. Indessen sollte meiner Ansicht nach, dasselbe niemals auf alle Wahlen ausgedehnt werden, sondern auf die Gemeindewahlen beschränkt bleiben. Es gehört ein ganz anderer Grad von politischer Bildung dazu, Vertreter für die Stände zu wählen, als der, welcher zur Gemeindewahl genügt.

XI.

Es stehet der öffentlichen Meinung in Belgien ausserhalb der Volksvertretung noch ein anderes unbeschränktes Feld der Kundgebung offen, dasjenige nämlich, welches die freie Presse gewährt. Diese Freiheit war in Belgien eine ganz neue und man kann nicht leugnen, daß sie anfangs zu Mißbräuchen führte. In den ersten Jahren nach der Revolution wurde dieselbe zu den gehässigsten Persönlichkeiten benutzt, meistens durch Organe der oranischen Partei, welche die Männer der Revolution durch das Aufdecken von Gebrechen, im öffentlichen wie im Privatleben, verächtlich zu machen suchten, mit dem Zwecke, die Revolution an den Pranger zu stellen in der

Person derer, welche sie mit nicht immer lauteren Absichten befördert hatten.

Je kleiner ein Land ist, desto geneigter sind die Menschen, sich in Persönlichkeiten zu ergehen, das zeigt die Geschichte der italienischen Republiken.

Nun waren Viele der Ansicht, man müsse diesen Mißbrauch durch Preßgesetze bändigen, allein die Preßprocesse der holländischen Regierung waren noch in zu frischem Andenken, und so blieb die Presse in Belgien unbedingt frei. Auch kann man sich jetzt nicht genug Glück dazu wünschen. Der Sturm hat nun ausgetobt, kein Mensch achtet mehr auf die Angriffe jener Winkelblätter, welche noch hie und da durch einen unwürdigen Personenkrieg ein kümmerliches Leben fristen; während dagegen die wahren Vortheile der freien Presse in dem Bewußtsein des Volkes dauerhaft Wurzel gefaßt haben.

Eine Merkwürdigkeit der belgischen Presse aber ist, daß ihre großen Organe sich fast sämmtlich in den Händen von Fremden befinden. So die „Indépendance belge" das bestredigirte Blatt, und die „Emancipation," an deren beiden Spitze Franzosen stehen. Der Observateur ist in belgischen Händen, hält aber nur mit Mühe mit jenen Schritt, das Journal de Bruxelles hat eine gemischte Redaction. Die Hauptblätter der Provinzen in Gent, in Antwerpen, in Lüttich werden gleichfalls von Franzosen geschrieben. Die Ursache liegt nicht im Mangel an belgischen Talenten, sondern darin, daß schon vor dem Jahre 1830 die verbannten Franzosen, die seit 1815 in Belgien wohnten, Theil genommen an

der Opposition, welche die liberale Partei gegen die holländische Regierung in der Presse machte. Seit 1830 traten die belgischen Publicisten in Masse die Verwaltung an, und die Franzosen, welche in der Presse nun einmal eingebürgert waren, behaupteten ihre Stellung oder sie vererbten sie auf Freunde.

Man schließe daraus jedoch nicht, daß die Presse französische Propaganda mache. Der Publicist, der es wagen würde, hierin gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu gehen, würde die Existenz seines Blattes unbedingt aufs Spiel setzen.

Das flamändische Element ist bis jetzt noch immer sehr dürftig in der Presse vertreten. Es hat ihm noch nicht gelingen wollen, ein Tagesorgan in der Hauptstadt zu gründen, die Versuche sind bis jetzt wenigstens immer gescheitert.

Dagegen besitzt Gent ein sehr altes Tageblatt die **Gazette van Gent**, welche sich jedoch auf Nachrichten beschränkt. Indessen vermehrt sich die Zahl der Provinzialblätter beträchtlich, und die Zeit wird kommen, wo die flamändische Bevölkerung ein Organ der Oeffentlichkeit besitzt, welches sie in i h r e r Sprache mit den Weltereignissen und dem Fortschritt des menschlichen Geistes in allen Gebieten des Wissens und Handelns bekannt macht.

XII.

Die Revolution vom Jahre 1830 hat in Belgien einen Aufschwung hervorgerufen, der sich nicht allein in der In-

dustrie und dem Handel, sondern auch in den Künsten und Wissenschaften in einer Weise kund gegeben, welche die Aufmerksamkeit Europas auf sich gezogen hat.

Unsere Chemiker, unsere Botaniker, unsere Physiker genießen in der gelehrten Welt einer großen Autorität, die sie durch nützliche Erfindungen in ihren verschiedenen Fächern sich erworben haben. Es versteht sich von selbst, daß die Männer der positiven Wissenschaften in Belgien sich zur Verbreitung ihrer Forschungen nur der französischen Sprache bedienen können. In einer Zeit, wie die unsrige, kann man sich, wenn es Allgemeinnütziges gilt, nicht auf eine Sprache beschränken, die sich nur über eine Bevölkerung von vier Millionen Menschen (Holland mitgerechnet) erstreckt. Es ist also sehr natürlich, daß die Belgier sich für die positiven Wissenschaften der französischen Sprache bedienen.

Dagegen aber möchte ich wünschen, daß meine Landsleute, welche sich mit Geschichtsforschung beschäftigen, von der deutschen Sprache Gebrauch machten. Sie würden in Deutschland unparteiischere Beurtheiler finden, als in Frankreich, wo man auf alles literarische oder historische belgischen Ursprungs mit Geringschätzung herabblickt.

Ich wünschte dies um so mehr, als die Belgier sich besser, als irgend ein Volk, zur Geschichtsforschung eignen. Ihre Stellung macht sie unparteiisch, und es giebt ihnen die flamändische Sprache einer- und die französische andererseits, welche sie beide von der Kinderstube an erlernen, die Schlüssel zu dem Genius der beiden großen Menschen-Racen zur

Hand, welche die Welt beherrschen: der romanischen und der germanischen.

Mitten zwischen diesen beiden Thätigkeiten, durch welche Belgien an dem großen europäischen Leben Theil nehmen würde, läge alsdann die bescheidenere des flamändischen Schriftstellers, welcher es sich zur Aufgabe machen würde, die Liebe zum Vaterlande durch die Verherrlichung seiner vielen Vorzüge, seiner schönen Vergangenheit, sowie durch eine faßliche Verdolmetschung dessen, was in den größeren Kreisen menschlicher Bildung, allgemeinen Fortschritts vorgehet, an den Tag zu legen.

XIII.

Die Kunst hatte bereits vor 1830 durch die holländische Regierung sich einer nicht geringen Ermunterung erfreut, und dieselbe erreichte nach der Revolution eine Höhe, die in mancher Beziehung an die besten Zeiten der alten Schule erinnerte. Wir müssen übrigens nicht vergessen, daß die Kunst seit den frühesten Zeiten niemals in Belgien eine Epoche vollkommnen Verfalles erlebte. Zu derselben Zeit, wo David in der Periode seines höchsten Glanzes stand, konnte Belgien sich eines Ommeganck rühmen, welcher in seinen Landschaften und Viehstücken Berchem erreichte, und eines Noëls, dessen edler Styl den besten Meistern nicht nachstand. In der Historienmalerei glänzte der Director der antwerpener Akademie Herreys, welcher trotz des damaligen universellen Einflusses der David'schen Lehre, seine Schüler auf die Vor-

züge der alten Niederländer, bezüglich des Kolorits hinwies, und Rubens als Muster aufstellte. Ihm folgte van Bree, ein Mann, der für die moderne belgische Schule das war, was W. von Schadow später für die düsseldorfer wurde.

Van Bree war kein Maler, er war es so wenig, daß sein größter Schüler mir eines Tages vor einem seiner Bilder sagte: dieser Mann müsse sich beflissen haben, in seinen Erzeugnissen das Gegentheil von dem zu thun, was er seinen Schülern täglich lehrte.

Dagegen war er ein desto vortrefflicher Lehrer, vielleicht eben weil er kein großer Maler war. Was hat Rubens, als Chef einer Schule anders zurückgelassen, als geistlose Nachahmer seines unerreichbaren originellen Wirkens in dem Gebiete der Kunst?

Aus der Akademie von Antwerpen, während sie unter der Leitung van Bree's stand, ging eine Reihe ausgezeichneter Schüler hervor. Leider haben sie bis jetzt nicht vermocht, eine eigentliche belgische Schule zu stiften. Diejenigen, welche das Stipendium für Italien davon trugen, verliefen sich, wie der tüchtige Verschaeren, in eine ungeniale Nachahmung italienischer Vorbilder, oder sie bewegten sich schwankend, wie der unbändige Wirtz, zwischen Rubens und Raphael, oder sie verfielen durch eine zahme materielle Gemüthlichkeit in eine durchaus prosaische Auffassung des Lebens, wie der gute Braekeleer, der wohl durch Zufall die Palme beim Stipendienkampf errang und völlig unvorbereitet nach Italien kam, wo er vor lauter Bäumen den Wald nicht sah.

Wappers, der in jenem Kampfe den Kürzeren gezogen, und sich nun ausschließlich in Belgien ausbildete, hatte durch sein Bild, welches den „Bürgermeister van der Werfft" vorstellte, große Sensation erregt, und wurde nach dem Ableben van Bree's Director der antwerpener Schule.

Die seitherige materialistische Richtung derselben ist bekannt. Farbe und Virtuosität in Handhabung des Pinsels war fortan das höchste Ziel. Auch hielt es schwer, in Wappers Bildern etwas anderes zu entdecken. Diese Leute, ihre Vorbilder an der Spitze, gingen von der falschen Voraussetzung aus, daß die altniederländische Schule sich durch nichts anderes, als durch eine servile naturtreue Darstellung des objectiven Lebens ausgezeichnet habe. Ein Irrthum, in den kein wahrer Kenner der altniederländischen Schule einstimmen wird.

Um mit den angeblich trivialen Meistern der altniederländischen Schule anzuheben, so kann man kühn aufstellen, daß Jan Steen in seiner oft wiederholten Composition der fetten und magern Küche mehr Poesie an den Tag legt, als alle Leistungen der neuern antwerpener Genremaler zusammengenommen. Als er in seinen Hochzeiten alle Momente des sinnlichen Lebens dargestellt, läßt er aus irgend einem Dachboden ein Kind Seifenblasen auf die Anwesenden heruntersenden, welche das strenge Memento mori des Mittelalters sehr poetisch ersetzen.

Und nun die Landschafter der alten Schule! Sie huldigten allerdings der Farbe in so weit, als sie den Sinn für

Harmonie, für Reichthum der Töne selbst vor den großartigen, aber in ihren schroffen Gegensätzen unmalerischen Naturscenen Italiens nicht ablegten, wer aber würde es wagen, die Landschaften der modernen antwerpener Schule mit den altniederländischen, in Hinsicht der Auffassung der Ideen, der wahren Poesie, zu vergleichen? Und stehen diese in Hinsicht der Farbe etwa hinter jenen zurück?

Es hat sich in letzter Zeit aus der antwerpener Schule ein Historienmaler hervorgethan, der sich eines gewissen Rufes in Europa erfreut. Sein Name ist Nicaise Dekeyzer. Er verfiel auf das Schlachtenmalen und wurde durch Bestellungen des verstorbenen kunstliebenden Königs von Holland Wilhelm II. in der Richtung erhalten. Ich mag wohl sagen invita Minerva, da seine Natur zu solchen Darstellungen gar nicht paßt. Er hat in der Portraitmalerei Vorzügliches geleistet, und seine Genrebilder zeigen, welche Richtung eigentlich seinem Wesen angemessen war.

Es sind noch zwei andere Namen, die in letzter Zeit vielfach genannt worden sind: Gallait und Debiefe. Beide sind allerdings geborne Belgier. Sie gehören aber ihrer Manier nach mehr der französischen als der belgischen Schule an. Als die belgische Regierung bei beiden Künstlern zu gleicher Zeit ein Bild bestellt hatte, traf es sich, daß beide auch gleichzeitig fertig und öffentlich ausgestellt wurden. Sie reisten von nun an, wie die siamesischen Brüder, unzertrennlich durch die Welt, und dieser zufälligen Brüderschaft verdankte

Debiefe seinen Ruf, dessen Bild gar keinen Vergleich mit dem Gallaitschen aushalten konnte.

Indessen gehören beide, ihrer künstlerischen Laufbahn nach, nicht der belgischen, sondern der modernen französischen Schule an, deren Nachtheile sie allerdings durch Zuthat belgischer Vorzüge sehr gemildert haben. Allein auch sie können nicht als Lenker einer nationalen Schule betrachtet werden.

Eine Charakteristik der belgischen Leistungen bietet also dem Beobachter bis jetzt nur ein verworrenes Bild verschiedenartiger Tendenzen in den höhern Kreisen der Kunst dar, und in den niedrigeren eine vorherrschende Geistlosigkeit.

Eine tröstlichere Erscheinung gewährt jedoch in der letzteren Zeit die brüsseler Akademie der Künste, auf welche die antwerpener Schule mit nicht geringer Mißachtung herabzublicken sich gewöhnt hatte. Von jeher hatte Letztere immer den Preis für die römischen Stipendien davon getragen. In den späteren Jahren aber hat sich dies geändert, und die Akademie von Brüssel ist jetzt Siegerin. Dieselbe steht unter der Leitung eines ehemaligen Schülers Davids, des Herrn Navez. Weniger ein großer Maler, als ein vortrefflicher Lehrer, unter dessen Leitung sich allmälich bedeutende Schüler herangebildet haben, unter anderen Jean van Eycken, ein Künstler, der mit immer mehr Glück die glänzendsten Eigenschaften der niederländischen Schule mit der Gediegenheit der altitalienischen in Zeichnung und Auffassung zu verbinden sucht.

Wir müßten uns sehr irren, wenn nicht aus der brüsseler

Akademie, bei welcher Jean van Eycken jetzt als erster Professor angestellt ist, eine Richtung hervorginge, welche der modernen belgischen Schule einen eigenthümlichen Charakter verleihen, derselben einen Anhaltepunkt bieten und so dem Schwanken nach allen Seiten hin ein Ende machen würde. Van Eyckens jüngste Leistungen haben nicht allein im Vaterlande, sondern auch im Auslande bereits Anerkennung gefunden, und eines seiner Bilder im Besitze der Königin von England genießt die Ehre, welche einem Gemälde des alten Niederländes van Eyck von Seiten des ersten Karls wiederfuhr, das gekrönte Haupt auf Reisen zu begleiten.

Man kann nicht sagen, daß die Baukunst in Belgien Eigenthümliches geleistet hätte. Sie hat sich von der neuen französischen Richtung ins Schlepptau nehmen lassen, und im allgemeinen wenig Geschmack in ihrer Nachahmung derselben gezeigt. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als der Baukunst in Belgien seit zwanzig Jahren ein Feld geboten wurde, wie wohl nirgendwo. Der Grund mag darin liegen, daß die wissenschaftliche Bildung der Architecten auf den Akademieen allzusehr vernachläßigt wird.

Das letztere gilt auch von der Sculptur. Die Familie Geefs zeichnet sich in diesem Fache allerdings durch eine Virtuosität aus, die nichts zu wünschen übrig läßt, dagegen aber zeugen ihre sämmtlichen Leistungen davon, daß ihnen das Bewußtsein des Styles abgeht, daß der Geist des Alterthums ihnen verschleiert geblieben und daß sie durch wissen-

schaftliches Studium diesen Schleier zu lüften vernachläßigt haben.

Sie werden nicht wie Canova Wolken sculptiren, dagegen aber Mädchen oder Knaben darstellen, von welchen das Verzeichniß sagt, daß sie Blumen auf ein Grabmal oder in die Wellen streuen, ein Beweis, daß diese Künstler die Grenze nicht kennen, welche das Gebiet der Malerei von dem der Bildhauerei trennt.

Dasselbe gilt vom Simonis, welcher mit den Gebrüdern Geefs, an der Spitze der belgischen Bildhauerschule steht.

Ein erfreuliches Resultat dieser, wenn auch mangelhaften Kunstbestrebungen, ist die Läuterung des Geschmackes, welche sich nach vielen Richtungen hin bekundet. Wie man zum Beispiel unter anderen jetzt an allen Kirchen Belgiens wahrnehmen kann.

Als die Wiedergeburt der Kunst in Italien zur Folge gehabt, daß man den gothischen Styl als einen Einfluß der Barbarei betrachtete, wurde, hauptsächlich unter dem Einfluß des geschmacklosen Styles, welchen die Jesuiten einführten, die Nachahmung der Peters-Kirche in Rom zu einer wahren Krankheit durch die ganze katholische Welt. Da man nun einmal die gothischen Kirchen nicht abtragen konnte, versuchte man ihre schönen Linien durch allerlei Zierath zu verstecken. An den Säulen wurden Heiligenbilder auf Sockeln errichtet, die Altäre wurden niedergerissen und durch die unsinnigsten Structuren ersetzt.

In Belgien wetteifern jetzt die Kirchenverwaltungen mit einander, diese Sünden wider die Kunst wieder gut zu machen. Alle vorkommende Verschönerungen oder Reparaturen werden der primitiven Bauart der Kirchen angepaßt. Es gibt wohl auf Erden kein kunstliebenderes Land wie Belgien. Man findet bis jetzt noch in jeder, selbst in der kleinsten Stadt, eine bedeutende Anzahl von Gemälden und Raritäten-Sammlungen vor. In früheren Zeiten hatte fast jedes Haus zahlreiche Gemälde aufzuweisen; der sinkende Wohlstand und das englische Gold haben vieles aufgeräumt. Belgien allein mag die Hälfte der Schätze geliefert haben, welche die Paläste der englischen Großen schmücken.

Es gab leider eine Zeit, wo die Kirchenverwaltungen nicht viel Anstand nahmen, kostbare — was sage ich, unersetzliche Gemälde und Alterthümer in ihrer Unwissenheit zu verwerthen. So kamen unter anderen unverantwortlicher Weise die Flügelbilder zu dem großen Gemälde der Gebrüder van Eyck nach Berlin. Die Regierung hat aber diesem Unfug nun Einhalt gethan, indem sie die in den Kirchen befindlichen Schätze der Kunst unter die Obhut des Staats gestellt hat.

XIV.

Es fällt in die Zeit, wo ich aus eigener Anschauung den Zustand unserer Kunst, sowie die flamändische Bewegung studirte, doch noch manche schöne Erinnerung. Aufrichtige Freude gewährte mir mein Aufenthalt in Antwerpen, eine durch und

durch urflamändische Stadt und wo nichts leichter gewesen wäre, als die flamändische Bewegung volksthümlich zu machen, wenn man es mit derselben auf die wahre Volksbildung abgesehen gehabt hätte.

Ein Mann, der sich vorzüglich dazu eignete, der aber vereinzelt stand, war der leider zu früh gestorbene van Ryswyck. Dieser genialste aller niederländischen Dichter war so ganz aus dem Volke hervorgegangen, das Volk war sein Lebenselement, in welchem allein er sich behaglich fühlte.

Sein „Vaterunser", welches er einer Klosterfrau, seiner Schwester, in einer ergreifenden Vorrede widmete, erinnert lebhaft an das „Lied von der Glocke" von Schiller. Seine Gedichte sind meist belehrenden Inhalts, wie denn überhaupt die niederländische Dichtung von jeher eine dem praktischen Sinne des Volkes entsprechende didaktische Richtung hatte.

Van Ryswyck lebte von seinem Schreiberamt bei dem Leihhaus, welches ihm schwerlich mehr als 200 Thaler einbrachte. Wie dem menschenfreundlichen, liebenswürdigen Manne vor dem Elend zu Muthe war, mit welchem er jeden Tag amtlich in Berührung kam, weiß ich nicht, allein er versicherte mir, daß er seine meisten Gedichte in der unbehaglichen Atmosphäre seines Bureaus niedergeschrieben habe. Dort besuchte ihn die Muse lieber als in der stillen Zurückgezogenheit seines Zimmers.

Unser Dichter bewohnte ein der Armen-Verwaltung angehöriges, an die Leihanstalt stoßendes Häuschen. Links vom

Eingang eine von seiner hübschen Hausfrau sehr reinlich gehaltene Küche, welche zu gleicher Zeit die Wohnstube war, rechts das Schlafzimmer, wo auch die Bibliothek stand: höchstens ein paar Dutzend Bücher, darunter einige deutsche, die er mit Hülfe des Flamändischen mühselig zu entziffern suchte.

Die antwerpener Ateliers, obwohl ein schwacher Nachklang derjenigen, aus welchen die großen altniederländischen Meister hervorgingen, bieten den Besuchenden doch manches Eigenthümliche dar. Diesen jungen Malern fehlt bloß eine höhere flamändische Bildung, um Vorzügliches zu leisten. Man sieht, daß man es hier mit üppigen, reichen, eigenthümlichen Naturen zu thun hat. Wie sehr ihnen eine nationale Bildung noth thut, gehet daraus hervor, daß diese jungen Leute sämmtlich aus Mangel an einer solchen auf einen höchst gefährlichen Abweg gerathen sind. Als nämlich mehrere Jahre hintereinander die französischen Compositionen Biards und Anderer auf den belgischen Ausstellungen furore machten, suchten die flamändischen Maler nun auch historische Genrebilder zu schaffen, die dann sehr kläglich ausfielen. Die armen Leutchen nahmen sich ein Buch zur Hand und blätterten darin herum, bis sie irgend ein passendes Sujet gefunden zu haben glaubten, und nun begannen sie zu malen. Was hatte es zu bedeuten, daß das Bild nichts sagte, der Sinn war ja im Verzeichniß der Ausstellung zu lesen! Daß diese Bilder keine Käufer fanden, versteht sich von selbst, und die Maler fielen in den Strudel der Scylla, wenn sie der Charybdis entgangen zu sein glaubten.

XV.

Diesem Uebel kann, wie gesagt, nur durch die Wiedergeburt der vaterländischen Literatur abgeholfen werden, die flamändische Schule wird nie durch französische Bildung eine eigenthümliche, ihrer Vergangenheit würdige Entwickelung erreichen. Die flamändischen Schriftsteller sollten unaufhörlich die Künstler in den Kreis literarischer Bildung hinein zu ziehen, ihnen zu beweisen suchen, daß die altniederländischen Maler die vielseitigsten Kenntnisse besaßen. Eine Sache, die man leider wenig weiß oder in Zweifel zu ziehen sucht. Es gibt viele Leute, die glauben die Maler der alten niederländischen Schule seien ein Haufen liederlicher Trunkenbolde gewesen; das ist ganz falsch. Die großen Meister derselben waren fast ohne Ausnahme Männer von sehr ordentlichem, regelmäßigen Lebenswandel und dem gebildetsten Umgang. So Rubens, van Dyck, Teniers, van Ostade, Rembrandt, Berchem, Ruysdael, Wouvermans, Willem und Adrian van de Velde, Gerard, Douw, van Huysum, die beiden Boths, Metzu, Potter, Lairesse, van der Meulen, die Mieris und unzählige andere. Jan Steen war allerdings ein lockerer Geselle, der im dolce far niente sein Vermögen aus Nachlässigkeit einbüßte, er war aber keineswegs ausschweifend oder gemein, und Leute wie Brouwer und Craesbuke bildeten die Ausnahme.

Zahlreiche Maler der alten Schule gehörten den ersten Familien an, so der Ritter Karl de Moor, der Ritter van der Werfft u. s. w. Alle diese ausgezeichneten Künstler pflogen, wie die alten Italiener, Umgang mit den gebildetsten und ge-

lehrtesten Männern einer Zeit, die durch die Wissenschaft nicht minder als durch die Kunst in der Geschichte glänzt. Auch waren mehrere derselben zugleich ausgezeichnete Dichter und Schriftsteller. Ich will, um ein Beispiel zu geben, hier einige Zeilen von einem der ihrigen, Samuel van Hoogstraeten anführen. Der Künstler beschreibt, wie er zum erstenmale im Jahre 1651 seine Vaterstadt Dortrecht verläßt, um in die Fremde zu gehen. Ich übersetze wortgetreu:

So wie der Kranich, wenn der Frühling naht,
In schnellem Flug der Sonne folgt,
So that ich auch, verließ die Vaterstadt,
Um weit, ganz weit mit Fremden zu verkehren,
Ich stieg zu Roß, mit Muth geharnischet
Nicht minder als mit Degen und Pistolen
Und ging auf Reisen. Dreimal macht' ich Halt
Und sah mich um und sprach: Wo soll es hin?
Ist mir das Vaterland nicht werth gewesen?
Wo könnt' ich wohl behaglicher mich fühlen?
Warum erfüllt mit Trauer sich die Brust,
Warum bin ich bewegt? Wie wanken meine Kräfte?
Die Nachtigall antwortet: komm o komm,
Und schöpfe Freud' in Busch und Au und Walde.
Die Freiheit ist ein würdig Königreich,
Geh! such sie auf in fern gelegnen Landen,
Ein Seufzer war mein letzter Abschiedsgruß,
Ich gab dem Roß die Zügel und die Sporen.
Es wiehert, schnaubt und rennet raschen Hufs,
Durch Dämme und Thal, durch Korn und durch Weide
Nach Utrecht zu dem Stifte, und dann die Waal
Entlang, durch Sturm und Gewitter,
Durch harten Sturm; der Blitz durchkreuzt die Luft,
Doch glänzen bald des Maies schöne Tage u. s. w.

Weit entfernt, daß sie die Wissenschaft verschmäht hätten, studirten diese Männer sehr fleißig Alles was in ihr Kunstfach einschlug: Anatomie, Perspective, Geometrie, sie waren tiefe Kenner des menschlichen Herzens, wie aus ihren Bildern zur Genüge hervorgeht.

Zu diesen wahren Quellen des nationalen Genius soll die neue flamändische Schule ihre Zuflucht nehmen, und die flamändischen Schriftsteller sollen ihr dorthin den Weg zeigen. Leider ist die Kraft der flamändischen Bewegung anfangs in philologischen Discussionen zu sehr zersplittert worden. Ein Fehler, den die Gentner Literaten übrigens mehr als die Antwerpner sich haben zu Schulden kommen lassen. Man hätte erst Bücher für das Volk schreiben sollen, ehe man sich in orthographischen Haarklaubereien erging. Die altniederländische Literatur hat Meisterwerke geschaffen, ohne es mit der Schreibart genau zu nehmen, und die Deutschen haben auch immer mehr Werth auf den beflügelten Pegasus als auf den schwerfälligen grammatischen Gaul gelegt.

XVI.

Die belgische Verfassung gewährt den Staatsbürgern das freie Vereinigungsrecht. Es sind aus demselben einerseits politische Vereine und Klubs, und andererseits — Klöster hervorgegangen.

Es läßt sich leicht denken, wie neugierig ich war, einmal eine jener Einrichtungen des Mittelalters zu sehen, von wel-

chen der Oheim uns in unserer Jugend so vieles Interessante erzählt hatte.

Es war ganz natürlich, daß man zur Errichtung dieser Anstalten so viel wie möglich die alten ehrwürdigen Klostergebäude wählte, die dem gewaltigen Sturm der französischen Revolution Widerstand geboten hatten. Die Zahl derselben war aber eine sehr geringe.

In den Städten waren die Klöster theils niedergerissen, theils in Fabriken, Spitäler und andere Anstalten verwandelt worden. Den Abteien war es nicht viel besser gegangen, und nur diejenigen, welche nicht in der Nähe der Städte oder irgend einer Chaussee lagen, auf welcher man deren Baumaterial bequem hätte transportiren können, waren verschont worden. Zu den letzteren gehörte aber die Abtei von Averbode unweit des berühmten Wallfahrts-Ortes Scherpenheuvel oder Montaigu.

Dieses Landstädtchen liegt in einer der malerischesten Gegenden Belgiens, und trägt seinen Namen von einem hohen Hügel (Heuvel), auf welchem es erbaut ist. Ein Meer von Eichen und Tannen erstreckt sich über die ringsum liegenden Thäler. Nach Norden erblickt man in der Ferne auf einer Anhöhe einen Thurm, welcher den Horizont beherrscht. Dort liegt die ehemalige mächtige Abtei von Averbode.

Zwei Stunden lang gehet es auf sandigem, ungebahnten Wege, gleichsam durch eine Thebais nach der Abtei zu. Es sind keine zwei Häuser auf der langen Strecke zu sehen, bis man an ein Wäldchen kommt, wo es den Reisenden vergönnt

ist, unter dem Schatten der üppigsten Eichen, auf dem schönsten Rasen auszuruhen. Man ist auf der Anhöhe angelangt, von welcher die Gebäude des Klosters die düstern Waldungen überblicken, die weißen Mauern schimmern in der Ferne durch das Eichenwäldchen, man schöpft neuen Muth. Das Thor, welches anfangs dem engen Eingang einer Höhle gleicht, erweitert sich allmälich. Es wird gastfreundschaftlich dem Pilger geöffnet. Die Mittagssonne hat den großen Platz vor der Kirche in einen Ofen verwandelt. Der Pförtner glaubt ich sei gekommen, um die reiche, weit berühmte, aus weißem Marmor in dieser Wüste aufgeführte Kirche zu sehen. Ich trete hinein, es überläuft mich eiskalt, nicht allein die Frische des Bethauses, sondern dessen Bauart macht auf mich den unerfreulichsten Eindruck. Anstatt des erhabenen gothischen in dieser imposanten Wüste der leblose barocke Styl der Jesuiten-Kirche!

Kaum war ich fünf Minuten in der Betrachtung dieser geschmacklosen Pracht versunken, als ferne Töne heiligen Gesanges meine Aufmerksamkeit fesselten.

Der Gesang wird deutlicher, ein Thor öffnet sich, es strömt in vollen Klängen in den Chor hinein. Die Klösterlinge gehen zwei und zwei bedächtigen Schrittes auf ihre Plätze zu, und es erschallen in der leeren Kirche, wo ich Profaner allein das Publikum bilde, die erhabenen Psalmen, mit welchen David sich vor seinem Schöpfer in den Staub beugte. Ich trete näher, lauter junge Männer in weißer Kleidung, die Haare geschoren. Kein einziger geistvoller Kopf. Ein paar

alte Mönche, gewiß aus der ehemaligen Abtei, durchaus würdige Gestalten, welche die junge Heerde zu führen schienen.

Die mächtigen Worte der Psalmen machten auf mich von jeher einen tiefen Eindruck, und sie verfehlten denselben auch hier nicht; als ich aber den letzten Lauten zugehört, welche von diesen der Welt verschlossenen Lippen erschallten, als die Mönche wieder langsamen Schrittes in die Gänge verschwanden, woraus sie gekommen waren, als ich gedankenvoll die Kirche verlassen, am Gottesacker vorbei, wo noch die frischen Gräber zweier junger Klösterlinge zu sehen waren, fragte ich mich, ob denn der Mensch wirklich noch in unserer Zeit dadurch Gutes wirken könne, daß er sich so jung der Gesellschaft entziehe.

Die Klöster gehörten einst zu den Einrichtungen, welche der Menschheit am meisten Ehre machten. Sie vertrieben die Nacht des Heidenthums, sie zauberten Oasen der Cultur aus wüsten Heiden und Waldungen hervor, wo früher die Raubthiere allein hausten, sie waren der Zufluchtsort der Künste und Wissenschaften gegen die Barbarei der Zeit. Aber jetzt! Wie könnte man es billigen, daß junge, kräftige Männer sich der Welt entziehen, um dem Müssiggang zu leben, denn die Leute, die ich hier vereinigt sah, schienen mir dem Klosterleben eben keine andere Seite abgewinnen zu wollen. Ich bezweifle sehr, daß man die Freiheit der Vereinigung, welche die Verfassung gewährt, lange in dieser Form benutzen wird, indem dieselbe Verfassung die Privilegien der todten Hand sowohl für Privaten als für Körperschaften aufgehoben hat.

Und doch muß ich bekennen, sie hat etwas unwiderstehlich Anziehendes, diese Ruhe des weit von der Welt in eine Wüste gebannten Klosters. Das Leben der Mönche im Benedictiner-Orden, zum Beispiel, verwirklichte in der Blüthe-Zeit der Abteien in einer schönen Weise das otium cum dignitate der Alten, und man begreift, wie hierher die Semilasso's der Vorzeit vor dem Ueberdrusse sich flüchteten, sich mit sich selbst und dem Jenseits zu versöhnen suchten.

Die Abtei von Averbode soll eine der reichsten Bibliotheken in Belgien beseßen haben. Man zeigte mir die Säle, in welchen sie früher aufgestellt gewesen. In dem größten derselben war der Fußboden vor der französischen Revolution ein wahres Wunderwerk. Einer der Aebte war auf die Idee gekommen, einen Nußbaum in gerader Linie durchsägen zu lassen, nicht allein den Stamm, sondern auch die Aeste und die Wurzel, und so kam ein Bret zu stande, welches, in den Boden sorgfältig eingelegt, einen ganzen Baum vorstellte. Die Kannibalen der Schreckenszeit rissen den Baum heraus, um ihn als Brennholz zu benutzen, und man sieht nur noch die Spuren des höchst sinnreichen Kunstwerkes.

XVII.

Die Abtei von Averbode liegt in der Provinz Antwerpen auf der südlichen Grenze jenes Theiles derselben, welcher die Kempen (la Campine) heißt und die Heiden umfaßt, die sich fast ununterbrochen von der südbrabanter Grenze an Limburg vorbei, bis nach Nordbrabant hin erstrecken. Dieses Land

von Kempen ist eigentlich ein Seitenstück zu Flandern, indem sich dort die altniederländischen Sitten am besten bewahrt hatten. Die Kempen haben Belgien von jeher ausgezeichnete Männer geliefert, gesunde, kernige Naturen, ernst wie ihre Heide, ausdauernd in der Arbeit, rechtschaffen, in der Freundschaft treu, der Religion und den Sitten ihrer Väter bis zum Fanatismus zugethan.

Ich setzte meine Reise von Averbode aus durch dieses interessante Land fort. Mein erster Aufenthalt war Westerloo merkwürdig durch das Stammschloß der alten Familie Merode, und durch die in der Nähe gelegene Abtei von Tongerloo.

Etwas großartigeres als dieses Kloster läßt sich nicht denken. Gleich wenn man das niedliche Dorf verläßt, biegt man in eine Doppelallee von uralten Linden ein, deren jede gewiß zwanzig Fuß im Umfange mißt. — Sie sollte nächstens umgehauen werden. Neben dem neuen Gebäude im Renaissance-Styl ist hier die mittelalterliche Abtei noch wunderschön erhalten und vielfach mit bemalten Scheiben geschmückt. Um den Garten, der gewiß wohl hundert Morgen mißt, läuft eine cyclopische Mauer und ein Graben, der eine ganze Stadt mit Fischen versehen könnte.

Ein Theil des Gebäudes wurde vom damaligen Besitzer bewohnt, einem Deutschen Namens Schwarz, von dem die guten Bauern meinten, er gehe mit dem Teufel um, weil er — ein Protestant — nie in die Kirche ging. Das Vorurtheil gegen Käufer von Klostergütern ist dort heute noch so leben-

dig, als ob die französische Revolution erst gestern über Europa hereingebrochen wäre.

Allein es knüpfte sich an Tongerloo für mich ein noch ganz besonderes Interesse. Mein Oheim hatte diese Abtei als Student besucht und zwar unter Umständen, die eine nähere Erwähnung verdienen.

In der Blüthezeit der ehemaligen Löwener Universität war es Sitte, daß alle fünf Jahre unter den Studirenden ein Wettstreit ausgeschrieben wurde, der in der Beantwortung mehrerer Fragen aus den verschiedenen Fächern des Wissens bestand. Wer sie am glücklichsten löste, ward zum Primus der Universität ausgerufen, eine Ehre, die jede andere überstrahlte. So hoch stand von jeher die Wissenschaft in der Verehrung des belgischen Volkes.

Die Rückkehr als Primus nach seiner Vaterstadt war ein förmlicher Triumphzug. Die Studenten seiner Provinz bildeten eine Ehrenwache zu Pferde, welche ihn auf dem ganzen Wege nicht mehr verließ. Die Abteien waren die Standquartiere des Zuges, wo Pferde und Leute vortrefflich bewirthet wurden. Die Städte, durch welche die Reise ging, schmückten sich wie für die Reise eines Königs. Und nun endlich die glückliche Stadt, welche die Ehre gehabt, einen Primus unter ihren Kindern zu zählen! Achttägige Feste; alle Straßen mit Laub und Flaggen geschmückt, den ganzen Tag Glockengeläute, Kanonendonner, Festmahle, Bälle, Musikvergnügungen aller Art. Die Begleiter des Primus wurden bei den angesehensten Bürgern einquartirt, und der Jubel hatte kein

Ende. Das feierlichste jedoch war der Einzug, bei welchem der Magistrat in vollem Ornate dem Sieger entgegenging, um ihn zu bewillkommnen und ihm den Ehrenwein zu reichen. Und als nun der Glückliche durch die Hauptstraßen auf das Rathhaus zog, schlugen ihm, er mochte schön oder häßlich sein, die Herzen aller Schönen entgegen, welche den Fenstern entlang das prachtvollste Blumengewinde bildeten.

Wessen Standes auch, war der Primus gewiß, in jeder Familie gut aufgenommen zu werden, zu jeder Hand schon des halben Jawortes gewiß zu sein, und sein ganzes Leben hindurch blieb ihm der Sieg auf der Universität eine sichere Bürgschaft der Beförderung und Bevorzugung, welche Laufbahn er auch wählen mochte.

Nun hatte es sich zugetragen, daß in demselben Jahre, wo mein Oheim seine akademischen Studien vollendet, sein intimster Freund, der nachmalige Präsident v. G. aus Turnhout, zum Primus von Löwen ausgerufen wurde. Der Oheim gesellte sich zu der Ehrenwache, und so bekam er sein Nachtquartier in der Abtei von Tongerloo. Er konnte nicht genug die großartige Gastfreiheit seiner Bewohner loben, so wie die stattliche Würde der geistlichen Herrn, welche alle wie Fürsten ausgesehen hätten, während der Prälat einem Könige glich.

Sämmtliche Begleiter wurden eingeladen, bei den nächsten Ferien die Abtei mit einem längeren Besuche zu erfreuen, wobei die geistlichen Herren dann auch nicht ermangelten

die Vorzüge des Klosterlebens hervorzuheben. Eine verblümte Propaganda, welche selten ihren Zweck verfehlte.

Ich setzte nun die Reise nach Turnhout fort in einer weniger angenehmen Weise, als mein Oheim es in früheren Zeiten gethan. Auf dem ganzen Wege konnte ich nicht genug bewundern, was die Klöster hier alles zu Tage gefördert, denn sie sind es, welche durch unsägliche Mühe unter tausend Entbehrungen diese wüste Heide theilweise zu einem Paradiese umgeschaffen haben, sie sind es, denen die Kempen ihren heutigen Wohlstand schuldig sind.

Ich erreichte endlich Turnhout und suchte vergebens in dieser Stadt die Züge zu erkennen, mit welchen mein Oheim sie so reizend aus seiner Jugend geschildert hatte. Auch hier hatte die Plage eines sittenlosen Proletariats um sich gegriffen, auch hier waren zahlreiche Fabriken entstanden, und es hatten sich die schönen Sitten der alten Zeit in den Schoos einiger weniger Familien zurückgezogen.

XVIII.

Ich wurde im September 1840 von der belgischen Regierung mit einer Sendung beehrt, deren Hauptzweck es war, die Kunst- und Unterrichts-Anstalten Deutschlands zu besuchen und über dieselben einen Bericht abzustatten.

Obschon ich keine der auf meinem Wege liegenden Hauptstädte vernachlässigte, so blieb doch Berlin für den Unterricht

und München für die Kunst das Hauptziel meiner Reise. Ich kann nicht sagen, daß mich diese letzte Residenz überrascht hätte. Eine kalte Nachahmung von Italien und Hellas in einer Stadt von Bierbrauern! Was man in Augsburg, was man in Nürnberg findet ist wenigstens aus dem Volke, aus dem Leben desselben hervorgegangen, wogegen hier nichts mit den Verhältnissen in Einklang steht. Ich hörte bittere Klagen über den Zustand der Gefängnisse und anderer öffentlichen Anstalten. Die mit der Kunst getriebene Verschwendung erschöpfte alle Mittel. Ungerecht würde man indessen sein, wenn man das Gute verkennen wollte, was durch diese ungeheure Kunstbewegung entstanden ist. Sie hat den Sinn für Kunst im Allgemeinen geweckt und die Erhaltung oder Wiederherstellung manches schönen Denkmals zur Folge gehabt. Auch sind aus ihr tüchtige Männer hervorgegangen, so wie der Geschmack durch die Nachahmung der Meisterwerke früherer Zeit geläutert und gehoben worden.

Ich fand in Dresden die unersetzlichen Ueberbleibsel der alten Kunst in den Gebäuden der berühmten Galerie dem schädlichen Einflusse der Atmosphäre Preis gegeben. Und auch die modernen Leistungen erfreuten sich keiner besondern Theilnahme. Ich hatte das Mißgeschick gehabt Klentze in München nicht anzutreffen. Er war in Petersburg. Tieck ladet mich zum Thee ein, und der erste Mensch, der ins Zimmer tritt ist Klentze. Ich hätte alles darum gegeben, um mich nur eine halbe Stunde mit dem großen Baumeister zu unterhalten. Allein es wird ein kleiner Tisch in die Mitte des Zimmers

gebracht. Der greise Tieck gehet auf den dahinter placirten Sessel zu und liest uns Götz von Berlichingen vor.

Ich muß bekennen nie den Götz schöner vortragen gehört zu haben, allein Klentze verreiste den folgenden Morgen, und ich hätte Götz ein andermal hören können.

In die Zeit, wo ich in München war, fielen gerade die Unterhandlungen, welche der König von Preußen mit Cornelius pflegen ließ, um ihn zur Uebersiedelung nach Berlin zu bestimmen. Auch an andere Künstler waren Vorschläge gemacht worden und ich war sogar von einem derselben mit einem hierauf bezüglichen Auftrag an Schinkel beehrt worden, als ich aber nach Berlin kam, war der große Meister bereits in jenem Zustande schwerer Leiden, welche nur mit seinem Tode endigten.

Ich fand in Berlin manches Erfreuliche, hauptsächlich in Bezug auf moderne Architektur. Ungemein gefiel mir das Gebäude der Zeichnenschule von Schinkel mit seinen Terracotten, und ich kann mir nicht erklären, daß dieser wohlgelungene Versuch, dieselbe an den Façaden anzubringen, noch nicht mehr Nachahmung gefunden hat.

Ich sah den alten noch rüstigen Schadow, der uns seitdem mit seinen Memoiren erfreut hat, eines der interessantesten Bücher, die in der neueren Zeit erschienen sind. Schadow hat neben Schinkel unstreitig am meisten für das monumentale Berlin geleistet, nicht allein durch seine eigene künstlerische Thätigkeit, sondern auch durch die Ausbildung tüchtiger Schüler.

Schadow ist mir immer wie ein Typus eines deutschen Altmeisters vorgekommen, einer jener Männer, die liebevoll und gewissenhaft ihre Kunst betrieben und einzig und allein derselben lebten.

Die Disposition der Bilder im königlichen Museum ist klassisch zu nennen, und verdiente allenthalben Nachahmung zu finden. Wenn die Bilder selbst nur etwas besser wären! Die Eintheilung gehet hier nach Schulen. In der münchener Pinakothek hat man gleichfalls die Eintheilung nach Schulen eingeführt, jedoch dabei gesorgt, daß die großen Bilder in Säle und die kleineren in Seitenkabinete zu hängen kamen, eine Einrichtung, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Ich kann nicht genug die Zuvorkommenheit loben, mit welcher die berliner Behörden mir bei meinem Wunsche, die Unterrichtsanstalten zu besuchen, entgegenkamen. Der Geheimerath Schulze, derselbe, welcher früher Cousin auf einer ähnlichen Sendung begleitet hatte, nahm sich auch meiner an, und gab sich trotz der unzähligen Arbeiten, mit welchen er überhäuft war, die Mühe mich fast überall in Person zu begleiten.

Es ist und bleibt Thatsache, daß Berlin die vollkommensten Unterrichtsanstalten der Welt besitzt, wenn man unter Vollkommenheit den Reichthum der Unterrichtszweige, die Vortrefflichkeit der Methoden, die Tüchtigkeit der Lehrer verstehet. Allein wenn man den Baum nach den Früchten beurtheilen soll, dann sieht die Sache doch anders aus.

Ich mußte mich natürlicher Weise Schulze gegenüber da-

mit begnügen, der Ansicht von Lorinzer zu sein, die er dann mit allen möglichen Gründen bekämpfte. Im Grund der Seele war mir der in der Schule ertheilte Religionsunterricht verhaßt. Das ist nun einmal eine wahre Profanation, so zwischen Geographie und Arithmetik, oder Geschichte und Sprachen, auf einmal sich mit der Religion abzugeben. Wo ist da die Weihe, welche alles das umgeben soll, was sich auf das Bessere und Höhere im Menschen bezieht!

Und nun diese armen Lehrer! Vorzüglich die der Elementarschulen. Lauter abgemagerte, von Kummer und Sorgen niedergebeugte Gestalten. Die des mittleren Unterrichts haben es nicht viel besser. Ich suchte mit mehreren in Berührung zu kommen und die allgemeine Klage lautete: Das zu viele Lehren erdrückt uns, und das zu viele Lernen stumpft die Kinder ab.

Die Sterblichkeit unter den Lehrern soll sehr groß sein. Und es wundert mich nicht. Bei allen fand ich das Bedürfniß beßerer politischer Einrichtungen vorhanden. Man hat uns geistig emancipirt, sagten sie mir, und nun will man fortfahren uns politisch wie Kinder zu behandeln. Ich fand auch Gelegenheit zwei Leute kennen zu lernen, deren Einfluß noch lange auf die Volksbildung nachwirken wird. Der eine ist der damalige Direktor der Normalschule Diesterweg, der andere der ehemalige Direktor der Gewerbschule, Geheimerrath Beuth. Diesterweg führte mich selbst in seiner Normalschule herum, links und rechts Fragen um sich werfend, in einem Ton, der einen ziemlich schroffen Herrn verrieth. Die Normalschule

ist eine musterhaft eingerichtete Anstalt, allein alles ist auch hier so auf die Spitze getrieben, daß man sich berechtigt fühlt für die Sinne der jungen Leute besorgt zu sein, welche mehrere Jahre hinter einander einer solchen Disciplin unterworfen sind.

Die höhere Gewerbschule ist einzig in ihrer Art und macht der preußischen Regierung große Ehre. Es sind aus derselben eine bedeutende Anzahl tüchtiger Fabrikmeister hervorgegangen. Aber auch hier ist des Guten zu viel, und das Lernen hat kein Ende. Beuth soll ein sehr strenger Herr gewesen sein, der ungemein diktatorisch verfuhr, und ohne weiteres nach Belieben die jungen Leute oft für geringe Vergehen hinauswies.

Er war sehr freundlich gegen mich, und zeigte mir nebst seiner schönen Sammlung von Kupferstichen, eine in der Anstalt gegossene Statue von Bronce, welche in der That vor den Alten nicht zu weichen braucht.

Aber was nützen alle diese herrlichen Anstalten, so lange ein Alp auf dem Volke lastet, der den wahren Aufschwung desselben erdrückt! So lange der Zopf überall durchblickt, der Korporalstock sich überall fühlen läßt! Das deutsche Volk würde, Preußen an der Spitze, das erste Volk der Erde werden, wenn es den Zopf und den Korporalstock einmal gründlich ausrotten, wenn es der preußischen Biene den verderblichen Stachel ausreißen könnte, der sie verhaßt macht.

Ich lernte Friedrich von Raumer kennen, eine höchst interessante Erscheinung. Raumer ist ein Kosmopolit im wah-

ren Sinne des Wortes. Schade daß sein Wesen so sehr geeignet ist, die Farbe des Lichtes anzunehmen, welches ihn zufälliger Weise beleuchtet. Raumer hat sich in letzter Zeit wieder ziemlich dadurch hervorgethan, daß er zu einem deutschen Monarchen englisch gesprochen. Man hat ihn von Frankfurt nach Paris geschickt. Eine glücklichere Wahl konnte man nicht treffen, denn Niemand ist mehr der leidigen Franzosenfresserei, welche den deutschen Errungenschaften von jeher den Boden eingeschlagen, so fremd, als eben Friedrich von Raumer.

XIX.

Als ich auf der Rückreise des Abends in einem kleinen Landstädtchen zu Nacht speiste, gereichte es mir zu nicht geringer Ergötzung die Gestalten zu beobachten, die im Speisezimmer mit ihren Pfeifen förmlich die egyptische Finsterniß erneuerten. Da saßen in vornehmer Steifheit die Honorationen des Orts, und musterten nun forschenden Blickes den hereintretenden Fremden. Hier der Herr Postsekretär, für den gewiß alle zwanzigjährigen Kinder des Ortes seufzen; und dort der Herr Steuereinnehmer und weiter der Herr Polizeicommissär, über die der Gastwirth vor lauter Ehrfurcht sogar den Fremden vergißt. Denn es gehören diese drei Herrn zu jener Kaste, welche den Satz: „Die Beamten sind da für den Staat" umgekehrt haben. Und der Gastwirth ist ein zu guter Patriot, um nicht diesen Grundsatz der deutschen Bureaukra-

tie auch auf mich anzuwenden, so daß ich zwischen Berlin und Düsseldorf fast vor Hunger umkam.

Wir sind endlich am Rheine, da liegt das freundliche Düsseldorf. Ich weiß nicht warum es einem zu Muthe ist, als ob man nicht mehr in Preußen wäre. Aber doch — kein Geländer, was nicht schwarz und weiß angestrichen wäre. Ich fühlte mich hier wie en famille und war es auch, denn die Schwester meines Vaters die Frau v. G. wohnte damals in Düsseldorf. Nachdem ich mich des Wiedersehens mit den Meinigen gefreut, war mein erster Besuch bei Wilhelm von Schadow. Ich hatte die Ehre gehabt, den großen Meister in München kennen zu lernen, wo er sich auf der Rückreise aus Italien längere Zeit mit seiner Familie aufgehalten hatte. Fast jeden Tag hatte ich die zwei berühmtesten Meister der deutschen Schule v. Schadow und v. Cornelius in dem Hause des letztern, der mich mit seiner Freundschaft beehrte, versammelt gesehen. Ich war bei dem Festessen zugegen, welches v. Corlius zu Ehren des v. Schadow gegeben, und hatte die edlen Worte des Düsseldorfer Meisters vernommen, wie er bei dieser Gelegenheit äußerte: es liege kein Grund der Verfeindung in den verschiedenen Tendenzen, welche in der großen vaterländischen Schule befolgt würden.

Ich war mit herzlichen Grüßen des berühmten Vaters an den berühmten Sohn beauftragt worden, der an dem Rhein für die Malerei das gewirkt, was Gottfried v. Schadow für die Bildhauerei an der Spree zu Tage gefördert. An dem Abend, wo ich mich bei Wilhelm v. Schadow meldete,

traf ich dort eine Versammlung der interessantesten Menschen aus den verschiedensten Welttheilen.

v. Schadow's Haus ist der Sammelplatz aller Celebritäten, die der Ruf seiner Schule nach Düsseldorf führt und er macht die Honneurs desselben mit einer solchen Liebenswürdigkeit, daß man einen Besuch bei ihm zu den schönsten Erinnerungen einer deutschen Kunstreise zählt.

Die Düsseldorfer Schule fesselte mich um so mehr, als ich in ihren Tendenzen manches mit der altniederländischen verwandtes erblickte.

Es ist eine sonderbare Sache um diese Wasserfläche, welche Deutschland von Niederland trennt, links von derselben spielt die Materie, in der modernen niederländischen Schule heißt das, eine zu große, rechts dagegen in der deutschen eine zu geringe Rolle. Links nähert man sich nicht genug der Idee, welche dem Bilde zum Grunde liegt, rechts verliert man zu oft die Bedingungen der materiellen Darstellung aus dem Auge.

Ich würde der belgischen Schule rathen zu der deutschen in die Lehre zu gehen — wenn die altniederländische nicht wäre, welche unerreichbar als Vorbild der Vermittelung zwischen den beiden Extremen dastehet.

XX.

Meine Sendung hatte in mir die Ansichten bestätigt, mit welchen ich mich früher herumgetragen hatte. Belgien hatte

Deutschland um nichts anderes zu beneiden, als um die Gediegenheit seiner künstlerischen Bildung, hauptsächlich in der Sculptur und der Baukunst, und um die zweckmäßigere Einrichtung seines öffentlichen Unterrichts. Gern hätte ich unseren Künstler die Reise nach Berlin antreten sehen, um zu beobachten, wie man für die Zwecke der modernen Gesellschaft bauen kann, ohne die klassischen Grundsätze der alten Schule aus dem Auge zu verlieren: wie man in der Bildhauerkunst noch manches Große zu Stande bringen kann, trotz der Hindernisse, welche die Costüme und die veränderten Begriffe und Zustände in den Weg legen. Auch wünschte ich, daß man die Veredlung der Gewerbe durch die Kunst nach dem Vorbilde der berliner und münchener Bestrebungen nachahmte, und wir in der Beziehung den Alten nachkämen, denen wir in vielen anderen Hinsichten voraus sind.

Auch würde ich gern in Belgien Gymnasien ohne Convicte eingeführt sehen, indem diese letztern die Kinder der Familie entführen in einem Alter, wo die Bande derselben sich am festesten knüpfen. Ich schreibe den abentheuerlichen Geist der gebildeten Franzosen gerade dieser unseligen Einrichtung zu. Rousseau eifert dagegen, daß man die Kinder gleich nach der Geburt entfernt, um sie einer fremden Amme zu übergeben. Man könnte mit eben soviel Recht gegen die Sitte eifern, die Kinder, sobald es nur möglich, auf die Schule zu thun, sie aus der Familie zu entfernen.

Ich habe in Frankreich tausende von jungen Leuten gesehen, die ihre Aeltern kaum von den Ferien her kannten.

Man behauptet es trage dies zur Selbstständigkeit der jungen Knaben bei, sie büßen aber andererseits eine der schönsten Eigenschaften des Menschen, den Sinn für das Familienleben ein, dessen Verlust durch nichts ersetzt werden kann und die schlimmsten Folgen nach sich ziehen muß.

Ich will die Sittenlosigkeit nicht berühren, welche gewöhnlich in den Convicten herrscht, das gehört nicht hierher.

Eine andere gute Seite des öffentlichen Unterrichts in Deutschland bestehet unseres Erachtens darin, daß man keine Preise vertheilt. Diese Wettrennen, welche unter den Kindern ein einziges auf Kosten aller anderen befriedigen, bieten schwerlich einen einzigen Vortheil. Ich sage auf Kosten aller anderen; und in der That, unter den besseren Schülern erregen solche Preisvertheilungen Neid und Eifersucht, während sie die minder begabten entmuthigen. Ueber das Verdienst eines Mannes soll das Leben entscheiden, nicht ein Blatt Papier, das oft sehr willkürlich hervorgehoben wird.

XXI.

Ich war kaum von meiner Sendung zurückgekehrt, als das Ministerium Rogier seinen Abschied nahm, und Herr Nothomb, der so lange den Geschäften vorgestanden, wieder ins Kabinet trat. Von diesem Ministerwechsel datirt sich der eigentliche Kampf der Liberalen gegen die sogenannte katholische Partei, welcher mit einer entschiedenen Niederlage der letzteren endigte.

Es ist vielleicht kein Land, wo der Kampf der Parteien so großartig, so allgemein gewesen wäre, so bedeutend in seinen Folgen für die politische Bildung der Nation, als eben in Belgien.

Die sogenannten Katholiken wollten den alten Einfluß der Kirche im Staat durch den Sieg der politischen Partei wieder zur Geltung bringen, welche, durch die Mehrheit der Stimmen in den Wahlen zur Majorität in der Kammer gelangt, die Verwaltung bildete. Diese Partei zählte in ihrer Mitte Männer von Talent und die aus voller Ueberzeugung diesen Stand der Dinge beförderten. Andere mochten wohl mehr von dem Ehrgeize getrieben sein, an der Spitze einer mächtigen Partei die Verwaltung zu führen.

Die Liberalen wollten durchaus nichts von einem geistlichen Einfluß in politischen Angelegenheiten wissen, sie wollten dem Unterricht von Staats wegen aufhelfen, anstatt denselben zu Gunsten der freien Anstalten des Klerus zu vernachläßigen.

Die liberale Partei zählte an ihrer Spitze die bedeutendsten Staatsmänner, die Veteranen der Opposition gegen die holländische Regierung, die Begründer der belgischen Nationalität.

Die liberale Partei hatte den großen Vorzug vor der katholischen, daß ihre Führer Männer der Initiative waren, welche auf die großen Ideen der Zeit praktisch einzugehen bereit waren, während die katholischen höchstens zaghafte Compromisse mit denselben abschloßen. So zum Beispiel hul-

digten sie dem Zwittersystem der Differentialzölle, während die Liberalen den Freihandelslehren anhingen.

Die Liberalen sind jetzt seit drei Jahren wieder am Ruder, und sie haben alle wahren oder geheuchelten Besorgnisse der Katholiken: der Sieg des Liberalismus würde unheilbringend für die Religion sein, Lügen gestraft. Die liberale Partei hatte keinen anderen Zweck als dem politischen Einfluß des Klerus im Interesse der Kirche nicht weniger als in dem der Freiheit entgegen zu wirken. Und diese Partei hat immer die Bestrebungen desavouirt, die über dieses Ziel hinaus wollten.

Die verschiedenen politischen Phasen, welche Belgien seit 1830 durchgemacht, lassen sich am besten in drei Männern zusammenfassen, welche deren höchster Ausdruck waren: De Theux, Nothomb und Rogier.

De Theux, der Chef und Hauptführer der politisch-katholischen Partei, ein Mann, der dem Einfluß der Kirche im Staat nur darum das Uebergewicht sichern will, weil er glaubt, daß dies für sein Land die glücklichsten Zustände herbeiführen würde. Wir wollen ihn und die Männer seiner Gesinnung eben so wenig für die Uebertreibungen der Fanatiker verantwortlich machen, welche sich zu derselben unberufen zählen, als wir den Liberalen die radikalen Gelüste einer extremen Fraction zurechnen möchten.

Nothomb, die Personification der vermischten Politik. Er sah den Sieg der Liberalen in weiter Ferne und fühlte sich zu sehr zur Verwaltung hingezogen, um derselben bis zum

Siege der Partei zu entsagen, welcher er von jeher angehört hatte. Auch mochte er es möglich denken mit einem Kabinette zu regieren, welches seinen Anhaltepunkt in den Klauseln eines Compromisses zwischen beiden Parteien gefunden hätte. Seine Verwaltung zog sich den Ruf einer machiavellistischen zu und mußte jedenfalls den Schein einer solchen auf sich laden, wie alle Systeme, welche dem auf zwei Achseln Tragen huldigen.

Rogier, der Mann der Initiative, von dem die kühne Idee ausging, mit dem holländischen Rheine durch eine Eisenbahn zu concurriren, Antwerpen die Krone wieder aufzusetzen, welche Rotterdam ihm entreißen wollte, die große Weltstraße von Deutschland nach Amerika über Belgien zu führen, — Rogier ist es, der sich an die verhängnißvolle flandrische Frage gewagt, zu deren Lösung er schon wesentlich beigetragen und die ihm auch auf die Dauer gelingen wird. Rogier ist der höchste Ausdruck der liberalen Ideen: Freiheit, Licht, Expansion. Die Kirche ist ihm heilig, und er ist ein Mann von zu vieler Einsicht, von zu reichem Gemüth, um nicht überzeugt zu sein, daß die Kirche allein die gefährlichsten Wunden der Gesellschaft heilen kann, und eben deswegen will er wie jeder wahre Liberale, daß der Klerus nicht Kraft und Ansehen in Bestrebungen verliere, welche seinem Berufe nach der wahren Auffassung desselben ewig fremd sein sollten. Dieser Staatsmann hat sich im Dienste des Landes eine wohl begründete Popularität erworben, und hat inmitten des heißesten Kampfes das Banner der Verfassung immer unverbrüchlich hoch gehalten.

Man hat viel von dem Uebergewicht der Wallonen gesprochen in den Kabinetten, welche Belgien seit 1830 verwalteten, und es ist Thatsache, daß die Koryphäen beider Parteien in der Kammer Wallonen sind. Daran ist wohl am meisten der Umstand schuld, daß die Kammerverhandlungen französisch geführt werden, eine Sprache, welche dem Flamänder zwar zu Gebote steht, aber seltener in dem Grade, um als Redner darin zu glänzen.

Es ist dieser Uebelstand indessen weniger groß als man denken könnte. Die wichtigste Volksvertretung in Belgien ist die der Gemeinden und der Provinzen, durch welche dann das Gleichgewicht im Ganzen hergestellt ist, und über die allgemeinen Interessen der Nation ist man so ziemlich einig, man mag Wallone oder Flamänder sein, und da die Arbeit in den Bureaux der Kammern die Hauptsache ist, und die Fragen so ziemlich dort von vorn herein entschieden werden, so kann hier von keiner Tyrannisirung des flandrischen Elementes, welches nach Maaßgabe der Bevölkerung in den Kammern vertreten ist, die Rede sein. Und die Wallonen stehen gewiß im Patriotismus den Flamändern nicht nach. War es doch ein der Majorität nach wallonisches Ministerium, welches nach dem Februar von Belgien die Gefahren einer französischen Invasion abwendete!

XXII.

Unser berühmter Geschichtschreiber van Meeteren beschrieb vor dreihundert Jahren in der Einleitung zu seiner „Historie

des Vaterlandes" den Charakter der Niederländer wie folgt: „Sie sind im allgemeinen kaltblütig und besonnen in ihrem Umgang, und bleiben sich ziemlich gleich im Glück wie im Unglück, besitzen indessen Verstand genug, sind sehr gewerbfleißig und fähig alle Künste zu erfinden, zu begreifen und zu erlernen, daher sie alle Nationen übertreffen. Sie sind immer thätig und arbeitsam und nie müßig; geneigt zu Verkehr und Handel, welchen sie über die ganze Welt treiben, mehr als andere, sie sind von Natur sparsam, aber dem Erwerb geneigt und besuchen deßhalb gern andere Länder. Sie lernen und sprechen leicht alle Sprachen. Ihre alte Mundart ist die deutsche, und an der französischen Grenze sprechen sie auch wallonisch, einen verdorbenen Dialekt lateinischen Ursprungs. (Das Deutsche, bemerkt van Meeteren, beiläufig gesagt, ist eine harte aber vollkommene Sprache, welche an Alterthum und Vollkommenheit alle andern übertrifft. Der Reichthum derselben geht auch daraus hervor, daß sie 2170 Wörter von einer Sylbe enthält, wie Simon Stevin von Brügge beweist, der sie alle aufgezeichnet hat.) Niederland ist ein Land, wo der Ausländer besser aufgenommen wird als irgend wo anders, sein Volk ist gottesfürchtig christlich seit alter Zeit, und Neuerungen abgeneigt, weßwegen es auch die spanischen Superstitionen nicht dulden konnte. Die Niederländer sind zur Freiheit geneigt, wie es alle Historien, und auch die Kriege unserer Zeit beweisen. Niederland kann sich im allgemeinen rühmen, das vortrefflichste Land der Welt zu sein, wo alle Gewerbfleißigen ihr Handwerk gelernt, oder Gelegenheit fanden, es lernen zu können."

So weit van Meeteren vor 300 Jahren, und es gereicht Belgien zu nicht geringem Lobe, daß diese Worte des Historienschreibers im Wesentlichen bis zu diesem Tage auf dessen Volk anwendbar sind.

Ein neuerer Richter, Ludwig Napoleon, ehemaliger König von Holland, fällt in seinen Memoiren über die Niederländer folgendes Urtheil: „wenn man die Fähigkeit dieses Volkes erwägt in allem was es unternimmt, wenn man die großen Männer in allen Fächern betrachtet, welche aus demselben hervorgegangen sind, den Zustand seines Ackerbaues, seines Handels, seiner Künste und Wissenschaften, den hohen Grad seiner Cultur und seiner Kenntnisse, dann würde man es lieber einem Verein von Philosophen vergleichen, welcher in seiner Entrüstung über die Thorheiten, die Verirrungen, die Verkehrtheiten anderer Völker, sich ein Eckchen Land auserwählt hat, um dort seinen Sitten und den Eingaben seines Gewissens zu leben, während er mit Mitleid den Glanz und die lärmenden Vergnügungen, die Pracht, die Ueppigkeit, den Leichtsinn und die Sittenlosigkeit der andern Völker betrachtet. — Oder wie ein Volk, welches von der Vorsehung bestimmt ist, ein Vorbild für die anderen Völker zu werden.“ Diese letzten Worte (sie traten im Jahre 1820 an das Licht), klingen in der That wie eine Wahrsagung, wenn man an die Haltung der Niederländer denkt seit Februar 1848, an die Haltung der Niederländer, während ganz Europa in seinen Grundvesten erschüttert wurde.

Als ich die erste Hälfte dieses Buches schrieb, (im September 1847,) war es mir hauptsächlich darum zu thun, eine Seite des niederländischen Lebens zu schildern, welche noch wenig oder gar nicht dargestellt worden war. Die traurigen Ereignisse, welche uns seitdem heimgesucht, waren die Veranlassung, daß ich meine Skizzen um einige Radirungen vermehrte und aus dem Ganzen entstand das vorliegende Album. Als ich meine Erfahrungen in der Fremde, aus welchen ich in der dritten Abtheilung Einiges aufzeichnete, mit den Zuständen meines Vaterlandes verglich, wurde es mir klar, daß eben die Tugenden, die Eigenschaften, die Vorzüge unserer Ahnen, unter deren obschon auch geschwächtem Nachhall ich mich in der Jugend unbewußt so glücklich fühlte, daß diese es eben waren, welche in ihrer Nachwirkung unser Land vor dem allgemeinen Sturm der letzten Jahre bewahrt hatten. Ich sah auch ein, daß unser künftiges Heil auch dort wieder zu suchen sei, wo es früher her gekommen war; daß unsere Vorfahren in ihrer Weisheit Einrichtungen gegründet, in welchen der Keim, der Urstoff zur Lösung aller Fragen von Freiheit und gesellschaftlicher Emancipation beschloßen lag, mit welchen unsere Zeit so schwanger geht.

Unser Land ist, Gott sei Dank, von fremdem Einflusse ziemlich frei geblieben, und es ist ein Glück, denn wie könnte es sonst noch als Vorbild dienen? Belgien hat das verwirklicht, wonach alle Völker streben, aber es hat dies aus sich selbst gethan, und nur in der Form von ungefähr hier und da etwas Auswärtiges aufgenommen. Fern sei von mir, die

Abschließung gegen die Nachbarn zu predigen, allein das nur kann in einem Volke gedeihen, was aus ihm selbst hervorgeht. Was hat es Frankreich, was hat es Deutschland in der letzten Zeit nicht gekostet, daß es dem Auslande entlehnte politische Formen sich aneignen wollte, anstatt die Einrichtungen aus den nationalen Zuständen, aus dem Boden des Vaterlandes heraus zu entwickeln?

Ich habe mich in der Fremde nach wahren Elementen der Ordnung, der Freiheit umgesehen, und habe sie überall von Dornen und Disteln umwuchert gefunden. Auf dem niederländischen Boden allein schossen sie unabhängig und stolz empor, daß sie Alles andere in den Schatten verdrängten, keine Parasitenpflanzen irgend aufkommen ließen, und was war die Ursache davon? Die Entwickelung eines gesunden, kernigen Bürgerthums, unabhängig durch seine Gesinnung und durch die materiellen Mittel, durch welche es, Dank seinem Fleiß, seiner Sparsamkeit, seiner Ordnung, jene geistige Unabhängigkeit unterstützte.

Was läßt sich nicht von einem solchen Volke erwarten, und wie wohlthätig muß nicht dessen Beispiel wirken, wenn es zugleich beweist, daß das Königthum, ohne alle lächerliche Umgebung, ohne Kasten und Creaturen, auf die Liebe und das klare Bewußtsein eines freien Volkes gestützt, festere Wurzel schlagen kann, als die ältesten Dynastien, als selbst die, welche ihre Landeskirchen zu Vasallinnen haben?

Was aber trotzdem vor Allem Noth thut, ist das Erstarken des wahren religiösen Sinnes, welcher eine auf dem inne-

ren Wesen der Religion gestützte Kirche hebe und trage. Die Belgier verdanken ihrer Kirche unendlich viel, unter anderem, daß trotz des Strudels materieller Bestrebungen, jene Poesie, jene Lebensfrische dem Volke verblieb, welche die majestätischen Riten der Kirche materiell und geistig nähren, andererseits aber kann man den belgischen Klerus nicht genug auf das Beispiel seiner Vorgänger hinweisen, aus der Zeit, wo die Politik noch nicht die geistlichen Gemüther erbittert, sie noch nicht ihrem wahren Berufe entfremdet hatte.

In jener Zeit übte der aus dem niederländischen Bürgerstand hervorgegangene Geistliche die evangelischen Tugenden mit solcher Liebe und Ergebenheit, daß er über die Herzen des Volkes in der That den Scepter führte. Es wäre demselben aber um so leichter, in die frühere Bahn einzulenken, als ihm von Natur aus Finsterlinge verhaßt sind, wie man sie in Spanien und Italien findet, und wie sich welche in Belgien unter dem Schutze der Freiheit angesiedelt haben, um dort, wie überall, wo sie erschienen, zwischen Hirt und Heerde Streit und Zwiespalt zu stiften.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Werner.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wolffers, Franz

Flandrisches Album Stilleben, Genrebilder, Geschichte

Leipzig 1849

Belg. 282 gm
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10276949-0